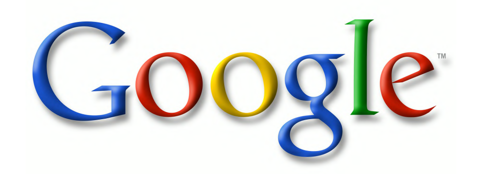





Aug F. Ammann




Aug. F. Ammann







Photogr. Reproductions-Verfahren des Art. Institut Orell Füssli.

Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1893

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Neue Folge:

Sechszehnter Jahrgang.

Zürich.
Höhr & Fäsi.
1893.



Photogr. Reproductions-Verfahren des Art. Institut Orell Füssli.

Zürcher Taschenbuch

auf das Jahr

1898

Herausgegeben von einer Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde.

Neue Folge:

Sechszehnter Jahrgang.



Zürich.
Höhr & Fäsi.
1893.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Die

Schlosser-Lavater'sche Korrespondenz

aus den Jahren 1771 und 1772.

Mitgetheilt von Seminardirektor J. Keller in Wettingen.

Johann Georg Schlosser, nach Hettner's Urtheil einer der gebildetsten und achtungswerthesten Männer des achtzehnten Jahrhunderts, gegenwärtig in weiteren Kreisen doch vornehmlich als Schwager Göthe's bekannt, gehörte zu den hervorragendsten Vertretern der deutschen Popularphilosophie im Südwesten und nahm innerhalb dieses Kreises durch verhältnißmäßig reiche, wenn auch spät entwickelte Gemüthsanlagen und Neigung zu einer radikalen Umgestaltung der gesammten Lebensverhältnisse wieder eine so eigenartige Stellung ein, daß er den Männern des Sturmes und Dranges von Frankfurt bis Zürich als einer der Ihrigen vorkam. In seinen Knabenjahren hatte Göthe an Schlosser, der für einen Brotberuf auf's Beste sich vorbereitete, als zu einem Vorbild emporgeschaut, ohne eine Ahnung davon zu haben, wie viel Aehnlichkeit bald sein eigenes Schicksal mit demjenigen des um zehn Jahre ältern Jünglings haben sollte. Eines Juristen und kaiserlichen Rathes Sohn fand dieser „strebende und das Allgemeine suchende Geist" geringe Befriedigung, in seiner Heimatstadt Frankfurt der Advokatenpraxis obzuliegen, und begab sich 1766 als Geheimsekretär und pädagogischer Rath

zu dem kinderreichen Bruder und späteren Nachfolger des berüchtigten Herzogs Karl Eugen von Württemberg, dem Prinzen Friedrich, welcher damals als Chef eines preußischen Kürassierregiments in dem pommer'schen Städtchen Treptow sich aufhielt. Es ging ihm auch hier nicht ganz so, wie er gehofft hatte; immerhin boten die Tagespflichten reichliche Muße, und diese verwendete er auf literarische Studien in der Welt Homer's Platon's, Shakespeare's und Pope's. Im nämlichen Jahr, als Göthe von Leipzig zurückkehrte, traf aber auch Schlosser wieder in Frankfurt ein: er wollte sich niederlassen oder sein Schiff, günstiger Winde harrend, bis auf Weiteres vor Anker legen. Berufsgeschäfte, litterarische Produktionen, der Verkehr mit dem jungen Geschlechte der Originalgenie's und den pädagogischen Neuerern, die rege Theilnahme an den 1772 gegründeten Frankfurter Gelehrten Anzeigen und ein ernstgemeintes Verhältniß zu der Schwester Göthe's füllten und erheiterten damals seine langen Tage. Die Liebe für Kornelia und die an ihren Besitz geknüpfte Bedingung trieben dann den zweiunddreißigjährigen Mann nach Süden, wo er bei dem trefflichen Markgrafen Karl Friedrich von Baden das zu finden hoffte, was ihm damals fehlte, eine gesicherte bürgerliche Stellung. Eine solche zeigte sich zunächst in Karlsruhe, hierauf provisorisch und 1775 definitiv in Emmendingen bei Freiburg. In der literarischen Welt heißt er fortan Schlosser von Emmendingen.

Einzelne Stellen aus den nachfolgenden Schlosserbriefen, deren Original Herr Antistes Dr. Finsler in Zürich mir gütigst zur Verfügung gestellt, sind bereits vor dreizehn Jahren von Ludwig Hirzel in der Zeitschrift „Im Neuen Reich" veröffentlicht und seither literarhistorisch verwerthet worden. Der Gelehrte, welcher jene Fragmente kennt, wird in unserer Publikation noch sehr Manches finden, was auf Schlosser's Charakter, Wirksamkeit und Umgebung aufhellendes Licht wirft; bei vielen

schweizerischen Lesern des Taschenbuches und zumal den Verehrern **Lavater's** dürften die Briefe in anderer Richtung ein ebenso großes Interesse bieten. Der Wunsch nach einer ausführlichen wissenschaftlich angelegten Biographie dieses hervorragenden Menschen ist durch **Muncker's** verdienstliche Skizze und **Bächtold's** lebensvolle Umrisse neu geweckt worden. Wer einmal dieser eigenthümlich schwierigen Aufgabe sich unterzieht, ist vielleicht für die geringste Vorarbeit dankbar. Daß bei den vermischten Predigten die lexikalische und grammatikalische Seite, für Manchen über Gebühr, berücksichtigt, auf den Inhalt dagegen fast nirgends eingetreten wurde, ist in der günstigen Gelegenheit begründet, zu zeigen, wie schwankend in manchen Punkten Schreib- und Ausdrucksweise überhaupt damals noch gewesen und wie rasch die Schweizer im XVIII. Jahrhundert seit Haller's erstem Auftreten sich die deutsche Gemeinsprache angeeignet haben. Eine Vergleichung von Lavater's Orthographie mit der gleichzeitigen Göthe's fällt keineswegs zum Nachtheil des ersteren aus, und im Ganzen genommen hat auch Schlosser seiner Ueberlegenheit sich nicht stark zu rühmen, wie sehr er auf seinen Aufenthalt in Niedersachsen pocht. Lavater als Prediger verdient freilich schon auf Grund seines Erstlingswerkes, wie mir scheint, weit größeres Ansehen, als man ihm zu zollen gewohnt ist. Doch darüber mögen Kundigere urtheilen, wie ich auch andererseits um gütige Nachsicht dafür bitten muß, daß Schlosser's Beziehungen zu den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahre 1772 an der Hand dieser Briefe hier keineswegs irgendwie erschöpfend dargestellt sind. Es gibt über jene bedeutende journalistische Erscheinung (wegen Göthe's Antheil an ihr) eine umfangreiche Litteratur, welche eingehender zu berathen mir Muße und Hülfsmittel fehlten. Noch bleibt schließlich zu bemerken, daß für die Jahre 1771 und 1772 lediglich **drei** Briefe von Lavater an Schlosser erhalten zu sein scheinen. Die beiden letzten liegen in doppelter Abschrift vor; die eine stammt von Lavater's Hand.

1.

Hochehrwürdiger Herr
Hochverehrtester Herr Diaconus

Euer Hochwürden werden durch Herrn Rathschreiber Iselin zu Basel einige Exemplare des Basedowischen Agathokrator[1]) erhalten, welche der Hr. Prof. Basedow mir zur Beförderung zu geschickt hat. Ich bediene mich dieser Gelegenheit, Ihnen das Geständniß der Ehrfurcht- vollen Gesinnungen vor Augen zu legen, welche ich Ihnen widmete, so bald ich aus Ihren Schriften den warmen Freund der Religion und der Menschheit kennen lernte. Ich würde mir diese Erlaubniß schon lange genommen und Ihnen zum Beweis meiner Verehrung zugleich den Catechismus der Sittenlehre für das Landvolk[2]) überreicht haben, wenn ich nicht gehört hätte, daß ein Freund dieser kleinen Arbeit sie Ihnen schon zu geschickt hätte. Ich lasse mich also lieber Ihnen von Herrn

[1]) Isaak Iselin hatte Schlossern, „einen ungemein viel versprechenden jungen Mann von Frankfurt", aufgemuntert, sich des Basedow'schen Werkes (Agathokrator, oder von der Erziehung künftiger Regenten mit Anhang und Beylagen. Lpz. 1771) anzunehmen (Iselin an Lavater d. d. 28. Nov. 1771). Eine Anzeige des Buches steht in den von Merck, Schlosser u. A. besorgten Frankf. Gel. Anz., Jahrg. 1772, S. 73—78.

[2]) Ein Exemplar der ersten Auflage übermachte Iselin an Lavater mit dem Agathokrator, für dessen Debit in der Schweiz die Beiden von Basedow bestimmt worden waren. Eine zweite Auflage des Schlosser'schen Katechismus wurde bereits im Januar 1773 ausgegeben (Preis: 15 Kreuzer), gleichzeitig auch ein Sittenbüchlein für die Kinder des Landvolks, „welches mit jenem Katechismus einerley ist; nur ist die weitläuffige Einleitung aus diesem weggelassen worden, um es wohlfeiler und nutzbarer zu machen" (Frankf. Gel. Anz., Jahrg. 1773, S. 24). Iselin hielt den Katechismus für „ein sehr artiges Werklein"; ein neuerer Litterarhistoriker nennt ihn eine der vorzüglichsten Volksschriften aller Zeiten (H. Hettner). Anders Professor Schlettwein, der am 25. Juli 1776 von Emmendingen aus an Iselin schrieb, er wünschte, daß Lavater „alle seine Fähigkeiten möge angewendet haben, das Gifft, welches Schlosser in seinem Antipope und besonders in seinem christlichen Catechismus (3. Theil des K. für d. L.) ausgestreüet hat, aus Schlossers und der übrigen jungen Menschen, die Schlossern

Basedows Hand vorstellen, und hoffe in dieser Gesellschaft eher einen Antheil an Ihrer Gewogenheit zu erhalten. Ich wünsche mir dieselbe nicht aus der lächerlichen Absicht, meiner eigenen Unwichtigkeit, durch eine erbettelte Bekantschaft mit grosen Männern ein Gewicht zu schaffen; sondern blos deßwegen weil ich fühle daß ich ohne solche Verbindungen, weder der Welt auf die Art nützen kan, wozu ich mich geneigt und nicht ganz unfehig finde; noch selbst im Stand bin diejenige Weisheit und Tugend zu erwerben, nach welcher ich zu streben anfing, so bald ich sie kennen lernte. Erlauben Sie mir deßwegen, verehrungswürdiger Menschenfreund, in der Zukunft Ihres gütigen Raths und Beystandes mich bißweilen in wichtigen Angelegenheiten bedienen zu dürfen. Alles was ich denke und vermag stehet Ihnen dafür zu Diensten, und eine jede Gelegenheit wird mir kostbahr seyn, bey welcher ich Beweise von der ehrfurchtsvollen Ergebenheit an den Tag legen kan, mit welcher ich unaufhörlich verharre

Euer Hochwürden

ganz gehorsammster Diener

Frfurt, d. 9. Nov. 1771.

Schlosser, Dr. u Pr.

Würtemb. Hofrath.

2.

HochEhrwürdiger Herr

Hochverehrtester Freund und Gönner

Höchstschätzbahr aber dabey auch sehr beschämend ist mir der Auftrag gewesen, mit welchem Sie mich in Ansehung Ihrer

---

umgeben, Seele auszureüten. Freünd!" fährt er fort, „wenn diese gräßlichen, doch aber sehr verwirrte, Ideen des Schlosserischen Catechismus um sich greifen, so ist Christus, und mit ihm aller Seegen von dem Erdboden verbannt. Ich werde einen weitleuffigen Brief an Schlossern schreiben und ihm die Wahrheit in ihrer siegenden Einfalt vorstellen".

Predigten beehren wollen. Ich habe meine Sprache durch einen Aufenthalt vieler[1]) Jahre in den Niedersächsischen Provinzen durch Zusammenhaltung beyder Dialekte zu verbessern gesucht, und mein Nachdenken nebst einiger Lektüre haben sie noch mehr gereinigt, aber in allem dem ist bei dem Schwanken unserer Schriftsteller und Sprachlehrer hier nie etwas mit Sicherheit zu sagen. Doch werde ich nebst dem Hofrath Deinet[2]) der Ihnen bekannt ist, wenn Sie es erlauben, das Msc. durchgehen und in Kleinigkeiten verändern, in wichtigen Sprachzweiflen aber Ihnen unsere Bemerkungen zuschreiben. In Ansehung des Inhalts bin ich zu gering zu urtheilen; aber mit der Freymütigkeit die jedem denkenden Leser zusteht, werde ich mir die Erlaubnis nehmen, Ihnen alle meine Einfälle mitzutheilen. Herr Zimmermann[3]) den ich eben spreche wird die Correctur mit Vergnügen auf sich nehmen, und wegen des übrigen werde ich so bald Sie mir Ihren Verleger anzeigen, das nötige in Ordnung bringen und Ihnen darüber zu schreiben nicht unterlassen.

Ihrer theuersten Freundschaft und Gewogenheit empfehle ich mich inständigst, und habe die Ehre mit größter Hochachtung zu seyn

Euer HochEhrwürden

gehorsammster Diener

Schlosser.

Ist es Ihnen gefällig, so schneiden wir künftig die gezwungenen Curialien ab und lassen nur das Herz reden

Frankf. d. 23. Dec. 1771.

---

[1]) Schlosser's Aufenthalt in Treptow erstreckte sich über die Jahre (nach der Ostermesse) 1766—1769; im Sommer dieses Jahres nahm er seine Advokaturgeschäfte in Frankfurt wieder auf (G. v. Loeper, Anm. zu Göthe's „Dichtung und Wahrheit", Hempel'sche Ausgabe, II, 277).

[2]) Johann Konrad Deinet, fürstlich waldeck'scher Hofrath und Verlagsbuchhändler in Frankfurt. Er besaß die Frankf. Gelehrten Anzeigen.

[3]) Vermuthlich ein (im Geschäfte des Verlagsbuchhändlers Brönner vorübergehend angestellter?) Schweizer. Vgl. u. Br. 5 u. 8.

3.

Hochwürdiger Herr
Hochzuverehrender Gönner

Euer Hochwürden Hoffte ich die Ankunft Ihrer Predigten[1]) zugleich mit meiner Danksagung für Ihre gütigste Zuschrift, schreiben zu können; da sich aber jene verzögert so kan ich mir das Vergnügen Ihnen zu schreiben nicht länger versagen.

Sie setzen wie Sie mir berichten Ihren Plan von den Aussichten in die Ewigkeit[2]) fort, und der Gegenstand auf welchen Sie geführt werden ist allerdings so wichtig, daß ich fürchtete Sie würden dadurch ganz abgeschreckt werden fort zu fahren. Wir wissen wenig von dem Cörper, aber dennoch können wir seine Kräfte mit einiger Bestimmung vortragen, und sie an gewisse Stellen setzen. Was wissen wir aber von der Seele, und wie sollen wir ihre Kräfte ansehen? Mich dunkt die gewissenhaffteste Betrachtung der Seele muß uns lehren, daß sie eine blose Bearbeiterin eines fremden Stoffes ist, und ich glaube daß kein Sterbliches auge diesseits des Grabs, die Art dieser Bearbeitung entwiklen kan. Bald sucht die Seele Gedanken, bald scheint sie sie nur zu nehmen; bald dringen sie sich ihr auf und sie stöst sie weg, bald liegen sie ihr vor dem Fuß und sie sieht drüber weg. Sie ist der Sitz der Empfindungen, und kan noch kein allgemeines

---

[1]) Das Manuskript der „Vermischten Predigten“, welche Schlosser zu revidiren hatte. Sie erschienen Frankfurt und Leipzig bei Heinrich Ludwig Brönner 1774. (Nicolai in Berlin hatte den Druck ausgeschlagen [J. G. Zimmermann an Lavater d. d. 3. Febr. 1772]).

[2]) Der erste Band dieses Lavater'schen Werkes (A. in die. E. in Briefen an Herrn Joh. Georg Zimmermann, königl. Großbrittannischen Leibarzt in Hannover) war 1768, der zweite Theil 1769 herausgekommen. Der dritte kündigte sich als letzten an (1773); doch gab L. 1778 noch einen vierten heraus, welcher Zusätze, Anmerkungen und Beilagen brachte.

Kriterium finden, welches den Werth dieser Empfindungen bestimmen sollte. Sie ist anders afficirt bey dem Anblik des Schönen als des Hässlichen; des Wahren als des Falschen, des Vollkommenen als des Unvollkommenen, aber, wie ist ihre Verfassung in einem oder dem andern Falle beschaffen? Was ist endlich die Triebfeber ihrer Wirksammkeit? Es lassen sich über das Weesen der Seele, ja blos über die empyrische Psychologie noch tausend Fragen aufwerfen, die doch wie mich dunkt[1]) immer vorher erörtert werden müssen, ehe Sie von der Vervollkommnung der Seelen Kräfte reden können. Wenn ich sage unser Verstand der itzo im 3 Grad steht, wird im 10 [10] Grad zu stehen kommen, so sage ich noch nichts, wenn nicht vorher gesagt worden ist, wie der Verstand in dem dritten Grade wirkte. Sie haben uns Feuer-ähnliche Leiber gegeben: Wie stehen diese im Verhältniß mit der Seele? Sie wirken schnell, leicht, weit auser sich, können sie eben so schnell in die Seele zurückwirken? Ich gestehe Ihnen daß ich mich in diesen Gedanken verliehre, und daß ich anstatt der Entzükung die Sie fühlen, eine Art von Niedergeschlagenheit bey mir empfinde, so offt ich über meine Seele nach denke. Je mehr ich ihr in ihrer Wirkung nach gehe, desto mehr fühle ich daß sie an die Materie unauflößlich gefesselt ist; und die subtilste Materie, ist immer Materie! Auch schwimmt mirs vor den Augen wenn ich mir einen Zustand der Vollkommenheit denken will. Diese Vollkommenheit kan in keinem blosen Anschauen bestehen. Ich muß wirken, immer fort wirken. Meine Einschränkung läst mich nicht hoffen daß ich ohne Widerstand wirken werde, und Widerstand erregt immer ein unangenehmes Gefühl. Ein

---

1) Ob Schlosser dünkt oder dunkt, würde oder wurde (Conjunct. imperf.) schrieb, lasse ich unentschieden. Das Zeichen ist beiderseits dasselbe. Aus den Druckwerken Schlosser's darauf zurückzuschließen, geht kaum an.

Gedanke spricht mir bey diesen Zweifeln noch Mut ein; ich will ihn Ihrer Prüfung unter werfen. Wenn man einen Elastischen Cörper aus seinem Ruhe Punkt bringt, so drängt er sich wieder hinein. Sollte die Seele nicht auch auf dem höchsten Grad ihrer eingeschränkten Vollkommenheit einen Ruhe Punkt haben wo sie, ohne einen weiteren Trieb höher zu steigen, zufrieden stehen bleibt und das ihr sonst so unangenehme Gefühl ihrer Einschränkung gerne erträgt? Vielleicht braucht sie zu diesem Ruhe Punkt mehr nicht als eine deutliche Einsicht in den Plan Gottes und eine höhere Kenntniß von dem Punkte wo sie stehet? Ist dieses so begreife ich einigermassen wie ein nicht ganz vollkommnes Weesen bey dem Gefühl der Unvollkommenheit die es noch in sich hat, doch glüklich seyn kann. — So weit hatte ich vor einigen Tagen geschrieben. Einige Geschäfte und Zerstreuungen, die mir leider auf dem Fuse nachfolgen erlaubten mir diesen Brief nicht zu endigen, und nun habe ich heute Ihre Predigten empfangen. Hr. Brönner[1]) brachte sie mir, und zwar gerade zu einer Zeit da ich Muse genug hatte gleich mit der Durchsehung derselben anzufangen. Ich freue mich daß ich etwas zu ihrer Bekanntmachung beytragen kan, und ich schmeichle nicht. Die erste Predigt hat mir vortrefflich gefallen, und schon lang hab ich nach der Seeligkeit geseufzt mich wenn ich so sagen darf nach der Seele Jesu zu messen. Sein Leben und sein Beyspiel ist mir unendlich ehrwürdig; und meine ganze Religion beruht auf den beyden Punkten, ihm zu gleychen; und von Gott zu hoffen daß er mir Kräfte zu diesem Entzwek geben wird. Das übrige verehrungswürdiger Freund ist so weit aus meinem Gesichtskreis gelegt worden, daß ich es nicht umfassen kan! In der andern Predigt hat mir der erste Theil um desto mehr gefallen, je richtiger er das elende verächtliche Gefühl zeichnet in dem ich mich nicht ohne Erröten

---

[1]) Vgl. S. 7, Anm. 1.

erwische. Aber der andere Theil hat mir nicht so viel Genüge gethan. Wahr ists daß keine größere Empfindung gedacht werden kan, als die Überzeugung von dem Beyfall Gottes; aber, ich weis selbst nicht warum diese Empfindung so viel von ihrer Energie in meinen Augen verliert, wenn ich sie mir als die Ehre Gottes vorstellen soll. Die Ehre setzt immer eine Vergleichung höherer Eigenschafften mit geringeren zum Grund; aber mit was soll das unermeßliche verglichen werden? Die Ehre schliest den Begriff von einem Gut ein, das von der Meinung anderer abhängt; wie kan ich mir ein solches Gut in dem gedenken der da ist und ist! Ich möchte gern alle anthropomorphische Vorstellungen von Gott verbannt sehen — verzeihen Sie daß ich streng urtheile. Sie suchen Wahrheit und ich auch[1]; und wehe wenn auch die Freunde der Wahrheit nichts thun wollten, als sich becomplimentiren!

Erlauben Sie mir, daß ich diesen allgemeinen Anmerkungen noch einige besondere anfüge, um zu hören ob Ihnen meine Anstöse eine Aufmerksamkeit zu verdienen scheinen; und ob und wie ich ändern soll.

Erste Predigt

so weit sich zu entfernen; und sich dennoch ein zu bilden, daß wir Jünger seyen.

[1]) Schlosser, dem seine Vernunft oberstes Kriterium ist, sucht Wahrheit wie Lessing. Ob er, wenn er sie fände, sie erkennen könnte, ist aber sehr fraglich. Das Wesen der Seele ist ihm etwas schlechthin Immaterielles; von der Vorstellung Gottes möchte er jeden anthropomorphischen Zug ferngehalten wissen: er will und will zugleich nicht — womit das Ergebniß seiner psychologischen und theologischen Forschungen freilich von vorneherein gegeben ist. Du gleichst dem Geist, den du begreifst, und: Wie Einer ist, so ist sein Gott.

Ich wollte lieber bey dem unbestimten bleiben; und sagen: und sich d. einzubilden J. und Jüngerinnen Christi zu seyn[1]).

möchte schreiben die beste Orthogr. mit ch[2]).

Setzen sie den Regenten der nach dem Willen Christi handelt, und den der nicht danach handelt sich entgegen. Nach einer nicht kurzen Beschreibung des ersten, sagen Sie: und er handelt nicht &c. Dieser Gegensatz nimmt sich dunkt mich nicht genug aus; Mallem. Nicht nach dem Nahmen Christi handelt er &c.[3])

auskünden; soll heisen verkündigen[4]).

Der Ausdruck Christus würde sich eines solchen Werks nicht schämen; komt 3 mahl vor meinem Geschmak nach ist er aber nicht ädel genug von Christo.

Bezweken, mallem sich zum Ziele setzen. Jenes ist nicht deutsch[5]).

die verachteten, verachtete[6]).

---

[1]) Lavater's Vermischte Predigten, S. 3. Die, übrigens unwesentliche Korrektur, ist angebracht.

[2]) Adelung läßt 1777 noch beide Formen zu (S. 554 des III. Theils seines gr. Wörterbuchs); in der Sprachlehre für Schulen, 6. Aufl., S. 212 erscheinen nur noch die Formen mochte und möchte. Bodmer hatte sich für „möchte" entschieden (Gottsched, ein Trauerspiel &c. 1765. V. 482; Die Rache der Schwester. 1767. I, 207); auch Göthe hat nur die Formen mit ch. Lavater ließ sich Schlosser's Verbesserung gefallen (a. a. O. S. 4).

[3]) Die vorgeschlagene Wendung ist angenommen (S. 7).

[4]) „Auskünden" ist jetzt durch „predigen" ersetzt. Lavater hatte das Wort aus der Zürcher Bibel. Vgl. z. B. Psalm 22, V. 24: So wil ich dein macht außkünden meinen brüederen. Luther hat dafür „predigen".

[5]) Adelung a. a. O. I, 899 (gedruckt 1774) bemerkt, es hätten einige Neuerer das Wort b. für abzielen, zum Endzweck haben, aufbringen wollen, aber wenig Dank damit verdient; das Wörterbuch von M. Heyne führt den Ausdruck als eingebürgert an und zitirt zum Beweis H. Treitschke. — Der Text in L.'s Predigt hat nun „zum Zwecke setzen".

[6]) Jetzt „den Verachteten", wohl statt „die V.", aber L. schreibt häufig, ganz nach Schlosser's Rezept, „Meine Theuerste" und „die Ärmste" (Plur. nom.)!

des Gedankens voll seyn, ist eine lateinische Wortfügung die sich Luther und andre erlauben, die mir aber sehr gezwungen klingt[1]).

wirken, schreibe ich lieber per i, als per ü, weil es von Werk herkommt[2]).

Er liebt seine Gattin wie Christus seine Gemeine. Diese zwar biblische Vergleichung erregt Neben Jdeen die ich gerne vermieden sehe; sie hat auch so etwas mystisches, das meinem plain thinking Head nicht einleuchten will[3]).

komt; nicht kömt, per ö[4]).

Der Haus Vater sagen Sie, macht seine Leut zu seinen Jüngern; mallem zu Jüngern Christi. Das Jüngermachen ist uns nichts nutze[5]).

Die Reflexion am Schluß des 1. Th. nach dem Spruch 1. Cor. X. Man kan also zu Ehre Gottes — essen; Folgl. können ꝛc. ist mit einem Ton angefangen, der eine längere

---

[1]) J. „voll von …". Luther hat übrigens gegen Schlosser Recht bekommen.

[2]) In den Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom Jahr 1772 hat ein und dieselbe Rezension (Göthe's von Lavater's Aussichten in die Ewigkeit, III. Bd.) die Form Wirkung (S. 699) und würksam (S. 700). Schlosser's Grund für i will nichts bedeuten; doch hat der Gebrauch für ihn entschieden. Die Zürcher Bibel bietet überall die Form ü, und so schreibt auch Gotthard Heidegger in seinen „Kleineren deutschen Schrifften", Zürich 1732. Unser Dialekt hat die Formen mit ü beibehalten. Lavater folgte der Belehrung Sch.'s (S. 8).

[3]) Jst gleichwohl stehen geblieben.

[4]) Jetzt „kommt" (S. 10). Adelung weiß, daß die umgelauteten Formen der II. und III. Pers. Indic. præs. „dem gemeinen Leben und der vertraulichen Sprechart" angehören. Doch hatte Klopstock noch 1752 und sicher nicht in Anwendung des niederen Stils Thusnelda sagen lassen: „Ha, dort kömt er, mit Schweiß, mit Römerblute, Mit dem Staube der Schlacht bedeckt!" So auch Gellert in der Erzählung „Der Bauer und sein Sohn".

[5]) Der feine Wink ist befolgt (S. 8).

Verfolgung verspricht. Ich wollte lieber sagen; denn man kan ꝛc. *ως εν παρωδω.*

Das Interesse Christi. ich weis nicht was ich an dem Ausdruck nicht billige, aber sapit nescio quid sordidi et humani[1]).

denen nur nie beyfällt; ist nicht Deutsch sondern provinzial. mallem nicht einmahl[2]).

Zwar wird meist ohne h. geschrieben. Wollen Sie das h. stehen lassen? Ich dächte nicht.

Es ist alles nicht wider ihn, aber doch nicht für ihn. Christus sagt wer nicht wider mich ist ist für mich[3]). sollte hier nicht die Eigenliebe eine Escapade finden?

Wir sind nicht unser selbst. Mallem. Wir gehören nicht uns selbst an[4]).

Joch Jesu kömlich. Die Stelle ist aus der Bibel und steht also wohl so in der Zürcher Übersetzung[5]).

Wollen Sie das Wort aber nicht in sanft verändern, oder wenigstens sanft auf den Rand setzen?

---

[1]) Lavater hat wenigstens die Wendung „das Interesse seines HErrn im Himmel" stehen lassen (S. 8).

[2]) Korrektur angebracht.

[3]) Lavater milderte: „Es ist beynahe alles, wo nicht gerade zu wider ihn, dennoch gewiß ohne ihn" (S. 14).

[4]) Der gute Schweizer änderte den kräftigen Ausdruck wirklich; doch blieb hart daneben, ohne Anstoß des Autors und des Korrektors, stehen: „unsern Leib . . . und Geist, als welche beyde sein sind".

[5]) Allerdings! Matth. Kap. 11, V. 30: „Dann mein joch ist kommlich und mein last ist leicht." Und diese Uebersetzung ist derjenigen Luther's vorzuziehen. Kommlich heißt bequem, paßlich, gerecht. „Ein im Hochdeutschen unbekanntes oberdeutsches Wort" sagt Adelung a. a. O. II, 1704. Es hat auch bei Weigand, Sanders und Heyne sein ursprüngliches Erdreich beibehalten, und Schiller's Versuch, es auf dem Boden des Bücherdeutschen einzubürgern, ist mißlungen. Die Mundart braucht das Wort immer seltener. Lavater fügt in einer Anmerkung den Ausdruck Luther's bei (S. 15).

Dann, als, adv. temp. mit a[1]). Wie Sie Selbst offt corrigirt haben.

Gleichgiltig lieber als gültig; weil es von Gelten herkomt[2]).

Sich in Jesum hineinbeten. Ist der Ausdruck nicht zu mystisch[3])?

Zweyte Predigt.

Das gilt ohne anders[4]). ein provincialismus. Ich ändere ihn durch gewis, ohne Zweifel.

Einander zu Richtern und Göttern erheben. Wollten Sie den Ausdruck nicht mehr bestimmen. z. B. Vergöttern und Richtern unseres Werthes ꝛc.

Staatsverbrecher im Reich Gottes. — Ist der Ausdruck nicht zu tändlend? nicht zu anthropomorphisch?

Anmassung. Vielleicht lieber Kühnheit; stolze Verwegenheit. Das Wort gefellt mir. Es drückt den Begriff des französischen pretention noch stärker aus; aber ob alle ihn erreichen?[5])

---

1) L. korrigirt „und wenn es euch dann gereut" (S. 15)..

2) „Immer fröliges Muthes liebe Lotte, Sie sind glücklicher als hundert, nur nicht gleichgültig" schrieb Göthe am 11. Sept. 1772 an Charlotte Buff. Auch die Frankfurter Gel. Anz. (z. B. 1772, S. 704) drucken „Gleichgültigkeit". Adelung kennt nur die ü-Form. Die Ableitung von gelten hat nichts auf sich. Weigand verwirft die Schreibung mit i und leitet das Wort von Gülte ab. Die neueste deutsche Orthographie gestattet giltig und gültig. Lavater hat dem Auftrag Folge geleistet (S. 16).

3) Jetzt „ihn ganz durchs Gebeth umfassen" (S. 19).

4) Mit Recht beanstandet und durch „gewiß" (S. 25) ersetzt.

5) „Sich einer Sache anmaßen" im Sinne von „e. S. ohne Berechtigung beanspruchen" ist freilich jüngern Datums und reicht im Gemeindeutschen nicht über das vorige Jahrhundert hinauf. Doch kennen Frisch und Adelung sowohl anmaßen als Anmaßung. Siehe übrigens unten S. 18! Es heißt bei Lavater nun: „eine Unverschämtheit, ein Raub und ein Eingriff in die Rechte der Gottheit" (S. 27).

Die Periode: Es ist so wahr — daß wir nur den Fall setzen dürfen, daß es uns vor den Augen aller Welt die größte Ehre brächte; daß uns jederman erheben und bewundern würde; wenn wir mit rc. — das Ev. annehmen rc. — würden; würden wir dann nicht tausendmahl geneigter seyn, alle Künsteley alle Abweichungen von dem geraden Weege bey unseren Urtheilen über den Lehren des Evang. und unserm Glauben auszuweichen? — diese Periode ist embrouillirt und defect. Der Gedanke ist so richtig als möglich; und deßwegen sollte er auch desto klärer ausgedruckt seyn[1]).

spezialere Beyspiele mallem bestimmtere[2]).

galante bürgerliche Welt. mallem feine[3]).

Das Verfluchte, was würde man sagen, steckt ihm im Kopf[4]). Ist dieses nicht ein wenig unter der Würde der Canzel=Sprache? ein wenig comisch.

Schreiben Sie mir bald Ihre Gedanken hierüber. Ich werde die übrigen Predigten indessen durch gehen, und von Posttag zu Posttag etwas einschiken.

Noch erinnere ich, daß sie offt setzen; dieß, anstatt dieses[5]), und frage, ob Sie Christus gerne lateinisch decliniren[6])?

In Ansehung Ihrer Orthogr. Gefellt mir Gebeth; nicht wie Gebet. obgleich der Grund den Sie haben böse ist. weil e lang

---

[1]) Die Periode ist trotz gegründeten Widerspruchs in ihrer ursprünglichen Fassung stehen geblieben (S. 34).

[2]) Ist geändert (S. 36).

[3]) Ebenso (S. 38). Lessing und Schiller brauchten galant gleicherweise statt elegant.

[4]) Jetzt „das verfluchte was würde man sagen: erschreckt ihn" (S. 39 f.).

[5]) Die abgekürzte Form war damals so gebräuchlich wie jetzt.

[6]) Wie auch die Frankf. Gel. Anz. und Göthe in dem Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu *** (1773).

wird; Doch ist die beste Schreib-Gewohnheit entgegen. Aber wir wollen das G. stehen lassen[1]).

Wider und wieder. Ebendiesen unterschied beobachte ich auch.

Wohl. müste wohl ein h. haben. Denn das h. ist bey mir ein Sig. productionis.

meynen mit y. ist gut, zum Unterschied; weynen aber ist ganz ungewönlich. Fürsehung ist gut; doch schreibe ich lieber Vorsehung. Denn Gott sieht nicht sowohl für uns (quod est species providentiae) als vorher. Indessen wird das Wort providentia meist in Rücksicht auf uns genommen, und deßwegen ist beydes recht[2]).

So viel von den Predigten für itzt.

Mit Vergnügen habe ich aus Ihrem letzten Schreiben gesehen, daß Ihre Familie vermehrt worden ist[3]). Gott seegne den neugebohrnen Menschen! Unter Ihrer Hand wird er gewis tugendhafft, wenn Ihr gottseeliger Eyfer seine Pflichten mit seinen Kräften proportionirt. Ich bin von Ihren großen Einsichten überzeugt daß Sie diese Vorsicht beobachten werden, die so viele grose Menschen ausser Acht gelassen haben, daß man wenige Beyspiele von Familien Grösen aufweisen kan. In mir sind durch eine anderst gelenkte Erziehung die besten Empfindungen so mit Schutt überladen worden, daß ich nun mich müd und matt grabe sie wieder hervor zu ziehen. In andern wollte man Nerven anstrengen die nicht da waren; oder die noch nicht elastizität genug

---

[1]) Gottsched (Kern der deutschen Sprachkunst, 1777) und Adelung (Wörterb. u. Sprachlehre für Schulen, 1816) schreiben Gebeth vor.

[2]) Ein Vierteljahrhundert später konnte Schiller das Wort „fürtrefflich" anwenden, um den altväterischen Stil zu charakterisiren (Wallensteins Tod, I, 5).

[3]) Nette Lavater, im Dez. 1771 geboren, später die Frau von Georg Geßner, dem Biographen Lavater's (Lebensbeschreibung I, 313)

hatten. — Wie viele sind durch solche Mißverständniße zu Grund gegangen!

Ihre Frau Liebste verdient Ihr ganzes Herz; und ich denke schon daß sie mir den schönen Zug einer ädlen Weiber-Seele zeigten, wovon Sie neulich schrieben. Sie will Sie auch einen Theil des Tags über besitzen! o Sie können in diesen Stunden nichts bessers thun als Sich ihr ganz zu wiedmen. Mich dünkt ich habe einmal bey dem Herodot gelesen daß die Meder diejenige immer für die besten hielten die am nächsten bey ihnen wohnten; und wie glüklich ist derjenige der das mit Empfindung sagen kan, was diese alte Nation aus einem stolzen Vorurtheil glaubte!

Hr. Brönner hat mir Ihr angenehmes Geschenk, den kleinen Calender[1]) überschikt. Ich werde ihn Ihnen zum Andenken aufheben, und danke Ihnen herzlich dafür. Ich wünsche, daß er Gelegenheit zu vieler Erbauung geben könne; aber halten Sie in der That, eine in Pensa zerschnittene Bibel-lectüre für nützlich? Fürchten Sie nicht, daß sie bald zu einem opus operatum umschlagen wird? Solange wir unsere Seele mit so vielen Schlechtigkeiten, mit so vielen heterogenen Sorgen belasten müssen, so lange können wir nicht hoffen daß wir täglich zu einer nachdenkenden Lesung der H. S. geschikt sind; und zudem wollte ich nicht daß man das Lesen der H. S. zu einer gottesdienstlichen Handlung gemacht hätte. Ich halte blos das Gebet, den Gesang, und die Sakramente für gottesdienstliche Handlungen im engsten Verstande, d. i. für solche deren erster Entzwek die Verherrlichung Gottes und das Bekentniß unseres Vertrauens auf ihn, und unserer abhänglichkeit von ihm ist. Predigten und Lesung der

---

[1]) Christliches Jahrbüchlein, oder auserlesene Stellen aus der heiligen Schrift, für alle Tage des Jahres, mit kurzen Anmerkungen und Versen begleitet. Zürich 1772.

H. S. sind, oder sollen blos unsere Belehrung zum Entzwek haben. — Vergeben Sie mir und belehren Sie mich, wo ich irre. Ich suche Wahrheit mit aufrichtigem Herzen. Mein probirstein aller Gedanken ist mein Herz; die Probe ist unsicher, aber sie ist doch sicherer als meine Einbildungs-Krafft, die ich in allem und allem blos als Marionetten Spiel betrachte und soviel ichs vermeiden kan, kein votum decisivum bey meinen Urtheilen haben darf.

Wenn ich Sie bitten darf, verehrungswürdiger Herr und Freund, — ich masse mir diesen Titel an, um ihn zu verdienen — wenn ich Sie also bitten darf, so lassen Sie uns inskünftig die Titulaturen abschneiden; unter allen manieren ist keine ekelhaffter, keine weiter aus meiner Seele getrieben als die Titulomanie. — In Hoffnung daß Sie diese Bitte Platz finden lassen, verharre ich mit großer Hochachtung des Herzens

Ihr

ergebenster gehorsamster Diener

Frfurt d. 8. Feb. 1772.

Schlosser.

Frfr. d. 12. Feb, 1772.

Fortsetzung der Bemerkungen.

III. Predigt.

In dem Gemälde von dem der seine Schoos-Sünden vertheidigt, sagen Sie: Wenn Gott um einer einzigen Herrschenden Sünde willen verdammt ꝛc. so blind ist wohl die Selbstliebe nicht. Ich wünschte lieber Sie setzten: um eines einzigen Flekens bey so vielem Guten[1]), vel simile quid.

Sollten unter den Mitteln die herrschende Sünde zu fliehen nicht die von der Vorstell. Gottes, und von der Abscheuligkeit

[1]) Es heißt jetzt auch so (S. 58).

der Sünde zuerst stehen, weil diese am wirksammsten sind? sollte nicht auch die Vorstellung von der moralischen Unvollkommenheit ein kräfftiges gegengifft seyn. Die Furcht vor dem, was die Alten schlechter werden nannten hat mich schon von manchen selbst s. g. Schoos-Sünden abgehalten.

IV. Pr.

Subtile Verfolgung. Mallem verborgene[1]) vel tale quid, ne laborare sua inopia videatur lingua nostra.

Nach einem Vokal schreibe ich tz. z. nach einem Cons.[2]) ausgenommen wo das Wort mit z anfieng das durch præfixa oder Composition in die Mitte kam: z. B. setzen. Arzt. bezahlen.

V. Pr.

Unausweichlich. Ich weis nicht ob dieses Wort autorität hat[3]). Ich setzte lieber unvermeidlich. So lange die Menschen ihre Natur nicht ändern werden. Werden sie dieses je? Ich weiß wohl daß Natur offt für das genommen wird was man Way of thinking, Charakter ꝛc. nent, aber man muß schon denken können, wenn man diesen Unterschied anwenden will.

Werden wir nicht (wenn uns einer überredet) Ja sagen: adderem ihnen zu gefallen[4]).

Feuersteine deren Rauch auffsteigt — ist das nicht *μεταβασις εις αλλο γενος*?

Hürisch aufgemutzt[5]). Wenn ich recht lese so ist dieses ein provincialismus.

---

[1]) Ebenso (S. 72); später (S. 75) „verfeinerte Verfolg.".

[2]) Warum k nicht gleich behandelt ist? „Verdoppelt wird es nach scharfen Vocalen, doch nicht durch kk, sondern durch das ck; Pak, Stük ꝛc. mit einem k zu schreiben ist gar lächerlich" hatte bereits Gottsched gelehrt.

[3]) Wenigstens nicht diejenige J. L. Frisch's und Adelung's. Aber Lavater hat das Wort stehen lassen (S. 100).

[4]) So heißt der Text jetzt S. 105.

[5]) Dafür jetzt „ausgeschmückt". Adelung bemerkt, aufmutzen im Sinne von aufputzen sei zwar jetzt (1773) in Ober- und Niederdeutsch-

VI. Pr.

Praktische Erklärung. Wollte ich ein ander Wort substituiren[1]).

Lasset uns nun Petrum stehen lassen. Mallem auf die Seite setzen[2]); die Augen von ihm wegwenden. Gedanken die ihn dunkel abgehalten haben; dunkel abhalten, kan nicht gesagt werden. Mallem bey ihm erwacht seyn und ihn ꝛc.[3]).

Umstände die eine Aenlichkeit mit Petri seinen haben[4]): Mallem mit denen haben in welchen ꝛc. geniren. Gewalt anthun.

Ein bedenkliches Achselzücken — das sind die Götzen die wir anbeten[5]). Nollem in rebus anectendis hac uti metaphora. Quid si diceret: das sind die Götzen die wir fürchten. Es ist itzo doch schon das; ist nicht deutsch. ponerem es ist nun doch schon einmal so[6]).

VII. Pr.

Über etwas herfahren. ignobiliter dictum; mallem angreifen vel tale quid

Das Gewissen abschlachten. Tropus durissimus ut mihi videtur

Mit Todtesblässe erfüllen. *μεταβασις εις αλλο γενος*. Mallem überziehen.

Daß das Christenthum eine Thatsache ist. — Das ist es nicht; mallem auf Thatsachen beruhet.

---

land noch üblich, dagegen nicht mehr im Hochdeutschen. Die Zürcher Bibelübersetzung hat Matth. 12, 44, wo man das Wort erwarten sollte, „gerüstet und geziert". Sprachgeschichtliche Notizen bringt Weigand. „Und könen wol ere Döchters upmutzen" heißt es bei Lauremberg (Dat ander Schertzgedichte, V. 307).

1) Jetzt „wirksame" (S. 118).

2) So heißt es nun (S. 121).

3) Jetzt „Gedanken, die . . . wenigstens unmerklich, . . . ihn abgehalten" ꝛc. (S. 121).

4) L. verbessert so (S. 122). Die gerügte Wendung bei Klopstock und Schiller oft.

5) Jetzt: „Götzen, vor denen wir zittern" (S. 127).

6) „Es ist jetzt doch schon einmal so" (S. 130).

Das was die Engel mit Ehrfurcht nennen, wie ein Schwein besudle. nimirum dura et iniucunda metaphora.

Alle christliche Wahrheit wegspeüet. ist dieses wegspeyet, evomit etc. so ist auch diese Metapher hart und widerlich.

In dieser Predigt herrscht — ich rede frey; denn Sie erlauben mirs — zu viel declamation die Ihnen sonst nicht gewönlich ist. Ich hätte gewünscht daß Sie den schaalen Witz des Religionsspottes mehr aufgedekt, und stärker auf dem Gedanken den Sie nur berühren verweilt wären: daß nehmlich die Verspottung heiliger Dinge die Seele erst kindisch dann lasterhafft mache. In der dritten Predigt hätte ich auch gewünscht, daß Sie gezeigt hätten wie die Schoossünden entstehen, nehmlich: theils durch Temperament, theils durch Erziehung und Gewohnheit. In der VI. scheinen Sie mir zu weit zu gehen, wenn Sie alle Moral so sehr auf Jesum geführt haben wollen. Der Mißbrauch dieser Lehrart ist an vielem Naturalismus schuld. Da Heuchler und redlicher Mann diesen Nahmen bey allen Gelegenheiten gleich fertig auf der Zunge haben können, so ist dadurch ein gewisser Laut, ein Geleyer in die Religions-Moral gekommen, welche alle Nerven der Lehre erschlaffen machte. Christus ist gestorben um uns Kräfte zur Heiligung zu geben, um uns die Versicherung unserer Seeligkeit und Kindschafft zu schenken; bey solchen Materien ist also sein Nahmen nötig; aber es ist uns viel überlassen worden, und, wollen wir keinen Quietismus einführen, so müssen wir uns hier sehr vorsichtig verhalten. Sie sind ein Christ aus Gefühl und Überlegung; wie viele sind es aber blos auf Gründe ihrer Einbildungs Kraft? Sie werden mit diesem Nahmen Jesu nicht tändlen; Sie thun es auch nirgend; aber o Gott wie ekelhafft offt[1]) geschiehet nicht dieses bey unzälich

[1]) Der Zorn Schlosser's bezieht sich auf die Herrnhuter, welche damals in Frankfurt eine sehr starke Gemeinde hatten. Daß Göthe und

andern! Was machen unzälich andere nicht für ein Gewesch von dem Blut Jesu womit sie sich bald waschen, bald baden, bald berauschen, von den Wunden die sie sich eindrücken in denen sie schlafen, die sie anbeten, von dem Jesulein ihrem Bräutigam, und was dergleichen Dinge mehr sind? Warrlich[1]) solche Dinge haben unserer Religion bey superficiellen Köpfen ein so kindisches Ansehn gegeben, daß sie großentheils an dem Unglauben und der Fühllosigkeit schuld sind, über welche nun jeder Vernünftige klagt.

Verzeihen Sie daß ich ohne Umstände schreibe. Mein Herz verehrt Sie und läßt sich gern von Ihnen belehren; Mit diesem ganzen Herzen bin ich

Der Ihrige

Schlosser.

Fortsetzung der Bemerkungen.

VIII. Predigt.

Ein Tropfen Licht auf das durstende Herz gießen ꝛc. ist die doppelte Metapher[2]) nicht zu hart?

---

seine Mutter mit diesen Kreisen in enger Berührung standen, ist bekannt. Schlosser's spätere Frau mag noch stärker verworfen haben als er.

[1]) Vermöge der Abstammung von wahr, bemerkt Adelung im V. Theil seines Wörterbuchs (1786), „sollte die erste Sylbe gedehnt lauten, wahrheit, dagegen sie durchgängig geschärft ausgesprochen wird, als wenn das Wort warrlich geschrieben wäre; eine Erscheinung, welche viele befrembet hat, die daher entweder die Aussprache, oder die Schreibart verändert wissen wollten". Er will die Aussprache (freilich mit ganz unzulänglichen Gründen) entschuldigen und die richtige Schreibung beibehalten. Auch Weigand kennt die unrichtige Aussprache des gemeinen Lebens; seine Begründung derselben erscheint indessen kaum weniger mißlich. In der helvetischen Aussprache von Wahrheit ist das a jetzt noch kurz; der Dialekt des Zürchers spricht „Warret". Göthe schrieb (im November) 1772 (an Sophie La Roche) „Wahrheit", ebenso im selben Jahre Lavater. Die Berner und Zürcher Druckereien brachten dieselbe Form.

[2]) Sie ist mit Recht stehen geblieben (S. 170). Derartige Metaphern erregten wenigstens bei den Lesern Klopstock's keinen Anstoß.

Herzangreifend. Ist dieser Ausdruck nicht zu mystisch[1])
unzweydeutig; Ist dieses Wort gut[2])?

Bei dieser vortrefflichen Predigt fällt mir eine Stelle aus den Briefen des Erasmus ein; ich will sie hersetzen, vielleicht erlauben Sie mir sie in einer Anmerkung anzuführen: Rogatus a me familiariter (sagt er von einem Franziscaner) quibus modis praepararet animum suum, iturus ad concionandum? Respondit se solere in manus sumere [P] paulum et in eius lectione tamdiü commorari, donec sentiret incalescere pectus. Illic haerebat addens igneas ad Deum preces, donec admoneretur tempus esse incipiendi. l. 14. E. 15.

IX. Pr.

Bescheidenes[3]) Mittags Mahl. soll es modestum heisen, so ists recht; soll es aber adsignatum heisen; so muß beschiedenes gesagt werden. Es kan beydes angehen.

Auf einen solchen Fuß zu stimmen. *μεταβασις εἰς ἀλλο γενος*. entweder: Ton; statt Fuß; oder setzen[4]) statt stimmen.

disponiren — mallem gebieten[5]).

Heruntermachen; pro ausschelten ist unedel[6]).

Christus geschämt haben würde, davon habe ich schon neulich meine Gedanken geschrieben.

---

[1]) Lavater ließ den Ausdruck stehen (S. 177).

[2]) Frisch und Adelung haben es nicht, wohl aber Sanders. Dagegen fehlt es wieder bei K. Duden (1881).

[3]) Stehen geblieben (S. 196).

[4]) So heißt es nun (S. 199).

[5]) L. gehorcht: „daß Christus über ihre Güter zu gebieten hätte" (S. 199). Der jetzt gebräuchlichere Ausdruck „verfügen" sei in diesem Sinne im Oberdeutschen am häufigsten, sagt Adelung 1780.

[6]) Auch von Adelung der Sprache des gemeinen Lebens zugewiesen. Nach Heyne jetzt nobilitirt. Lavater hat es stehen lassen (S. 206).

Fürtrefflich: das Wort kommt von[1]) antecellere. Da nun ante vor und nicht für heißt, so schreibe ich lieber **vortreffl.**

In der Periode: Sie verharrten in der Apostel Lehre. — wir auch? Auch nur vom Bettag bis zum nächsten Sonntag? auch nur 3 Tage? Haben wir denn wirklich nur diese kleine Zeit über immer nach der Lehre des Apostels einzig und allein gelebt der gestorben und auferstanden ist daß er beydes über todte und lebendige hersche? — **wie manche die sich nicht dagegen empört, die sache für übertrieben erklärt, da sie doch eine Lehre der Apostel ist; so gewiß das N. Test. Gottes Wort, und Jesus Gottes Sohn ist.** In dieser Periode haben Sie die unterstrichenen Worte beygeschrieben. Sie scheinen mir aber manque; und mich dünkte es sollte darinn heisen — empört; haben doch wenigstens die Sache —[2])

Die Bemerkung, daß die christl. Relig. die Gemeinsch. der Güter anfangs einführt und daß keine menschliche Weisheit so weit gekommen, leidet eine Einschränkung. Man trieb sie in Sparta weiter als bey den ersten Christen, weiter als man glauben sollte daß die menschliche Natur sie ertragen würde. Freyl. bey andern Nationen hielte es schwer; die Arkadier und die Thebaner fanden an Platos Politik sonst keinen Fehler als daß er die Gleichheit der Güter voraussetzte, und wie Diog. Laert. erzält, war blos dieses Schuld, daß sie seine Gesätze nicht annahmen. Aber tausend Beyspiele wo menschliche Weisheit keine so auserordentliche Wirkung hervorbrachte, thun nichts gegen

---

[1]) Kommt von? **Weigand** (Wörterbuch der deutschen Synonymen [2. Ausgabe], Nr. 1902) weist die Form „fürtrefflich" bei **Göthe** (für unsere Epoche kann verglichen werden der Brief an Herder aus dem Herbst 1771 (W W. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie v. S. IV, 2. Bd., S. 5) und **Schiller** nach; doch sei sie oberdeutsch. Bei **Lavater** stehen geblieben (S. 207).

[2]) Die stilistische Korrektur ist jetzt angebracht (S. 209).

eins wo sie so weil kam. Wäre also nicht etwa dieser Gedanke so zu fassen:

Nur bey der Tugendhafftesten Nation, konte Menschl. Weisheit eine Gemeinschafft der Güter einführen, und auch das nicht ohne die Gewalt der Gesätze; auch das nicht ohne gänzliche Verbannung des Goldes und Silbers; bey den ersten Christen hingegen wurde sie einmütig, nicht allein ohne Gesätz sondern fast wider das Gesätz wenigstens wider das Recht einzeler Bürger eingeführt, und ohne das Gewaltsamme Mittel der Wegraumung irdischer Schätze lange unter wenigen, und im angesicht einer ganzen Stadt welche ganz anders lebte und dachte erhalten.

Wenn dieses nicht in den Vortrag selbst passen sollte, wie ich fast fürchte; so wäre doch vielleicht rathsam, den Leser in einer anmerkung auf diesen Unterschied der Spartanischen und der Christlichen Gemeinschaft der Güter zu führen[1]).

Nächstens werde ich, soviel meine Verdrüßliche und manchfältige Geschäffte es erlauben, die folgenden Predigten durchgehen, und ich hoffe daß zu Ende dieses Monats, wo nicht schon mit Anfang der künftigen Woche mit dem Druk der Anfang gemacht werden kan.

Herr Leisring[2]), der Ihnen in Zürich aufgewartet hat, ist heute bey mir gewesen. Ich finde an ihm einen auserordentl. Mann, und wünsche, daß er die Glükseeligkeit sich selbst zu leben besser als ich genießen können möge.

---

[1]) Ist geschehen durch eine Anmerkung auf S. 200 und zwar durch Schlosser's Hand.

[2]) Gemeint ist der anrüchige Genieapostel Franz Leuchsenring, dessen Namen A. v. Haller in einem Brief an Gemmingen (30. April 1772) ebenfalls „Leisering" schreibt (vgl. Hirzel's Ausgabe von Haller's Gedichten S. CDLXX f. und „Archiv für Litteraturgeschichte" Bd. XIV, S. 143 ff.).

Mit gröster Hochachtung und Herzlicher Ergebenheit habe ich die Ehre zu seyn

Euer Hoch Ehrwürden

Frfurt d. 16. Febr. 1777.

gehorsammster Diener

Schlosser.

[Adr.: A Monsieur Monsieur Lavatter Ministre trés fidéle de la Parole de Dieu à Zurich]

4.

Frfr. d. 7. März 1772.

Nicht ermüdend, Verehrungswürdiger Freund, aber beschämend sind mir die Aufträge die Sie in Ihrem Schreiben vom 26. Febr. mir haben geben wollen. Sie wollen daß ich meine Gedanken in Ihre Predigt von der Religionsspötterey einflechte! Meine Seele stellt eine Vergleichung zwischen Ihnen und mir an, und wenn ich ihr zuhörte, so würde ich nie die Kühnheit so weit getrieben haben, einer solchen Zumutung Gehör zu geben. Aber ich folge lieber meiner Begierde Ihnen zu dienen, und wage es darauf, ob ich dadurch bey Ihnen gewinne oder verliehre. Ich schicke Ihnen die Abschrifft meiner Einschaltungen nebst den Stellen mit welchen sie verwebt werden können. Jene habe ich mit Citations-Zeichen unterschieden, und ich ersuche Sie diese Stellen genauest zu prüfen und sie gefälligst wenn meine Gedanken Ihnen schiklich scheinen nach Ihrer Art umzuschmelzen, oder sie ganz zu verwerfen. Wenn ich dieser Predigt Declamation vorwarf, so wollte ich damit nur so viel sagen, daß Sie mehr auf die Strafe und Folgen der Religions-Spötterey als Laster und mehr unter der Voraussetzung, daß sie Laster ist, als auf ihre wahre innere und von der Wahrheit der Religion independente Häßlichkeit gesehen haben. Es war freylich hier der Ort nicht zu zeigen daß die Religions-Spötter die Wahrheit angreifen; aber ich hätte doch gewünscht, daß die Art ihres Aniffs mehr in Form ihrer Abscheulichkeit dargestellt worden wäre.

Dieses habe ich mich bemüht in meinen Zusätzen zu thun, denn wirklich, so leicht ich es mir vergeben und so sehr ich es für meine Schuldigkeit achten würde die Gesätze meines Vaterlands zu kritisiren und zu zeigen, wie wenig sie ihrem Zweck gemäs sind; so unanständig und sträflich wurde ich zu handlen glauben, wenn ich diese Gesätze lächerlich machen wollte. Sehen Sie, verehrtester Freund ob ich Ihren Sinn getroffen habe? Schiken Sie mir gefälligst die Beylage mit Ihren Korrekturen wieder[1]).

Ihre Übrige Bemerkungen habe ich berichtigt. Die Stellen die sie gern unverändert sehen mögen habe ich stehen gelassen, die andern nach meinem Vorschlag verändert. Die beiden Anmerkungen[2]) habe ich an gehörigen Orten beygefügt.

Ihr Religions-System trifft mit dem meinigen in vielen Stücken überein.

Ich halte den Menschen wie Sie für einen Abdruk Gottes wenn ich so sagen darf, d. i. ich glaube daß ihm ein Theil der Regierung der Welt frey gelassen worden ist. Ich glaube ferner, daß er anfangs alle verhältnißmäßige Kräfte zu dieser Regierung gehabt hat. Ich glaube daß diese Kräfte zerrüttet worden und ihm nichts übrig geblieben ist als ein Idealisches Bild der menschlichen Vollkommenheit und göttlicher Gröse, welches er zu erreichen wünscht, aber nicht kan. Ich glaube daß er ohne Offenbahrung in der Ohnmacht verzweifelt seyn würde, wenn er nicht durch aufrichtiges eyfriges Bestreben nach diesem grosen Entzwek

---

[1]) Lavater erklärt in der Vorrede (S. 4), er habe diese Predigten „ohne einige merkliche Veränderung (einige Nachlässigkeiten des Styls und einige wenige Zusätze, die ich auf Anrathen eines Freundes in die 13te Predigt einschaltete, ausgenommen) gerade so, wie ich sie würklich gehalten", herausgegeben (er verwechselt wohl die XIII. mit der IX. Predigt). Jedenfalls ergibt sich aus dieser Versicherung, daß diejenige über die Religionsspötterei in der ursprünglichen Form vorliegt.

[2]) Diejenige aus Erasmus (S. 183) und die erwähnte auf S. 200.

sich so weit über die Welt hinaus gesetzt hätte daß er ein lebhafftes Vertrauen auf seinen Schöpfer setzen könnte, er werde Kraft geben seine Wünsche zu befriedigen; das ist, das Ideal auszudruken wonach er trachtet. Ich glaube daß also schon das neue principium das Sie anführen vor der Offenbahrung Platz fande, und ich habe davon bey den Heyden merkwürdige Spuren gefunden. Plato, Aeschines, Cicero und Seneka erklären sich darüber sehr deutlich. Dieses Vertrauen auf Gott ist aber nicht so wohl ein neues principium, als vielmehr der Zuruf der den sinkenden belebt alle seine Kräfte anzustrengen, weil er der Hülfe versichert wird. Vor der Offenbarung muste dieser Zuruf aber noch sehr unmächtig seyn, weil er blos eine Folge des Räsonnements war, das immer bey unsern häufigen Irrtümern, nicht wahr sondern blos wahrscheinlich gemacht werden konte. An die Stimme des Raisonnements tratt nachher die Stimme Gottes. Sobald es nun gewiß ist, daß unsere Offenbahrung die Stimme Gottes ist, so können wir mit weit lebhafterer Zuversicht auf den Beystand Gottes unsern Weg ziehen, und nach tausend Fällen und Anfechtungen bey dem Gefühl unserer Schwachheit dennoch gewis glauben daß wir endlich unsern Zwek erreichen, und dem Ideal gleich kommen können, das uns im Auge schwebt. Die Versicherung des göttlichen Beystands ist aber unwirksam wenn wir ihn nicht glauben. Daher entsteht das Centrum aller Christentugenden, aus welchem den übrigen allen Leben und Kraft zuflieset. Die Offenbahrung geht aber noch weiter. Nicht allein versichert sie uns von der Hilfe Gottes, sondern sie giebt uns auch einen kleinen Finger Zeich[1]) auf den

[1]) Weigand sagt, das Wort Fingerzeig sei im XVI. Jahrhdt. aufgetaucht; Adelung, der dieselbe Schreibweise hat, nennt es ein oberdeutsches, das erst seit Kurzem auch von einigen hochdeutschen Schriftstellern gebraucht werde (1773). Schlosser leitet es, durch seine Aussprache verleitet, von „Zeichen“ ab.

medium Terminum wodurch diese Hilfe uns zu gute komt. Nemlich sie lehrt uns daß Gott Christum in die Welt geschikt habe, um uns zu unterrichten; daß wir ihn als den göttlichen Lehrer erkennen, daß wir glauben müssen, er sey unmittelbahr von Gott belebt, regiert, bewohnt worden, er sey in so fern eine person der Gottheit, als Gott durch ihn sich offenbahrt habe, durch ihn geredet und gehandelt, in ihm, wenn ich mich menschlich ausdruken soll die Stelle der Seele vertreten habe. Wir sollen ferner glauben, daß dieser Christus um unserer Sünden willen gelitten habe und gestorben sey; nicht als ob Gott an ihm eine Rache ausüben wollte, die er an uns ausführen sollte; sondern, weil nach unserm Verderben dieser göttliche Mensch uns anderst nicht erretten konte, als durch ein freymüthiges Bekäntniß der Wahrheit; durch Darstellung eines vollkommnen Musters, welches notwendig den Haß der Menschen und ihre äuserste Verfolgung ertragen muste; auch, zum überzeugenden Beweis der Wahrheit seiner Lehre den Todt leiden sollte. Das nenne ich das Fleisch Christi essen und sein Blut trinken; nehmlich, seinen Todt und sein Leiden als den stärksten Beweis seiner Lehre betrachten; ihn um dieses martervollen Todtes willen nicht verachten; sondern vielmehr selbst bereit seyn für seine Wahrheit zu leiden.

Dieses ist ein Abriß meines Glaubens. In der Überzeugung daß Gott keine positive Strafen auf mich legen kan; daß, wenn er solche auf mich legt, eine fremde Genugthuung der Größe Gottes nicht angemessen scheint, und mit der Natur der Sache nicht übereinstimmt; daß alle Stellen der H. S. die von einem Mittler und einer Genugthuung reden, so viel ich einsehe

---

[1]) Ihr werdet Keinen, der die ganze Kraft des Todes Christi bloß auf die moralische Kraft des Beyspieles eingeschränkt wissen will, jene Stellen oft und keck genug anführen hören, wo dieser Tod als eine viel unmittelbarere Ursache unserer Erlösung vom Tode und unserer Unsterblichkeit vorgestellt wird (Lavater in d. Vorrede z. d. Vermischt. Pred.).

theils in sich, theils durch andere Stellen, gar leicht mit meinem System vereinigt werden können. — Irre ich, so ist es mir zu verzeihen, denn Gott weiß daß ich Wahrheit wünsche, und daß ich vielleicht nicht irren würde wenn ich keine suchte[1]). Des bin ich gewiß daß ich sie mit Demut suche, und mich gerne belehren lasse.

Aus allem diesem, verehrungswürdiger Freund, und wollen Sie, mein Lehrer, aus allem diesem werden Sie sehen daß unsere Grundsätze sehr übereinstimmen. Ich halte Christum nicht für einen blosen Lehrer; ich glaube nicht daß seine Lehre ohne seine Person habe bestehen können; ich glaube nicht daß sein Todt ein bloser Zufall war. Ich halte ihn vielmehr für einen Menschen in dem die ganze Fülle der Gottheit wohnte, und zwar um deßwillen wohnte, damit sein Leben heilig und unsträflich, seine Worte kräftig, seine Thaten gros und der Ausgang aus dem Leben seiner hohen Lehre gemäs sey. Ich glaube daß er deßwegen in menschlicher Gestalt sich offenbahrt habe, damit wir Vertrauen auf ihn setzen, damit er weniger auserordentlich seinen Entzwek erreiche, damit er zeige daß in unserer Natur reine Tugend möglich sey; damit er den Unendlichen Zwischen Raum zwischen dem Menschen und ihm aufhebe. In so ferne nennt ihn die Schrifft einen Mittler; und weil er uns den Weg zur Seeligkeit und Tugend gezeigt hat, so wird er zugleich ein Erlöser, ein Versöner.

Sie, mein theuerster, scheinen mir Jesum und seinen Todt in Ansehung der Wirkung eben so zu betrachten wie ich, nur liegt dünkt mich der Unterschied darinn daß Sie glauben dieser Todt habe einen unmittelbahren Einfluß auf uns gehabt, habe unsere Natur gleichsam umgeschaffen, wenigstens eine neue Spring-

---

[1]) „Es irrt der Mensch, so lang' er strebt" läßt Göthe in seinem Faust (Prolog im Himmel) Gott sagen.

Feder entweder angelegt oder belebt. Ich denke hingegen daß diese Spring-Feder schon da war, aber nur unter Irrthum, unwissenheit, Kaltsinn, Verzweiflung ganz erschlafft oder über die Kraft ihrer Elastizität beladen war. Meine Meinung gründet sich darauf, weil, so viel ich die Menschen und mich selbst kennen kan schon die blose Vernunft an unserer Besserung gearbeitet haben, weil der Trieb nach Vollkommenheit schon erwacht seyn muß ehe sich der Mensch durch den Glauben an Gott und Christum vervollkommnen kan; ja, weil ohne Christum das Vertrauen auf Gott dem denkenden Menschen nicht eine unbelonte, vielmehr eine Trost volle Tugend ist. Der Todt Christi hat uns also nicht so wohl ein neues principium vitae gegeben, sondern er hat uns das alte neu belebt und seine unsichere Wirkung vest und sicher gemacht. Warum Gott diese Wohlthat nur einem Theil der Menschen erweisen wollen, das ist mir unbekant; nach meinen Grundsätzen aber scheint es mir sehr wahrscheinlich, daß wohl schwerlich eine Epoche in der Welt gewesen ist, wo die Menschen in einer gröseren Verbindung standen als zu Zeiten des Todtes Jesu, keine wo eine gänzliche Erneuerung des Moralischen Lebens nötiger war. Die Lasterhaften der Alten Welt, trieben ihre Ausschweifungen meist so weit daß sie auch die ersten Lehren der Vernunft übertratten, die guten, waren durch ihre blose Vernunft so gut als sie es in ihrer Sphäre seyn konten. Jenen würde Christi Lehre nichts genützt haben, diese konten biß auf einen gewissen Grad der Tugend durch ihre Vernunft, durch ihre noch nicht so verdorbene Empfindungen erhoben werden. Nach und nach würden aber diese beyden Hülfs Mittel ganz erstorben seyn. — Ihre Lehre, mein theuerster Freund, kan sich aus diesem Labyrinth, aus welchem meine sich mit Mühe rettet, so viel ich sehe gar nicht heraushelfen. Ich weis daß man Gott nicht beurtheilen soll, aber, wenn man Gründe als allgemein angiebt, so kan man doch zeigen daß sie nicht allgemein anzunehmen sind. —

[illegible] singen. [illegible] können [illegible]

[illegible] und [illegible] und [illegible] und [illegible] der [illegible] unter [illegible] und [illegible] zu [illegible] — [illegible]

[illegible] Sammlung [illegible] Sammlung [illegible] wurden.

fleisig mit aller Empfindung vorlesen. Ich würde sie dann von Zeit zu Zeit mir wieder die eine oder die andere Geschichte erzählen lassen, und mich sonderlich bestreben solche Geschichten zu erfodern, welche auf den Zustand, die Tugenden und Fehler der Kinder einen Einfluß haben. Den Hrn. Verfasser der Geschichte Jesu habe ich nicht die Ehre zu kennen. Ich bin für seine gütige Gesinnungen gegen mich dankbahr und weis daß ich sie niemand als Ihnen schuldig bin. Wollten Sie die Güte haben und mir bey Gelegenheit den Nahmen dieses Schriftstellers nennen, den ich verehre, weil er ihr Freund ist; und den ich mich beeile zu lieben, wenn ich ihn kenne!

Einen Ihrer besondersten Freunde den Hrn. Leisering habe ich vor einigen Wochen kennen lernen. Er liebt Sie sehr, und das originelle in seiner Denkungs-Art ist mir sehr ehrwürdig.

Für Ihr Wiegenlied [1]) danke ich Ihnen sehr. Es ist so sanft, so weich, — wie gut ists daß man schon an der Wiege die Possen vertreibt, die uns in unserm ganzen Leben so klein machen.

Schreiben Sie es meiner Begierde mit Ihnen mich zu unterhalten zu, daß ich solang bin; so unerträglich lang! Sagen Sie mir nichts mehr über die kleinen Bemühungen die ich mir mit Ihren vortreffl. Predigten mache. Ich lobe sie nicht um Ihnen

---

[1]) Das vierstrophige Wiegen-Liedchen ist 1772, 4 Seiten stark, publizirt worden und verdankt wohl seine Entstehung dem Interesse Lavater's an Basedow's Unternehmen. Die beiden ersten Strophen lauten:

Liebstes Kindlein! Meine Freude! Schlafe sanft in süsser Ruh'!
Schliesse bald, mein Herzchen, beyde Allerliebsten Augen zu!
Heiter sey dein Angesicht! Schlafe sanft und weyne nicht!

* * *

Weyne nicht; denn Engel schweben Um dich her und freuen sich;
Denn du lebst; wirst ewig leben! GOtt ist dein GOtt! Freue dich,
Liebstes Herzchen, daß du bist, GOtt dein GOtt und Vater ist!

zu gefallen, sondern ich weis was ich fühle, und ich sage nicht mehr als was mein Herz sagt. Ich habe Ihnen Beweise meiner Aufrichtigkeit gegeben; könte ich Ihnen redende lebhaftere Proben der Hochachtung und innern Freundschaft geben, mit welcher ich lebenslang bleibe

Ihr
gehorsammster aufrichtigst ergebenster
Diener und Freund
Schlosser.

NS. Biß Montag kan erst der Druk angefangen werden. Hr. Brönner hat andere Arbeiten die auf diesen Tag erst fertig werden. Zu der eilften und 12. Predigt habe ich auser einigen Kleinigkeiten die ich gleich ausbesserte keine Erinnrung zu machen; und eine kleine Reise hat mich gehindert die folgenden Predigten zu durchgehen. Der Druk wird aber durch mich nicht gesaumt werden. Wollen Sie die Fasten Predigten [1]) auch gerne bald haben, so kann mein Freund Herr H. Deinet, wenn Sie nicht mit Brönnern schon Vertrag gemacht haben, den Druk übernehmen.

5.

Frft d. 14. Aprill 1772.

Ich war eben im Begriff an Sie mein Verehrungs Würdiger Freund zu schreiben, als Hr. Kaufmann [2]) mir einen Abdruk von

---

[1]) Es handelt sich vermuthlich um Lavater's Festpredigten, welche 1774 in Frankfurt und Leipzig bei H. L. Brönner herausgekommen sind.

[2]) Christoph Kaufmann, von dem ich im Jahrgang 1891 des Taschenbuches einige Briefe veröffentlicht habe, ist als vierter Sohn des Statthalters und Seckelmeisters Christoph K. in Winterthur 1753 geboren. Man sollte nach Schlosser's Worten meinen, der junge Mann sei jetzt zum ersten Mal von Winterthur aus in die Welt gekommen; wenn er aber zwei Jahre darnach zu Straßburg als Apothekerbursche auftritt, so hat er vorher bereits in Bern, Tübingen und Freiburg ähnliche Stellungen

Ihrem Porträt, als ein kostbares Geschenk von Ihnen überbrachte. Es wird dasselbe mit unter meine schätzbarsten Besitzungen gezählt werden, und so offt ich es ansehe werde ich mir Glük zu einem solchen Freund wünschen. Ich danke Ihnen von Herzen, daß Sie bey mir auch ein solches Andenken stifften, und mich mit Ihrem Bilde eben so bekant machen, als ich glaube daß ich es mit Ihrem Geiste bin.

Mit Vergnügen habe ich Ihrem Freund alle nur mögliche Dienste angebotten, und es ist mir leid, daß er mir keine Gelegenheit dazu eröffnet hat. Es ist Schade daß Ihre Herrn Landsleute so spat aus ihrem Vaterland kommen. Die meisten scheinen nur für eine Stadt gebildet zu seyn, und es gehört viel dazu biß sie ihren Gesichts Kreis erweitern. — Doch es geht bei uns nicht besser!

Herr Brönner ist unerträglich mit seiner Zauberey. Ich weis nicht was das für Dinge sind denen Ihre Predigten weichen müssen. Er hat Ihnen wie ich von Hrn. Zimmermann höre selbst geschrieben, ich wollte er hätte lieber gedrukt.

Kölbele[1]) hat sich wieder aufs neue prostituirt. Vermuthlich hat er Ihnen seinen Traktat über die Wunder und seinen Zusatz zu den abgeschmakten Nekereyen womit er den rechtschaffenen Mendelson verfolgt zugeschikt. In jenem sagt er manche gute Wahrheit, die auch Wirkung thun würde, wenn er nicht einen so vielwissenden wunderbahr-affectirten Vortrag hätte; in diesem

---

verlassen. Oder ist im Text die Rede von einem andern Kaufmann, dem ältern Bruder Christophs?

[1]) J. Kölbele, u. a. Verfasser von einem „Kleinen Versuch über die Wunder nach Huttewillischem, Bonnetischem und Hollmännischem Leitfaden, nebst einigen Zusätzen über die Mendelsonischen und Kölbelischen Religionsstreitigkeiten", über welches eben erschienene Werk die Frankfurter Gel. Anz. vom 20. April 1772, offenbar aus Schlosser's Feder, eine Rezension bringen.

aber greift er den rechtschaffenen Berliner Philosophen mit einer so unanständigen Grobheit und mit solchen hämischen Unwahrheiten an, daß man nur halbehrlicher Mann zu seyn braucht um sich zu ärgern und ihn zu verabscheuen. Wie kan sich doch der Mann wundern, daß er von den Jurnalisten so erbärmlich mißhandelt wird! Ich beklagte ihn wirklich von Herzen, so lang nur Misanthropie oder vielmehr Hypochondrie und dummer Religions-Eyfer seine Feder führte, aber nun ist er mir ganz verekelt. —

In Ihrem letzten gütigsten Schreiben haben Sie der Einschaltung in Ihre Predigt vom Religions-Spott[1]) einen sehr nachsichtigen Beyfall gegeben. Ich habe sie also der Predigt beygesetzt, wie auch die beyden Anmerkungen. Nach Ostern werden Sie die geringe Anmerkungen die ich über die übrigen Predigten zu machen mir die Freyheit nehme, zur Beurtheilung erhalten.

Das Gemälde das Sie mir von Ihrer Geliebten machen, ist entzükend! Nie ist ein weiblicher Charakter schöner gewesen, nie ein Mann glücklicher als wer eine solche Frau verdient. In der That, das was die Menschen so hochschäzen, der Glanz des Cörpers so wohl als der Seele macht uns nicht glüklich. Wir sind erstaunlich von der Natur gewichen, und der Gang den wir gehen ist ein wahrer Seiltänzer Gang. Damit man uns sehe, uns bewundere, sich zu uns dränge, gehen wir lieber auf einem Zwirns-Faden unter lauter Gefahren und Unbequemlichkeiten als auf der platten Erde, wo wir so sicher und leicht gehen könten, wo wir alles was wir brauchen um glüklich zu seyn finden würden, als das an staunen einer Neugierigen Menge! Das ist bey mir keine Theorie sondern tiefes Gefühl, dem ich nach-

---

[1]) Die (VII.) Predigt von der Religionsspötterei enthält, so viel ich sehe, keine Einschaltung, ebenso wenig Zusätze und Anmerkungen. Vgl. übrigens oben S. 27, Anm. 1). Lavater muß sich später zu dem erEntschlusse ermannt haben.

gehen werde, so bald ich kan ohne grösere Pflichten zu entheiligen. — Ich weis nicht ob ich irre, aber mich dünkt dieser Gedanken liegt in einigen Lehren Jesu, sonderlich da, wo er die Verleugnung der irrdischen Güter empfielt. Sollte das nicht einmal ein vortreffliches Thema für wenigstens ein halbes Dutzend Predigten geben, worinn Sie bewiesen daß die Christl. Religion nicht eine einzige Verleugnung befielt, die die Natur nicht schon selbst dem Menschen auflegt, der glüklich seyn will? Sie wissen daß dieser unserer Religion so offt der Vorwurf gemacht worden ist, daß sie theils unmögliche theils schädliche Dinge in ihrer Moral anbefehle. Sie haben Selbst in Ihren Predigten über die brüderliche Gemeinschaft der Christen dahin reflectirt, aber, wenn Sie diesem Gedanken weiter nachhängen, so werden Sie dünkt mich finden, daß die Christl. Moral nichts thut, als daß sie die thörigten Ausschmükungen und Tändeleyen abschneidet, mit welchen wir unser Leben selbst beschwert haben. Der Mann, der alles was er hat verkauft und den Armen austheilt, und sich gerade so viel aufbewahrt als er durch seine Arbeit zu seinem Unterhalt brauchbahr machen kan, der Mann ist ein eben so guter Christ, als er ein vernünftiger Mann ist. — Noch mehr! Man siehet den Fluch den Gott in die Erde gelegt hat als Adam fiel, für eine Strafe an; ich halte ihn für eine Heilsamme Medicin, ohne welche der geschwächte Mensch elender als ein Thier worden wäre. Mit allen den wilden Begierden ohne Kräfte; den Leidenschafften, den Sorgen, den Schlechtigkeiten die wir an uns haben, würden wir unaussprechlich elend seyn, wenn wir die Hände in den Schoos legen könten, und wenn nicht wenigstens zwey Drittel unseres Welttheils noch immer in dem ersten Zustand der Welt, und ihrer glüklichen Einfalt bleiben müste. — Leben Sie wohl, und entziehen Sie nie, nie Ihre theuerste Freundschaft und Liebe

Ihrem von ganzem Herzen ergebenen

Schlosser.

6.

Frfr. d. 6. Jun. 1772.

Ich habe Ihnen, verehrtester Freund, die letzten Anmerkungen zu Ihren vortrefflichen Predigten ehe nicht schiken wollen, als biß ich zugleich Nachricht vom Anfang des Drukes beyfügen könte. Brönners Zauderey ist aber unendlich, und durch nichts zu erklären, als durch die Buchhändlers Politik, die nicht erlaubt einen Vorschuß in ein Buch zu steken, biß die Gelegenheit zum Debit nahe ist. Auf die Oster Messe konte der Druk nicht fertig werden, er muß also auf die Michaelis Messe anstehen, und wird so den Sommer über dahin geleyert werden. Sobald ich den ersten Bogen sehe gebe ich Ihnen Nachricht, ja ich kan Ihnen ohne Kosten, wenigstens ohne grose, die Aushäng Bogen selbst zu schiken, denn mein Freund Deinet schikt wöchentl. seine gel. Anzeigen nach Basel[1]), und da komts ihm auf einen Bogen mehr oder weniger nicht an. Nun folgen einige geringe Bemerkungen.

ad XIII.

Sie scheinen in dieser Predigt die Sympathie zweyer Herzen, die auf einen gegenstand eingeschränkte Freundschafft zu verwerfen, und nur die allgemeine Liebe der Christen zu empfehlen. Ich

---

[1]) „Finden die Frankfurtischen Anzeigen bey Ihnen Abgang?" fragt Iselin in einem Brief vom 27. März 1772 den Freund Lavater; „Bey uns ist er nicht sehr stark. Doch verdienen sie solchen." Am 10. August antwortet Iselin auf Lavater's Frage: „Ich kenne eigentlich keine wirkliche Verfasser der Frankf. Anzeigen. Doch habe ich in einigen Urtheilen Herrn Leuchsenring zu erkennen geglaubet. Ich hoffe diese Männer werden Nutzen schaffen — obwohl ihr Muthwille, ihr kostbahrer Thon, ihre entscheidende Dreistigkeit machen, daß sie nicht immer Beyfall verdienen. Bisweilen scheinen sie mir sehr ungerecht, z. E. in ihren Urtheilen über die Franzosen und besonders über die Jahreszeiten des Marquis von St. Lambert — Auch von dem Elementarwerke urtheilen sie gar zu cavalierisch".

weis daß jene nicht gebotten werden kan, aber ich finde in ihr[1]) so viele Seeligkeit, mein Herz lebt so ganz für sie, sie scheint mir eine so heilige, vortreffliche Göttliche Empfindung zu seyn, daß ich sie weder durch die Ausdehnung auf alle schwächen, noch am wenigsten, verwerfen kan. Ich wünsche allen gutes, ich mache mir ein Vergnügen daraus allen, jedem ohne Unterschied zu dienen; ich finde aber einen so unendlichen Unterschied zwischen dem ruhigen Vergnügen der allgemeinen Liebe, und dem schmelzenden Gefühl der auf einen oder einige Ge[gen]stände concentrirten Freundschafft oder Liebe, daß ich ohne diese die Schöpfung nicht halb so schön finden, daß ich ohne sie nicht anders glauben würde, als Gott habe mir zur Quaal ein Herz gegeben!

ad XIV.

Leben wir nicht für uns rc. adderem allein[2]), denn mir scheint keine Religion wahr, wenn sie uns verbietet für uns zu leben, und ich hasse den Pascal der die Christliche Moral so unverschämt übertreiben konte, daß er sagte: Nulle religion que la chretienne ne propose de se haïr. Ich glaube dieses Buch hat mehr Naturalisten gemacht als Voltaire.

ad 15.

Gliedlich[3]). Das Wort ist gewagt. Ich weis nicht ob es sein Glük machen wird.

ad 16.

Die §§ Zeichen bleiben wohl im Druk weg[4])?

---

[1]) Schon der letzte Brief Sch.'s deutet auf ein Verhältniß hin, welches dieser erst im Herbst dem Freunde eröffnet.

[2]) „Leben wir nicht für uns allein?" heißt es jetzt auf S. 326.

[3]) Das Wort ist stehen geblieben (S. 334). Adelung kennt es. Aber Schlosser's Zweifel erscheint durch die Sprachgeschichte gerechtfertigt: man sucht die Form bei Sanders, Weigand, Heyne und Duden umsonst.

[4]) Die einzelnen Unterabtheilungen der Predigt sind jetzt durch kleine lateinische Buchstaben bezeichnet.

ad 17.

[illegible]: Sie[1]): Welch ein Klaggeschrey — in allen Gesell-[schaften] wofern uns denn diese zu besuchen nicht von selbst ver-[gehen wird]. Das Unglück und die Noth vereinigt die Menschen, [und wenn] wir in das Elend fallen welches Sie beschreiben, so [werden die] Elenden sich gewis immer mehr vereinigen. — Das Wort [verleiden] ist theils auch nicht edel genug, theils brauchen Sie es [als ein] Neutrum; es ist aber eins von den ordinariis das in [Absicht] auf die Sache passive gebraucht wird. Ich sage z. E. [nicht im] guten Deutschen diese Sache verleidet mir, sondern sie [wird] mir verleidet.

[Um] sein bißgen Nahrung suchen ꝛc.[2]) würde die Reflexion [daß] die Kräfte sie zu suchen so gar erschlaffen sehr an ihrem [Platz] gewesen seyn.

[I]rdischgesintheit[3]); ein neuer Ausdruck, der vielleicht nicht [gefällt], ob er gleich analogisch gut ist.

[E]ntzükender Anblik für Gott[4]) — sollte der Ausdruck Gott [anstehen]? Das Wort entzüken, deutet eine Art der Erhebung

[1]) Jetzt (S. 392): „Welch ein Klaggeschrey werden wir in allen Gesellschaften, wenn nicht das Elend, das sonst Menschen vereinigt, in dem Fall allen Umgang aufhebt, in allen Gassen, allen Ecken und Winkeln hören müssen?“ Man sieht: Lavater hat die psychologische und lexikalische Lehre beherzigt. Adelung weist das Verb verleiden dem Stil des gemeinen Lebens zu und kennt es auch nur in seiner transitiven Bedeutung: einem etwas verleiden. Den transitiven Gebrauch in der gegenwärtigen Schriftsprache: „es leidet, entleidet, verleidet mir etwas“ kennt erst Sanders (Weigand nicht).

[2]) „Wie wird der eine dahin, der andere dorthin laufen, einen Bissen Nahrung zu suchen und mit erschöpften Kräften vergebens suchen!“ (S. 393).

[3]) Stehen geblieben (S. 395), aber mit gutem Grund nicht in den Wortschatz des Nhd. aufgenommen.

[4]) Jetzt „O schönes Schauspiel für GOtt“ (S. 403), welch ein Anblick für die Gerechtigkeit Gottes“ (S. 408 f.), womit (wenn überhaupt [zu be]ssern war) nichts gebessert ist. Unsere Sprache ist Menschen-

von ungewöhnlich starker Empfindung an, die bey Gott nicht Platz haben kan.

ad 18.

Das göttliche Recept gegen Theurung[1]). Ich weis nicht ob diese Allegorie sich erhalten kan; mir will sie zu niedrig scheinen.

ad 19.

Segne alle Abwarten[2]). Heist das nicht so viel als Wärter. Das Wort ist nicht deutsch. Ist es aber ein nomen officii, so kan ich nicht helfen.

Ich kan niederträchtig oder arm seyn. — mallem niedrig propter amphiboliam nisi sunt verba scripturae[3]).

Die Verblendung umringt die Augen[4]). Das ist das rechte allegorische Wort nicht von Verblendung. Mallem verdunklen, aber auch das gefällt mir nicht.

ad 20.

Kneiffe des Eigennutzes[5]); wenn ich recht lese. Das Wort ist theils gemein, theils wird es nach der besten Mundart Kniffe gesprochen und geschrieben. Mallem Kunstgriffe.

---

1) Der gegenwärtige Text bietet die schicklichere Wendung: „Hier ist also das große, einzige, göttliche Hilfsmittel gegen Theurung und Mangel" (S. 428).

2) Der schw. Pl. des nie in die Schriftsprache aufgenommenen Wortes hat sich noch mundartlich erhalten. L. korrigirt „Wärter" (S. 438).

3) Allerdings heißt es in der Zürcher Bibelübersetzung Philipper 4, 12: „Ich kann aber niederträchtig seyn, ich kann auch überfluß haben", wo Luther „niedrig" gesetzt hat. Adelung bemerkt, das Wort „niederträchtig" komme mit dieser Bedeutung „in den gemeinen Sprecharten, sowie im Oberdeutschen" noch häufig vor, sei aber „in der anständigen Schreibart des Hochdeutschen" veraltet. Zwingli in seinem „Lehrbüchlein" übersetzt humili sitibundaque mente: mit niderträchtigem turstigem gemüet (Ausg. von E. Egli, S. 24 f.). Pestalozzi und noch Jeremias Gotthelf brauchen das Wort in diesem Sinn. Bei Lavater auf S. 445.

4) Stehen geblieben (S. 454).

5) Ersetzt durch „Kunstgriffe des E." (S. 472).

Es ist keiner der nicht gehorsam bescheinen[1]) könte. Ist dunkel. Mallem; der nicht Gelegenheit hätte seinen Gehorsam ꝛc. zu erproben und an den Tag zu legen.

Der Finger Zeich[2]) aller redlichen — das ist so wohl in gutem als bösem Verstand zu nehmen. Ich wünschte also ein wenig mehr Bestimtheit. —

Es ist Ihnen überhaupt nicht zuzumuthen daß Sie bey diesem Gegenstand eben die Empfindungen und Gedanken haben sollten, die unser einem, der täglich mit politischen Dingen umgehen, darüber denken, lesen und raisoniren muß, einfallen. Ich will also von dieser Predigt überhaupt nichts sagen. Ich habe schon vor vielen Jahren die Idee gehabt politische Predigten und Cabinetspredigten zu schreiben; allein theils habe ich keine Zeit dazu, theils ist dies eine res soliciti plena timoris.

In der Vorrede

Sagen Sie einmal: Neben[3]) den zween Abwegen; mallem, zwischen den zween Abwegen. Was Sie von der Bibelsprache sagen ist sehr gut, nur wünschte ich daß Sie in einem Seyten Blik, den Mißbrauch dieser Sprache, in so ferne nur das bildliche in dem biblischen Styl gebraucht, und der deutsche Zuhörer mit Ebräischer Allegorie und Orientalischem Witz gemartert wird, verworfen hätten.

Ihre Fasten Predigten erwarte ich. Denken Sie nicht daß mich die Schreibart dieser Materie beleidigen wird. Ich weis wohl einen Unterschied zwischen den mystisch scheinenden Aus-

[1]) Jetzt „Gehorsam an den Tag legen" (S. 472). Mhd. bescheinen. Adelung kennt das Wort nur noch in der engeren Bedeutung „mit einem Scheine belegen" (bescheinigen).

[2]) Stehen geblieben (S. 477). Die Anwendung ist freilich auffallend: „eine so undankbare Seele würde der Fingerzeig aller Redlichen seyn" — sie würden mit Fingern auf jene zeigen. So mhd.

[3]) Jetzt „zwischen" (Vorrede 3, Bl. b).

drüken zu machen, denen ein Gefühl unterliegt, und denen, die nur Töne sind.

Sie werden vermutlich schon wissen daß Wieland eine Regierungs Moral unter dem Titel der goldene Spiegel[1]) geschrieben hat? Ich hätte gewünscht, daß er ein wenig tiefer geschöpft, mehr Laune und weniger Worte und Umschweife gebraucht hätte. Seine Erzählung von den Kindern der Natur und vom feuerfarbenen und blauen Affen sind angenehm, sie liegen aber unter vielen gemeinen Sachen die nicht einmal den Firniß der Neuheit haben, und Gebal ist kein Schah Baham, obgleich Danischmende weit besser als der Visir ist. Ich liebe indessen Wieland sehr, weil er sein vortreffliches Talent so fleißig und eyfrig zum Besten der Menschen anzuwenden sich bestrebt. — Leben Sie wohl verehrungswürdiger Mann und theurster Freund. Ich bleibe unveränderlich und von ganzem Herzen

Ihr

wahrer ergebenster Freund

Schlosser.

7.

d. 22. Aug. 1772.

Ich danke Ihnen, Verehrtester Herr und Freund, für die Bücher die Hr. Deinet von Ihnen mir zugestellt hat. Die Fragen zur Erziehung[2]) haben meinen Beyfall gar nicht. Die Anwendung ist zu schwer, und jeder Geist will auf seine eigene Art

---

[1]) Der goldene Spiegel oder die Könige von Scheschian. Eine wahre Geschichte aus dem Scheschianischen übersetzt. Leipz. 1772. Die Frankfurter Gelehrten Anzeigen vom J. 1772 bringen am 27. Okt. eine Rezension des Werkes.

[2]) Fragen an Kinder. Eine Einleitung zum Unterricht in der Religion. Von der Ascetischen Gesellschaft in Zürich. Zürich 1772. Zu den Gründern (1768) dieser Gesellschaft gehörte Lavater. — Am 18. Juni schrieb Iselin an diesen, er habe gestern das Büchlein (es ist 190 Seiten

entwikelt werden, so wie jedes Herz auf seine geführt werden will. Meine Gedanken von der Physiognomik werden Sie im 66. Blatt der hiesigen Zeitung finden.

Ihr Urtheil von dieser Zeitung [1]) macht dem Verfasser derselben Ehre; es ist aber auch nicht zu leugnen, daß der Tadel über die Flüchtigkeit einiger Recens. gegründet ist. Die Haupt-Absicht dieses Blattes ist wenigstens so viel ich Antheil daran habe, nicht so wohl Bücher Kentniß mitzutheilen, sondern Gesichtspunkt zu zeigen, in welchem die Wissenschaften gesehen werden sollen. Daher komts daß man offt blos mit dem Autor blos über seinen Gegenstand räsonirt, und seinen Gang nicht verfolgt; und dieses und die sorglose Freymüthigkeit und Ehrlichkeit womit die V. zu werk gehen, giebt ihnen einen Ton der Neuheit, der freylich seyt den Litteratur Briefen nicht viel gehört worden ist; und den die Klozische Schule [2]) in ihren Zänkereyen und schlechten Absichten verliehren muste.

stark!) erhalten: „der Gedanke ist wohl vortrefflich — und was ich von der Ausführung gelesen habe, hat mir ungemein wohl gefallen“. Zieht man von Schlosser's Urtheil über die „Fragen“ das Burschikose der Form ab, so muß man ihm fast durchwegs Recht geben.

[1]) Der Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen ist als Nr. 7 u. 8 der von Bernhard Seuffert besorgten Deutschen Litteraturdenkmale des 18. Jahrhdts. in einem Nachdrucke wieder zur allgemeinen Kenntniß gebracht worden. Wilhelm Scherer hat diese Ausgabe mit einer 90 Seiten starken literarhistorischen Einleitung versehen, Seuffert selber lieferte weitere 39 Seiten an bibliographischem und Registermaterial. Das spricht genugsam für die Wichtigkeit der Zeitschrift, zu deren Mitarbeitern neben Schlosser auch Merck, Herder und Göthe gehörten. Die Stadtbibliothek Zofingen besitzt ein Exemplar der gegenwärtig seltenen Publikation (Jahrgänge 1772—1784).

[2]) Christian Adolf Kloz, geb. 1738, gest. 1771, Professor in [illegible] der Begründer (1767) der „Deutschen Bibliothek der schönen Wissen[illegible], welche von seinen Jüngern unterstützt und fortgeführt wurde.

Brönner ist unerträglich langweilig! Bald hat er diese bald jene Arbeit vor, und biß itzt ist mehr als der erste Bogen von Ihren Predigten nicht fertig. Ich treibe an ihm wo ich ihn sehe; allein ich merke wohl daß es wieder umsonst ist, weil er doch auf die Messe nicht fertig werden kan. Er wird mir jeden Bogen vor dem Abzug zuschiken, und ich werde mir alle Mühe geben sie so zu durchsehen, daß schwerlich Fehler stehen bleiben sollen. — Herr Zimmermann wird auch sein Bestes thun. Der ehrliche Mann wird nicht länger als biß Ostern hier bleiben, und ich verdenke es ihm nicht. Bey unsern Crassis und Lucullis kan er nicht viel gutes stifften, und ein Mann von Gefühl, hat selten Geduld und Verleugnung genug, die Verachtung zu ertragen, womit der reiche Kaufmännische Pöbel den Gelehrten begegnet die in ihrem Brodt stehen.

Die Einschaltung in die Vorrede die Sie mir zu schiken beliebten werde ich besorgen. In der Sache selbst bin ich mit Ihnen unter der Einschränkung die Sie Selbst erkennen vom Ganzbiblischen sehr einverstanden.

Den 31. Aug. So weit war ich schon am vergangenen Sonnabend gekommen, als die Ankunft eines lieben Freundes mich auf das angenehmste unterbrach. Ich bin kurz danach mit ihm auf einige Tage von hier weggegangen und habe eine vortreffliche Woche meines Lebens genossen, sonst hätten Sie diesen Brief ehe erhalten. Ich fahre nun fort:

Die Bibelsprache hat gewis hier und da viele Stärke und Deutlichkeit, aber wenn ich mich nicht sehr betrüge so gehört weit mehr Geschik dazu sie, als seine eigene Sprache zu reden, und ich gestehe, daß ich einem mittelmäßigen und schlechten Pfarrer nicht rathen würde sie zu gebrauchen. Am Ende komt dünkt mich auch nicht viel darauf heraus, zunächst da wir doch nur des Apostels Sprache und die Sprache des Evangelisten durch die unreinen Canäle der Uebersetzer erhalten. Ich bemerke dabey,

daß doch meist die biblische Ausdrüke dem gemeinen Mann blos Wort bleiben. Christum anziehen; wird er dabey denken; so mit Christo vereinigt zu seyn, daß er lebt wie Christus? Setzen Sie der Prediger bleibt bey seiner Sprache und braucht um recht faßlich zu seyn eine ganze Stunde, das zu sagen, was er mit dem Wort Christum anziehen in einer Minute sagen konte; wird die Stunde weggeworfen seyn? Warrlich, Verehrtester Freund, der Weg zur Frömmigkeit und zur Tugend ist nicht wichtig, aber die Hütte wo sie wohnt, das ist das Wichtige. Auf die steifen Organe unserer Zeiten, thut ein starker allegorischer ausdruk lange die Wirkung nicht als er auf die Alten gethan haben mag, und ich liebe den Prediger mehr, der offt blos mit seiner Gemeine plaudert. Wenn Sie Selbst in ihrer ersten Predigt den ausdruk in Christo leben nicht mehr in freundschaftl. Sinnlicher Unterredung erklärt hätten so wäre mir die Predigt nicht den 10ten Theil so werth. — Aber deßwegen sagen Sie erkläre man die biblischen Redarten wohl. — Das ist wirklich viele Mühe umsonst; die eignen Vaterländischen Ausdrüke ihres Zuhörers braucht man nicht zu erklären und dann, wenn ich heute von dem Tode Christi rede, und brauche den Ausdruk: den Rok der Gerechtigkeit anlegen; soll ich mein Objekt liegen laßen und diesen in einer langen Parenthese erklären? — Ich gestehe Ihnen überhaupt daß ich glaube es steht zu mißlich mit der itzigen Menschheit als daß man mit der Triebfeder der Religion alles ausrichten könne. Die Religion ist Hauch, ist nichts wenn sie nicht aus einem Herzen fliest, das die Gottheit selbst umspannt und mit ihr lebt und in sie schmilzt. — Hier betrügt uns die Einbildungs Krafft erstaunlich. Solang wir noch nicht schon ganz fertige Ausdrüke haben für die Empfindung, so wird man den Betrug geschwind gewahr; weil man kein Zeichen für Dinge findet die nicht da sind; findet man aber Ausdrüke schon ganz bey der Hand liegen, wie will man da merken ob man

fühlt oder nicht? Genug man kan schwazen. Die Natur hat den Schrey des Schmerzens in uns gelegt. Denken Sie Sich einen Menschen der die conventionelle Ausdrüke des Schmerzens so wenig weis als er den wahren Ausdruk der Natur nachmachen kan, wird der jemand überreden, daß er Schmerzen fühle, wenn er keine fühlt? Lassen Sie aber eben diesen Menschen in schmerzen fallen; dann wird er seinen Ausdruk nicht vermissen. Der Freund Gottes wird ohne Bibel in seiner eigenen Sprache so stark reden als die Bibel; ein jeder Schurke aber kan der Bibel nach schwatzen.

Heute hat Herr Schinz[1]) Ihre Schweizer Lieder mir überbracht. Ich danke Ihnen dafür Herzlich; und wissen Sie was ich nun wünschte? — o es ist ein närrischer Wunsch, aber der einzige den man thun muß wenn man diesen guten Dingen Schwung geben und Ihren schönen Endzwek erreichen will. — Ich wollte daß Sie, oder einer[2]) der so warm fühlte als sie, in die Schweitzer Schenken in Stadt und Land gehen sich in die Kreise der Schweizer mischen, da sein Lied anstimmen, und die ehrlichen Leut bey ihrem Krug mit in seine Harmonie reisen könte. — Nennen Sie die diese schöne so rühmliche Dinge nicht Sünden Ihrer Jugend[3]). Wie stolz würde ich auf mein Herz seyn wenn ich so frühe Patriotismus empfunden hätte; wie stolz auf m e i n V a t e r l a n d, w e n n d a P a t r i o t i s m u s m ö g l i c h w ä r.

Ich habe kein Portrait von mir; aber wenn mein Freund Göthe, ein vortrefflicher Junger Mann, wieder aus Wetzlar

---

[1]) Der Bruder von Lavater's Frau.

[2]) Lavater's Schweizerlieder (1. u. 2. Ausgabe 1767, 3. Aufl. 1768; die vierte 1775) waren bereits 1769 von Kammerer Johann Schmidlin in Musik gesetzt worden. Die 3. Auflage besorgte und erweiterte Heinrich Egli 1786.

[3]) Nach dem Vorgange A. v. Hallers. Oder Haller nach dem Vorgange Lavater's?

[illegible] Schattenriß [illegible]

[illegible] von Ihren [illegible] zu was [illegible] aber wissen [illegible] zum Dichten ge- [illegible] Gewand ein- [illegible] liest, ohne [illegible] wird sie wie [illegible] Carikatur, [illegible] — [illegible] Sie singen [illegible] in reimlosen fünf- [illegible] wird es gewis [illegible] Enjambement er- [illegible] der Reime 3) der Feßel [illegible] nach dem zweiten Fuß [illegible] 4) können sie wie sie wollen [illegible] Verse mit weiblichen [illegible] 5) überall harmonisch [illegible] der Alexandriner, der Hexameter, [illegible] Sie mir die Flüchtigkeit [illegible] großen Sachen gesprochen [illegible] Zeit in Kopf und Herz, [illegible] Krisis, die bald reif werden muß, [illegible]

Ich umarme Sie.

Schlosser.

[illegible] Wetzlar am 11. September, um über Braunfels [illegible] zu gelangen. Acht Tage nachher war [illegible]

[illegible] der Fessel oder die Fessel"; er kennt auch „das [illegible] Und Heyne hat „der F." noch bei Lessing [illegible] Adelung's Schulgrammatik vom J. 1816: die Fessel.

8.

Mein lieber Herr Schloßer!

Auf Ihren lieben weitläufigen Brief erhalten Sie nur ein kleines. Ich traue Ihnen Geduld und Großmuth genug zu, daß Sie es für nichts, als was es ist, absolute Nothwendigkeit ansehen werden, daß ich so kurz seyn muß. Hätte ich Ihren Brief heute nicht erhalten, so hätt' ich vielleicht an Herrn Deinet ein Urtheil über die Recension der Fragen an Kinder hingeschrieben, daß wir einander in die Haare gekommen wären.

Wirklich ist mir Ihr Urtheil in dem Briefe und das in den Anzeigen schlechterdings unerklärlich. — Es streitet geradezu gegen die unmittelbare tägliche Erfahrung aller, die diese Fragen brauchen, oder durch diese Fragen zu Fragen an Kindern veranlaßt werden. Doch hierüber will ich weiter nichts sagen, als ... wer keine Kinder hat, der soll nicht von der Kinder Erziehung und Werken von der Erziehung öffentlich urtheilen — der Schade ist gar zu eingreifend; überhaupt verstehe ich die äußerst unbestimmten Erziehungs Ideen, die hin und wieder in den Anzeigen hingeworfen sind, nicht. Sie sollen für natürlich angesehen werden; ich finde sie, so weit ich sie verstehen kann, affectirt, künstlich, unnatürlich. Ich bin freymüthig. Seien Sie es auch. Zuletzt sag ich noch, daß ich keinen Theil an den Fragen habe.

Auf Ihre Gedanken von meiner Abhandlung bin ich sehr begierig. Das XI. Stück geht nun auch nach Leipzig. Der Recensent der Semler'schen Paraphrase des Evangeliums Johannis sollte in den Anzeigen seine Paraphrase davon herausgeisten. Semmler ich gestehe es, ist mit aller seiner Ehrlichkeits Parade mein Mann nicht [1]). Er hat den Fehler aller

[1]) In derselben Nummer der Frankf. Gel. Anz., welche die Zürcher „Fragen an Kinder“ besprach, stand auch eine Rezension von J. S. Semler's

mir bekanten Toleranz Prediger von Voltäre an bis auf die Verfaßer der Anzeigen, daß er intolerant gegen schwache und orthodoxen ist. Warum affectiren gelehrte, die Profession von Menschlichkeit machen, kränkenden Witz in Beurtheilungen? Ist das nicht Intoleranz in einem andern Kleide — Lachen und seüfzen — Was wollen Sie lieber? O mein Freund, nicht in einer hypochondrischen Stunde — bey dem ruhigsten und heitersten Gemüthe sage ich es: Allenthalben vermiß ich Menschlichkeit, Brüderlichkeit, selbst bey denen, die laute und leise Prediger der Toleranz sind. Unter tausend Recensionen, wo ist Eine im Styl eines Bruders gegen Brüder! So hoch ich Sie bitten kann, bitt ich Sie, dieß zu erwägen!

Brönnern soll heüt dringend geschrieben werden.

Zimmermann thut wol, wenn er zurükkömmt.

Alles, was Sie von der Natursprache sagen, hat seine völlige Richtigkeit — Nur liebster Freünd, scheinen Sie bey Ihren Anmerkungen den wichtigen Gesichtspunkt vergeßen, oder nicht fest genug vor sich gehabt zu haben, daß der Prediger — Schriftausleger ist. Er muß also, besonders die dogmatische und poetische Sprache der Schrift wenigstens erklären. Nein, keine ganze Stunde, keine halbe Viertelstunde sondern eine Achtelsminute braucht es jede biblische Redensart zu erklären!

Die Redensart: Christum anziehen zum Beweis, ist durch das: Leben wie Christus, wirklich nicht erklärt; nicht

Paraphrasis Evangelii Johannis, worin mit dem freilich vielangefochtenen Oberführer der damaligen Rationalisten sehr glimpflich umgegangen wurde. Lavater hat später gegen Semler's Deismus noch entschiedener Stellung genommen. — Der Rezensent Semler's (man sagte und sagt, es sei Herder gewesen [vgl. Scherer auf S. LIX u. LX des Neudruckes]) gab allerdings zu, daß im Johannesevangelium viel mehr stecke („inwendig in der Seele des [von Johannes dargestellten] Mannes, welch ein großer Sinn und Geist!“), als jener herausgeschält habe: daher die Forderung Lavater's, jener solle „seine Paraphrase davon herausgeisten“.

erschöpft; das tertium Comparationis ist, nach Tellers[1]) fein-logischer Weise in der Erklärung weg. Alle Mittel zur Tugend zu gelangen, sind für uns, für Anfänger wichtiger als die Tugend — d. ist: mit andern Worten gesagt: Stell einen auf den rechten Weg, so kömmt er von selbst an Ort und Stelle.

Liebe, oder die Seeligkeit, die mit der Liebe Eins, wesentlich Eins ist — ist der Zwek, der Geist, das Wesen der Religion — und aller Anstalten Gottes.

Dieser Zwek kann auf keine beßere weise befördert werden, als durch richtige liebevolle Erkenntniß des Gottes, der die Liebe und in der Liebe höchstseelig ist — diese Erkenntniß nun ist Eins mit der Erkenntniß Christi, des zum Gesichtskreiß des Endlichen erniedrigten Gottes, der humanisirten ewigen und unendlichen Liebe. Diese Erkenntniß ist ohne Schriftkenntniß wenigstens Anfangs unmöglich. Schriftkenntniß aber kann ohne deütliche, richtige, redliche, einfältige Schrift-Erklärung nicht gemein werden. Schrift Erklärung aber, ohne die Sprache der Schrift anzuführen — ist verlorne Arbeit.

Wenn ich von dem Tode Christi rede und den Ausdruk brauche, „den Rok der Gerechtigkeit anlegen" so rede ich nicht biblisch, sondern wie ein unsinniger.

Die Religion ist Liebe aus reinem Herzen, und einfältigem Glauben an Gott, der sich am vollkommensten in Christo geoffenbaret hat. Liebe ist Empfindung, Thätigkeit, Natursprache, belebende Kraft, Gottesgeistig, schöpferisch, allmächtig — Wer in der Liebe redet, in dem redet die Gottheit so eigentlich wie Sie immer kann. Liebe ist uneigennüzige Nuzbarkeit. Uneigennüzigkeit ist der Character Gottes — und seiner Kinder — Was

---

[1]) W. A. Teller (1734—1804), Propst in Berlin, ein anderes Haupt des deistischen Rationalismus, Verfasser eines Wörterbuches des Neuen Testamentes, welches bis 1792 fünf Auflagen erlebte.

Gott im großen damit vermag, vermag der Mensch im kleinen. Die Welt des Menschen ist für das Herz des Menschen so wenig zu groß, als die Welt Gottes für Gottes Herz zu groß ist. Zwölf liebreiche Menschen, die glauben, was der Gott der Liebe verheißen hat — oder die Religion in zwölf Menschen — könnte itzt noch so vieles ausrichten, als die zwölf Fischer aus Galilea wirklich ausgerichtet haben.

Der Mensch ist allenthalben Mensch. Behüt uns Gott vor künstlichen Theorieen, die einem jeden Menschen-Verstand ein eigenes Licht; jedem Herzen ein besonderes Feüer zuerkennen wollen. Wir haben Eine Sonne, und Einen Vater — jene erleüchtet aller Augen, dieser ist in aller Herzen.

Ich kann Sie versichern, daß die Schweizer Lieder hin und wieder die Wirkung thun, die sie verlangen. Hätte ich Gleims[1]) Muße, so wollt' ich beßre Lieder für das Volk machen, als er — und als ich Schweizerlieder gemacht habe. Aber — zwey oder drey unschäzbare Stellen ausgenommen, scheinen mir die Gleimische ein höchstmißlungnes Werk, das aber dennoch, wegen der guten Absicht Ermuntrung verdient.

„Ein Gott ist, Aristoteles
und Moses sagts —

ist wirklich rasend in Liedern für das Volk, und ekelhaft fad in Liedern für Gelehrte.

Die Aussichten sind nun wirklich fertig. Sie sollen solche recensiren. Ich weiß, Sie sind unpartheyisch und strenge — und fürchten sich nicht, mich zubeleidigen. Nun — nach Ostern —

---

[1]) J. W. L. Gleim (1719—1805), Verfasser der 1757 zuerst (und später noch zwei Mal) erschienen „Preußischen Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier" und der „Lieder für das Volk" (Halberst. 1772). Die Frkf. Gel. Anz. von 1772 bringen eine wohlwollende Beschreibung seiner Strophen „An die Musen", welche kurz vorher publizirt worden waren.

an das Gedicht. Itzt putz ich nur Pinsel und spitze Kreiden. Ich habe gegen den Jambus, den Sie mir rathen, die Haupt-Einwendung zu machen, daß eine unzähliche Menge vortreflicher Wörter, die häufig gebraucht werden müßen — entweder verbannt bleiben, oder eine willkührliche Quantität bekommen müßen, wodurch also mehr Monotonie als durch den Hexameter zu befahren wäre. Zimmermann[1]) in Hannover rieth mir indeßen was Sie. Das Urtheil zweyer Männer ist mir ausnehmend wichtig. Ich werde nun noch Herdern und Klopstok besonders darüber fragen.

Hier ein Pröbchen Hexameter, erste Spitze[2]), zu meinem Gedichte: Der Mensch (in der gegenwärtigen und zukünftigen Welt).

Wie zu seyn ich begann, wie erst ich nicht war, dann wurde
war, um ewig zu seyn, wie ewig der, der mich schuf, ist,
Darf erkühnen ich mich, zunahn dem heiligen Dunkel?
Flammennächte, wie die, die Edens Pforten umrauschten,
Daß erbebte die Erd, und daß umher sich die Cedern
Neigten gegen den Staub, und wie Zwirn am Feuer versengten,
Ach! Entsetzen schrekte sie fern, die ersten gefallnen,
Da die Felsen umher zerstäubten dem Donnergetöse,
Stürme stürzten auf sie, das Schnauben der flammenden Roße
Schnob aus dem Sturme sie an, und ergriff sie zermalmender, wenn nur
Ach! wenn bebend und matt der Frevel Gedanke nur aufstieg.
Einmal, nur Einmal zurük noch zu sehn nach dem duftenden Lustort,
Das der Allmacht in Wolken zu ihrer Bildung den Staub gab;
In der Erscheinungen Land, wo den werdenden: Hie bin ich Gott rief
Diese Donnergewölk', ach diese Schräken Jehova,
Schreken von fern der Gedanken kühnsten den Schwächsten der kühnen
Jeden Gedanken zurük, der an das Geheimniß hinaufschaut,
Das mein erstes Entstehen aus Gottes werde mit Nacht dekt?

---

[1]) Von Brugg, der Leibarzt, an welchen die „Aussichten in die Ewigkeit“ adreſſirt waren.

[2]) Anfang. Vgl. „Spitzartikel, Spitze eines Blattes“ und die Antwort Schlosser's.

9.

Frfr. d. 18. Sept. 1772.

Hätten Sie, mein Verehrtester Freund, Ihre Gedanken über die Recens. von den Kinderfragen nur immer an Deineten geschrieben, wie Sie dachten. Leute die mit einander umgehen wie wir, fallen einander um Kleinigkeiten so wenig als um große Dinge in die Haare. Wir suchen beyde die Wahrheit, und gestehn sie uns beyde ohne Rükhaltung; und keiner verlangt daß der andere so denken soll wie er; wenn er nicht diese Denkungs Art wahr findet.

Ich nehme indessen noch kein Wort von dieser Recens. zurük[1]); und behaupte noch immer daß es unendlich schwerer sey eine schikliche Auswahl aus diesen Fragen zu treffen, als selbst aus dem Stegreif welche zu machen. Setzen Sie z. B. Es tut einer die Frage 4. S. 2. Antwortet das Kind, Nein; so ists gut, antwortet es aber: Ja! Wie machen wirs dann? Wir fragen weiter. Z. B. Und wie kanst du das? Antw. Weil ichs weis. Woher weist dus? Weil mirs die Mama gesagt hat. Woher weis es die Mama? Weil sies gekauft hat. rc. rc. Sie sehen, Freund, wie leicht die Fragen deroutirt werden können. Setzen Sie nun der Mann oder die Mutter die sie braucht knüpft sie nicht sorgfältig zusammen; leitet nicht das Kind von seinen Nebenwegen zuruk; Was nützt ihr die Vorschrifft? und kan sie das; so wird sie auch schon selbst die Gelegenheit zu fragen vorzubereiten und die nützliche Fragen zu machen wissen. Es mag seyn daß einige gute Erfahrungen mit dem Buch gemacht worden sind; aber von wem? Von Männern die auch ohne gedrukte Fragen eben so weit gekommen wären! Und dann, wie ist es

[1]) Die fragliche Rezension kann nach dieser Erklärung schlechterdings nicht Herder zugesprochen werden (vgl. über diese Streitfrage S. LIV der Einleitung zu dem Neudruck der Frankf. Gel. Anzeigen).

möglich daß man von den Wirkungen dieses Buches schon itzt urtheilen kan? Die Früchte der Erziehung sind langsamm; sind immer unbeständig wenn sie frühzeitig sind.

Ich habe keins von den übrigen Erziehungs-Büchern, ausgen. die Lat. Uebers. des Baseb.[1]), in den hiesigen Anzeigen recensirt, und bin vielleicht auch nicht immer in den Grundsätzen, die die verschiedenen Recensenten angenommen haben, einig. So viel denke ich aber doch, daß man 1) in der Erziehung noch keinen sichern Zwek gesetzt hat. 2) daß man zu unserer Zeit dem Geist und der Seele zu viel giebt. Daß ich aber 3) nicht weis wie man einen Menschen der seiner und unsrer Natur nach wohl und recht erzogen wäre, in der Gesellschaft wie sie nun ist dulten könne[2]).

Ich gebe Ihnen gerne zu daß der Ton der hiesigen Zeitungen überspant werden kan. Aber ich weis nicht wie man eine Recens. unmenschlich und unbrüderlich nennen kan. Das Autorwesen ist so etwas flaches, daß ein Streich darauf, nie eindringen sollte. Die Überschwemmung von elenden Schmierereyen worin wir bald ersaufen müßen, haben wir blos dem übertriebenen Respect zu danken, den wir für Autoren als Autoren haben. Jeder glaubt er sey ein Geschöpf höherer Art wenn er ein Buch geschrieben hat, und kan man den Menschen diesen Wahn benehmen, so werden hunderte aus ihrer Studirstube herausgehen, um anstatt dummes Zeug in die Welt zu schreiben, ihre Weiber und Kinder glüklich zu machen, ihren Freunden und dem Staat zu dienen und in Wahrheit als Mensch zu leben suchen. Brüderliche Ermahnung en,

---

[1]) Libri Elementaris Pars I. in theodiscum sermonem translata. — — — a C. E. Mangelsdorfio. S. 250. Pars III. S. 94 (Frankf. G. Anz. S. 549—551).

[2]) Ganz ähnlich drückt Schlosser sich 1776 in seinem ersten Schreiben an Iselin über die Philanthropinen aus (Iselin's Ephemeriden, I. Heft des I. Jahrg.).

zureden u. dgl. hat diese Wirkung gewis nicht; aber ein lebhaffter Spott, der nicht den Mann, sondern den Autor trifft, und endlich diese Wasserblase von Autor Ruhm ihrer bunten Farben beraubt; das kan ungleich mehr wirken. Die Operation ist bitter; aber ihre Wirkung wird vortrefflich seyn, und Tausend dumme Werke zurük halten, die ohne dies vielleicht schon unter der Presse lägen, und Religion, Wissenschafft, und Gang der Menschheit noch mehr verwirren. — Ich bin nichts weniger als hart und menschenfeindlich, aber ich scheue mich nicht, zu behaupten, daß der, der eine harte Wunde schlägt, um das scribendi caco.. ter zu curiren, immer ein verdienstliches Werk thut, und viele vortreffliche Menschen dem Staat, den Familien, selbst der Kirche wiedergeben wird, die sonst nur für die Buchführer [1]) gelebt, und in ganzen Jahren mit ihren Schreibereyen nicht so viel genüzt hätten, als sie nun ihrer Familie mit einem einzigen heitern Blik nüzen. Doch auch das leugne ich nicht, daß starkes und lebhafftes Gefühl, und freyer Geist, offt auch weiter führt als die guten Entzweke erfordern; Ich selbst bin vielleicht manchesmahl in diesen Fehler gefallen; aber, das bin ich gewis daß nie privat Verbündniße mir einen Gedanken, ein Wort eingeflöst haben! Mit allem dem wollte ich daß meine Freunde mich bey diesem Blatt nicht mehr brauchten. Ich schreibe warrl. nur daran um ihnen einen Dienst zu thun, aber der Zeit Verlust und der Ekel bey Lesung schlechter Bücher macht mir den Dienst ein wenig theuer. Komts denn noch dazu daß man falsch verstanden und aus Dummheit oder Bosheit gar verhetzet wird [2]), so möchte ein

[1]) Adelung führt das Wort in einer Bedeutung an, die wir jetzt mit dem Fremdwort Colporteur verbinden. „Zuweilen“, fährt er fort, „braucht man es auch für einen Buchhändler, obgleich nicht ohne Widerspruch der letztern, die diese Benennung für unanständig halten“.

[2]) Vgl. unten S. 69, Anm. 2.

Mensch wie ich, der ich so ungern im Taumel und noch ungerner im Streit lebe, gern alles wegwerfen; denn die Menschen bleiben doch GipsGesichter, man mag machen was man will, und immer wird nur eine kleine Zahl wahrer Menschen übrig bleiben, die eine eigene Seele haben. Doch genug davon!

Wenn der Prediger Schrifftausleger ist, so thut er doppelt übel, wenn er zugleich die Sprache spricht die er erklärt. Ich weis nicht ob ich in meinem vorigen Brief schon bemerkt habe daß die biblische Sprache eigenthümliche fremde Sprache ist, und daß ich mich anheischig mache unter 10 Predigern, die sie fertig reden, immer acht zu finden, die sie immer als locum communem brauchen, und selbst nichts, gar nichts dabey denken. Auch das habe ich vergessen daß alle Allegorie und Bilder sprache ihren Wert von dem Platz erhält wo sie steht; und daß nichts fader wird als eine Allegorie an falscher Stelle.

Ob schriftl. Erklärung ohne Sprache der Schrifft verlohrne Arbeit ist weis ich nicht; aber mich dunkt so gut wir das N. T. Deutsch übersetzen, so gut können wir die Allegorie auflösen, zumahl da sie und alle Schrifft-Redensarten doch in unsrer Sprache blos Menschenwerk ist. Warum soll ich z. B. nicht eben so gut sagen können: Meine Neigungen meine Begierden verführen mich und machen daß ich jeder Reitzung zum Bösen unterliege, auch dann unterliege wenn ich schon das Gute erkenne; als: Der Geist ist willig das Fleisch ist schwach? Wie viel gehört hier dazu biß der Zuhörer immer lebhafft einsieht was Fleisch, was Geist ist?

Bey einer Rede vom Todte[1]) Christi, kan ich gar leicht sagen: daß wir der wohlthätigen Folgen derselben theilhafftig zu werden, uns anziehen müssen mit dem Rok der Gerechtigkeit.

---

[1]) Das war damals auch Schreibweise Göthe's (an Kestner d. d. 20. Nov. 1772; ebenso am selben Tag an Sophie La Roche).

brauche ich nun einen solchen Ausdruk und erkläre ihn nicht; so weis der Zuhörer offt nicht was ich sage; erkläre ich ihn, so verliehrt er den Faden der Rede.

Ich will gern glauben daß alle Menschen durch Gott einen Geist haben können; denn in der Geisterlehre bin ich wie ein Kind, wie ein altes Weib; ich glaube alles. Aber ob sie wirklich einen haben; ob Gott uns das Wunder thut; ob ers an den Aposteln gethan hat, ob es nötig ist, an allem dem zweifle ich sehr. Nicht drey Menschen denken sich in den Glaubens-Sachen gleich. Alle kommen vielleicht auf einen Punkt, aber jeder auf seinem Weeg. —

Es freut mich wenn Ihre Schw. Lieder wieder mit andern Banden als mit den Banden der Sklaverey binden. — Gleims Lieder sind wirklich ärgerlich. Ich habe ihm darüber geschrieben. Er hat mir aber noch nicht geantwortet, und ich hätte gewünscht, daß er antwortete, denn ich habe noch Vieles auf dem Herzen.

Ich wünsche Ihnen Glük zu dem Beschluß der Auszügen [Aussichten], aber ich zittere vor dem Auftrag der Recension! Unparteyisch, strenge, ohne Furcht Sie, der Sie in Ihrem Herz ein wahrer Mann sind, zu beleidigen, das bin ich; aber einsichtig genug — ich werde einen Versuch machen, und finde ich nichts kluges zu sagen, so schweige ich lieber.

Ihre Einwendung gegen den Jambus ist richtig; könnte ihr aber nicht mit geschikter Einmischung eines asklepiadischen Fußes, auch wohl eines Daktyls geholfen werden? Könnte nicht hier und da, etwa bey Reden oder Gesängen die Sie vielleicht einmischen Ein Ditoramb oder ein Horazisches genus gebraucht werden? Denn die Hexameter sind durch ihren Schlußfall auch sehr monoton; und verführen leicht zu Schwulst. — Ihr Pröbchen von dem Anfang des künftigen Gedichts hat mich mit der Versart gar nicht versönt. Ich wünschte daß Sie kalter anfingen, niederer den Ton stimmten, und den guten Gedanken, daß die

Schreken des Falls Sie abhalten von dem Entstehen des Menschen zu reden, klärer dargestellt hätten. Die Verse selbst sind dünkt mich nicht biegsam genug. Flammen Nächte, ist ein hoher Ausdruk, den ich nicht erreiche, und das Gleichnis vom Zwirn der am Licht brennt, komt mir zu niedrig vor; auch ist in dem Anfang eine accolutie, die ich da ungern sehe. Versuchen Sies einmal eben das in jamben und mit gleichem Ton zu sagen.

Sie sehen wie hoch, wie wahr ich Sie verehre. Nie würde ich mit einem andern Mann als Sie so aufrichtig reden. Ob wir gleich in vielen Dingen nicht einerley Meinung seyn mögen, so weis ich doch, daß Sie und ich etwas besseres kennen als die Autorschafft, und daß wir uns auf dieser Seyte getrost angreifen können.

Ich habe das Glük endlich gefunden mit einigen guten Menschen zu leben die den wahren Werth der Menschheit kennen. Noch mehr! Ich habe ein Mädchen[1]) gefunden das mich liebt, und das ich liebe wie mein Leben. Der Genuß dieser Glükseeligkeiten, hat mich viele Dinge als Kleinigkeiten ansehen gelehrt, auf die ich vielleicht sonst einen großen Werth gesetzt hätte. Ich fühle daß das Glük des Menschen im Begränzen besteht[2]) und wenn mein Mädchen einmal ganz mein ist, dann hoffe ich erst ganz den Zaun um meine Wünsche, Hoffnungen und Begierden zu ziehen, in welchen ich zufrieden leben und meiner Familie und meinen Neben-Menschen wahrhaftig nützlich seyn kan. — Ich schreibe Ihnen dieses als einem vertrauten Freund, in der Ergiesung meines Herzens; schreiben und sagen Sie aber niemand etwas von meiner Liebe. Sie ist so rein, so von Tugend und

---

[1]) Cornelia Göthe.

[2]) Eine Ueberzeugung, welche Schlosser schon vor mehreren Jahren ausgesprochen hatte (Vgl. s. „Leben und literarisches Wirken“ von A. Nicolovius, S. 14).

Vernunft gebilligt, daß ich sie unter guten Menschen nicht geheim halten würde, aber es stehen um mich herum so viele verdorbene Menschen, daß ich noch immer verbergen muß, was ich stolz wäre öffentl. Gott und seiner Vorsicht zu verdanken. Beten Sie für mich lieber Freund! und auch für meine Geliebte, für unsre Liebe, unser Glük. Ich umarme Sie

Schlosser.

10.

Zürich d. 14. u. 15. Oktob. 1772.

Mein theürer Herr Schloßer, seyen Sie mir willkommen ins[1]) Land der ehlichen Liebe — Mit Ihrem Verstand und Ihrem edeln, empfindsamen Herzen werden Sie glüklich seyn, denn Sie werden sich keine Ideale machen, die nirgends zufinden sind, nicht möglich sind, nichts in unsere Welt taugten, wenn sie möglich wären. Sie werden den Menschen nehmen, wie er ist; weil Sie Auch von den Menschen genommen werden wollen, wie Sie sind. — Sie Lieben — Ihr Herz nicht Ihre Imagination liebet — und die Liebe des Herzens ist — allmächtig. Es ist auf Erden kein Vergnügen, wie das: durch der Liebe Allmacht zu herrschen und von der Liebe Allmacht beherrscht zu werden. Ihre Liebste — wird Ihnen die Repräsentantin der ganzen Welt — Sie werden ihr Gottes Repräsentant seyn. — Wenn Sie ihr sagen, daß Sie mir das Geheimniß Ihrer Liebe entdekt haben; so küßen Sie Ihr die Hand in meinem Namen, und versichern Sie Ihren, daß von Frankfurt bis auf Zürich schwerlich Jemand an Ihrem Glüke so viel Antheil nehmen kann, wie ich.

Ich habe, mein Freünd, Ihren letsten Brief nicht vor mir; denn ich schreibe Ihnen izt im Keller; doch erinnere ich mich

[1]) Wir antworten jetzt auf die Frage: Wo angekommen? (Im Land). Die ältere Sprache (so das Nibelungenlied) fragte: Wohin gekommen?

noch so ziemlich gut des Innhalts. Laßen Sie mich also einige Anmerkungen machen.

Von den Fragen an Kinder für einmal kein Wort mehr, als dieß; wenn auch hier und dort, wie nicht zu laügnen ist, einzelne Fragen weggelaßen, oder beßer hätten abgefaßt werden können, so ist wenigstens der Gedanke gut, Fragen zu veranlaßen. Ferner ist darzuthun, daß bald auf allen Blätern solche Fragen vorkommen, an die wenig, selbst verständige Väter oder Mütter gedacht haben würden, ungeachtet es nun nachher leicht ist, zu sagen: diese Fragen hätten sie von selbst machen können. Überhaupt mein Freünd, dünkt es mich eine sehr unsichere Regel zu seyn, Schriften zu beurtheilen: Ein unverständiger weiß das Buch nicht zubrauchen — und ein verständiger hätte es nicht bedürft — Fürs erste nimmt und hat der Verständige nicht immer Zeit nachzudenken, und seine gedanken bis zur praktischen Brauchbarkeit zu entwikeln. Zweytens kann der unverständige dadurch immer wenigstens etwas Licht und Nuzen daraus schöpfen; und immer auf ein paar Stufen höher zu stehen kommen — und dann, mein Freünd, vergeßen Sie die von den meisten guten Autoren vergeßene unzählige Menge von Mittelmäßigen Lesern die gerade die sind, die am meisten belehrt werden sollten — Dieß, dünkt mich, ist gerade der Fall der Fragen — Die Erfahrung redet so deütlich, wie möglich, wider Sie, und so im Vorbeygehen zu sagen, redet die Erfahrung, aller seiner Fehler ungeachtet, dennoch für Basedow — die Erfahrungswahrheit vorausgesetzt, daß man niemals unmittelbar für Kinder schreiben kann, und daß immer noch ein verständiger Lehrer zur Anwendung dieser Schriften erforderlich wird.

Ihre Anmerkung über die Autoren ist leyder! nur zusehr gegründet; Es ist auch nicht zulaügnen, daß der demüthigende Ton der witzigen Laune bisweilen vortrefliche Dienste leisten und

glüklichere Curen machen kann, als der brüderliche, den ich wünsche; sowie auch ein gewißes Verhaßtes Geschöpf in der Welt — bisweilen schneller und tiefer curirt, als alle Prediger — ich mögte aber doch für meine Person der — nicht seyn. Noch eins, diese GeiselMethode gebührte eigentlich dem unmoralischen Schriftsteller — und wenn sie dem schlechten moralischen Skribenten nützen, und ihn nicht desperat machen soll, so muß er genöthigt seyn, dem Recensenten das Recht wiederfahren zu laßen, daß er sich in des Verfaßers Gesichtspunkt gesetzet hat. Ein Nebenumstand für viele Recensenten — und großen Tongeber in der litterarischen Welt!!!!!! und noch eine Anmerkung, die ich allen und jeden Theilhabern an den Frankfurter Anzeigen auf ihr Pult schreiben mögte. Wenn sie schlechte Autoren mit Nutzen züchtigen wollen, so müßen sie gegen gute äußerst billig seyn? —[1]) Sind Sie das nicht, so wird jeder schlechte Autor sich damit trösten, daß es dem guten nicht beßer gegangen als ihm — Er wird. sagen: „was soll mir das Urtheil von Männern, die der Ehrwürdigsten Namen nicht schonen; die besten Bücher verlachen; und von den guten und mittelmäßigen kein Wort sagen" — Dieß ist, mein Freünd, wirklich der Fall der Anzeigen. Dieß ließe sich mit frappanten Beyspielen zeigen.

Hasencamps[2]) Predigten z. E. sind meines Bedünkens sehr ungerecht recensirt. So viel originalles, wichtiges, herzliches ist

---

[1]) Das Fragezeichen wird heißen: Habe ich nicht recht? Lessing's Rezensionstheorie lautete anders.

[2]) In der Nummer LXXVI der Frkf. Gel. Anz.: „Predigten nach dem Geschmack der drey ersten Jahrhunderte der Christenheit rc. I. Sammlung 1772". Lavater stand mit Hasencamp im Briefwechsel und besuchte ihn 1774 auf der Rückreise von Ems in Mühlheim an der Ruhr. — Die Frankfurter verfuhren mit dem gefühlsmäßigen Christenthum, sobald es innerhalb der kirchlichen Formeln blieb, barsch und schroff abweisend. Die Collenbuschianer und die Anhänger Oettinger's ren ihnen ein Greuel.

darinn; So Manches Vorurtheil kurz neü und treffend wiederlegt — von dem allem Kein Wort in der Recension. Ein Ideal von Predigten — Ein einseitiges Ideal hingeworfen — und abgesprochen — diese Predigten haben nichts davon. Dieß ist bey weitem nicht das einzige Beyspiel. Was ist die Folge davon, der redliche verständige Verfaßer — ein Märtyrer der Wahrheit an seinem Ort, kein BrodScribent — wird von einer Menge Dummköpfen mit dieser Recension ausgezischt; und hundert schwache, die gerade dieser Predigten bedürfen, kaufen und lesen sie nicht, der schlechte Autor hörts und siehts — und glaubt sich so unschuldig, wie der wakere, der niedergemacht wird; und schreibt also fort, und der gute hört auf. Einmal, ich gestehe, daß ich lieber einen unvorsetzlichen Todtschlag begangen haben wollte, als eine solche unüberlegte Recension in die Welt hinaus geschikt zu haben. — Ich will Ihnen mein urtheil mit einer wahrhaften anecdote bestätigen.

Eine sehr große Freündinn der Herrnhuter las diese Predigten, worinn das Falsche des Herrnhutismus in einer Seite wiederlegt ist — und fand es so gründlich, daß sie sogleich 6 Exemplare kommen und austheilen ließ.

Ich habe noch Verschiedenes in absicht auf die Frankfurter Anzeigen auf dem Herzen; ungeachtet ich weder Ihnen, noch keinem Menschen verhehlen will, daß ich noch keine critische Schrift kenne, deren Verfaßer so vil Genie, Geschmak, Literatur, Freyheit, Witz und Empfindsamkeit hätten. Ich wünschte indeßen daß das, was ich Ihnen hier schreibe, allen Verfaßern derselben geschrieben seyn könnte.

Der Gang Ihrer Seele, mein Freund, so wenig ich Sie noch kenne, scheint mir dennoch after[1]) zu seyn. — Ich wollte

---

[3]) Vgl. Staub und Tobler, Schweiz. Idiotikon I, 124. Aus Schlosser's Antwort läßt sich nicht genau erkennen, ob er das Wort deutlich

wenn ich Muße hätte, eine philosophische Weißagung von Ihrer Denkensart in zehen Jahren Ihnen versiegelt übergeben dürfen.

Die Herrschende Religion ist so voll der abgeschmacktesten Begriffen, so entfernt von der Eigentlichen Natur und den Bedürfnißen der Menschen — daß der feinere Deismus so lang der einzige Zufluchtsort aller denkenden Köpfe bleiben wird, bis man die allgenugsamme Natürlichkeit der offenbarung Gottes durch Jesum Christum, und ihre unvergleichbare Schiklichkeit zu allen Bedürfnißen der Menschheit ins helleste Licht gesetzt haben, und die verschiedene Bilder der Schrift, vereinfachet und unter einen gemeinschaftlichen philosophischen Gesichtspunkt gebracht haben wird. und dahin, mein Freünd, geht meine Bemühung, mein Nachdenken, mein Gebeth immer mehr.

Bald werd ich Ihnen einige Proben der jambischen Einkleidung meines Gedichts über den Menschen zur Einsicht senden. Ihre Anmerkungen und Critik schinen mir gegründet. Ich werde so simpel wie möglich — so simpel anfangen, wie der Mensch anfängt[1]).

Von Zeit zu Zeit, rathen Sie mir Bücher an, die ich in Absicht auf mein Werk lesen soll. Sowol um der Natur der

---

verstanden hat. Lavater's Prophezeiung sollte jedenfalls Ausdruck einer gewissen Hoffnung sein, an deren Erfüllung er auch mitzuwirken gedachte.

[1]) „Dein Rath in Absicht auf die Versart ist ungefähr der Schlossersche — doch erlaubt er — doch befiehlt mir die Natur mehr Freyheit als du. Bis nach Ostern 73. rühre ich nichts mehr daran an. Eigensinnig will ich gewiß nicht seyn, aber doch standhaft. Denn am Ende muß ich doch meine eigene waage haben. In deine Absicht so sehr wie möglich verstanden zu werden, tret' ich immer mehr ein. Ich fange so simpel an, wie möglich — und schmelze 1000 Hexameter in 5 füßige Jamben um — aber hier die ganze Erhabenheit der Ode mit der Einfalt des Lehrgedichtes zu verbinden — Hoc opus — hic Labor!" (Lavater an Zimmermann, Nov. 1772).

Sache — als um der mehreren Deütlichkeit willen — werde ich mich vor allen Enjambemens so sehr wie möglich hüten. Verse und bestimmte Zeilen waren gewiß ihrer ursprünglichen Bestimmung nach, bloß um harmonischer Pausen willen. Erst durch Vergeßung ihres Zwecks, Erst durch Mißbrauch, können verschlungene Verse eingeführt worden seyn.

Meine Meynung von der Schriftsprache ist durch meine Predigtsprache deütlich. Wenn Ihnen meine Predigtsprache nicht mißfallen hat, so kann Ihnen meine Meynung von dem Gebrauche der Schriftsprache in Predigten unmöglich mißfallen.

Wenn mein bloß kaufmännischer Herr Schwager Schinz, mehr beobachtend wäre; so hätte er mir bis ich eine Zeichnung von Ihnen habe, Ihre Gestalt umständlich beschreiben sollen.

Steht in meinem Accord mit Brönner, daß er mir nur 2. Exemplar für alles, nicht, daß er mir 2. per Bogen geben soll? —

Leben Sie wol. Ich bin Ihr

Herzlich ergebener Lavater.

11.

Frfurt d 30. Oct. 1772.

Nun, mein Verehrtester Herr und Freund, habe ich dem Hrn. Brönner Ihre sämtliche Predigten zugestellt, die Vorrede aber werde ich Ihnen bey Gelegenheit aus der Ursache wieder zurük senden, weil die eingeschobene Stelle sich nicht recht hinein passet, und manche Dinge sagt, die schon in dem vorigen Aufsatz standen; es wird also wohl nöthig seyn daß die Vorrede in so weit umgearbeitet werde.

Keine bessere Erklärung von Ihrer Meinung über die Bibelsprache konten Sie mir geben, als da Sie mich auf Ihre eigene

Predigten verwiesen: Es wäre gut wenn Sie in der Vorrede diesen Fingerzeich mit einfliesen liesen, sonst wird Ihre Meinung gewis über die Gränzen ausgedehnt, und gemißbraucht.

Ich will die hiesige Zeitung gar nicht vertheidigen. Ich finde viele meiner eigenen Aufsätze darinn zu hart; nicht in Ansehung der Kritik so wohl, als der Art des Vortrags, und ich gestehe gern, daß ich mich offt von einem launischen Einfall habe zu weit führen lassen. Noch mehr, ich erkenne daß ich diese Klippe wohl nie vermeiden werde, und habe deßwegen schon vor mehr als 6. Monaten[1]) den Entschluß gefaßt, wenn dieses Jahr vorüber ist, weder in diese noch in sonst eine gel. Zeitung oder Journal zu arbeiten. Diese Arbeiten zerstreuen zu sehr, und alle meine künftige Sorge geht nur auf das sammlen. Ich habe bemerkt daß das viel reden und schreiben zwo üble Wirkungen hat. Es macht einen zu abhängig von andern Menschen und dem unglükseeligen Götzen: Beyfall und Lob; und dann hindert es die Thätigkeit. Wenn ich im Stande bin meinen Plan auszuführen, so werde ich in einigen Jahren so begränzt seyn, daß ich gut und dadurch glüklich seyn muß; denn auf das begränzen geht meine ganze Philosophie. Das allein kan machen daß wir wirken, mit Wärme ohne Begierde; die höchste Stufe der Wahren Weisheit, der einzige Mittelweg zwischen Stoischer Apathie und Epikureischem Genuß.

Ich weis nicht ob Sie, mein Freund, dieses von mir prophezeyet haben würden; ich weis auch nicht, ob ich in 10 Jahren noch eben so denke; aber das weis ich, daß ich unglüklich seyn werde, wenn ich anders denke.

---

[1]) Die Anzeige von „J. H. B. Nöltings Predigt über Ebr. 12, 3" in der Nummer vom 15. Mai (S. 309) ärgerte die Frankfurter Geistlichkeit und ihre Partei (Scherer, S. XVII des Neudrucks). Vgl. u. S. 69, Anm. 1.

Darinn urtheilen Sie recht, daß die Verbrämungen unserer Religion, die Ursache des einreisenden Deismi; allein, Vorwurf des Deismi ist offt sehr voreilig. Der ist noch kein Christ der die christliche Religion nicht für evident wahr, sondern nur für höchst wahrscheinlich hält. Da sie als eine Offenbahrung, und dazu eine solche, die sich auf eine That=Sache gründet, erscheint, so sind zween Weege zum Glauben daran. Entweder auserordentliche Wirkung Gottes; und vor dieser lege ich die Hand auf den Mund; oder Historische Untersuchung; und diese führt niemahl höher als zur Wahrscheinlichkeit.

Ich, für meinen Theil, gestehe Ihnen mit aller Offenherzigkeit, daß ich keine Göttliche Offenbahrung noch zur Zeit an mir erfahren habe, und daß ich also mich blos mit der Historischen Wahrheit; das ist mit der höchsten Wahrscheinlichkeit befriedige; Aber daß diese einen unumstößlichen Glauben in mir wirken sollte, daß sie mich über verschiedene Artikel unsers Catechismus ganz beveſtige, daß sie mir über den Sinn einiger Ausdrüke der Apostlen, Propheten und Evangelisten, so fern er dogmatisch ist, allen Zweifel benehme, das kan ich nicht sagen. — Ich habe eine — vielleicht falsche, vielleicht unverständliche Idee, von dem wahren Glauben, der seelig macht. — Ich sage nicht daß er darinn bestehe, daß ich dieses oder jenes für Gottes Wort annehme; sondern, nach mir, besteht er darinn, daß ich alles annehme, so bald ich weis, daß es von Gott ist. Der Unterschied ist wichtig. Es kan nicht von dem Menschen gefordert werden, Wahrheit, die ihm nicht Wahrheit ist, zu glauben; aber abhänglichkeit von Gott kan von ihm gefordert werden. Ich traue mir zu wie Abraham mein liebstes zu opfern, so bald ich weis das Gott es befielt; aber ich kan ohne Beyfall meiner Vernunft, nicht das mindeste nur für wahr halten, ehe ich weis daß Gott es gesagt hat. In jenem Fall ist meine Vernunft ganz Sklav, in diesem wird sies mir. - Das, mein Freund, ist das

reine Herz, ist der Glaube den Gott will, jeder anderer ist Heucheley. Noch mehr, das ist die grose Grundlage der Toleranz[1]). — Sie und andere werfen den Naturalisten ihre Intolleranz vor. Sie haben recht, so bald sie auf diejenige fallen, die andere nicht leben und glauben lassen wollen, wie sies für gut halten; aber Unrecht haben Sie, wenn die Intolleranz nur darin besteht, daß man keine Ausbreitung einer Lehre leiden will, wovon man sieht, daß der lehrer selbst nicht überzeugt ist. Und dann, liebster, rechtschaffner Freund, weil ich doch von ungefähr hierauf komme, ist Spott und Gewalt nicht einerley. Der Spott hafftet an Wahrheit nicht; diese ist also einmahl gerettet; Er hafftet an Wahrscheinlichkeit, aber dem ächten Menschen, oder vielmehr Mann schadet er nichts, und dann hafftet er auch nur in so weit daran, als Wahrscheinlichkeit für Wahrheit aufgedrungen werden soll. — Ich sage dies nicht zu meiner Verantwortung, denn ich erinnere mich nicht, daß ich in einem Fall [mir] diese Art der Intolleranz zu Schulden hätte kommen lassen, als da, wo handgreifliche Dumheit, oder niederträchtige Bosheit, um gewinnsüchtiger Absichten willen, Schaden drohte. Ich fühle vielmehr daß 1) der Satz, man muß Gott alles glauben, so vom Sensus communis eingegeben wird, daß kein Mensch ihn leugnen kann, und daß, wer ihn nicht befolgt, unter die Menschen gehört, die wir lasterhafft nennen. 2) Ich fühle aber auch, daß wir kein eigenes, allen Menschen gemeines Criterium haben, woraus wir beurtheilen können, was Gott gesagt hat; sondern, daß das

---

[1]) Also eine Art theoretischen kategorischen Imperativs. Wie sich die Praxis ausnimmt, sieht man in Schiller's Wallenstein III, 3. Aufzug, 21. Auftritt. Schiller's Ansicht nach ist das Herz überhaupt Sitz Gottes; die Mystiker des Mittelalters hätten beigestimmt, dabei aber verlangt, daß es zuerst „vergottet" sein müsse. Der Circulus vitiosus ist leicht ersichtlich. „Begebenheiten sind die Gegenstände unsers Glaubens" sagte Lavater in dem nächsten Briefe mit Recht.

von jedem, nach dem Maase seiner Kräfte beurtheilt werden muß. — Also, finde ich einen der etwas für Gottes Wort wahrhafftig und ohne Gleisnerey hält; so bin ich gegen ihn gewis nicht intollerant; so wenig als ichs gegen den Bauers Mann bin, der ein philosophisches Problem schlechter, oder gegen Leibnitz, der es besser auflöst als ich. — Gestehen Sie mir aber, werthester Freund, daß der, welcher sich diese Gesinnung der Redlichen zu Nutze macht, und da Überzeugung zu haben vorgiebt, wo er in allem und allem beweist, daß er keine hat; gestehen Sie mir, daß ein solcher nicht über Intolleranz klagen kan, wenn man ihm die Larve abreist, und das Volk das er, mit seinem unharmonischen Lehren und Leben verführt, zu erretten sucht. Ich meine hier den Götz in Hamburg[1]), den ich[2]), ohne die geringste Veranlassung die mich persönlich betrifft, mit Fleis aus seinem Hinterhalt der Heucheley zu reisen gesucht habe, weil er einer

[1]) Es handelt sich um den orthodox lutherischen Hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze (1717—1786), welcher durch seinen späteren litterarischen Streit mit Lessing allgemeiner bekannt geworden ist. Goezens aufklärerischer Antipode in Hamburg, J. G. Alberti († 1772), findet in den Frankf. Gel. Anz. warme Anerkennung, am meisten da, wo er jenem als einem blutdürstigen Zeloten, dessen „Asche bey dem Staube der Feinde des menschlichen Geschlechtes liegen möge", gegenübergestellt ist (S. 309). Diese Rezension wird vermuthlich für K. F. Bahrdt in Anspruch zu nehmen sein. Oder doch für Schlosser?

[2]) Daß Schlosser die „Anzeigen" in der ersten Hälfte des Jahres gegen die Anklage der Frankfurter Censur schriftlich vertheidigte und die Direktion des Blattes hinwieder mit Beziehung auf den in Gießen angestellten Bahrdt bezeugte, der Verfasser der theologischen Artikel kenne die Mitglieder des Frankfurter Ministeriums nicht einmal dem Namen nach und habe es also nicht auf sie abgesehen, hat Scherer angeführt (Neudruck S. XVII). Wenn Scherer nun aber als Verfasser der Rezension von Goeze's „Erbaulichen Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden" (S. 457 f.) den jüngeren Bahrdt nennt, so wird diese Annahme durch das ausdrückliche Zeugniß Schlosser's hinfällig.

der gefährlichsten Männer wäre, wenn er nicht durch das unaufhörige Geißlen und Peitschen den Einfluß auf das Publikum verlöre, den er sich zu machen sucht. Ich glaube daß gegen solche Leute ein auch harter Eyfer erlaubt ist, und daß man sich, sie auf alle Arten ohne Falschheit zu demüthigen um so ehe erlauben könte; da wohl kein verdammlicher Geschöpf auf Erden seyn könte, als ein Christ, wie Götz ihn bilden will; und da schon viele protestantische Obrigkeiten, durch ihn verführt, wieder vollkommen zu catholicisiren oder besser zu Neroisiren, und Diocletianisiren anfangen[1]).

In unserm nächsten Blatt wird eine Recension von Ihren Ansichten erscheinen, aber nicht von mir. Ein Freund ist mir zuvorgekommen, und seine Recension ist so gut gesagt, enthält soviel Wahrheit, daß ich sie nie ersetzt haben würde. Sie ist nicht zu Ihrem Vortheil, das sage ich Ihnen ungeheuchelt, weil sie ein Mann sind und kein Autor. Sie haben wirklich den Gedanken daß das künftige Leben Fortsetzung des itzigen ist, nicht in seinem rechten Gesichtspunkt genommen, und das was wahres Leben ist, verkant. Wenn Sie die Recension werden gelesen

---

[1]) Der Frankfurter Magistrat, welchem Goeze das oben angeführte Buch widmete (wohl im Hinblick auf den, von Göthe's Selbstbiographie her bekannten, Senior Plitt testiert er da, „daß der rechte Gott noch in dem Frankfurter Zion sey!") zog den Herausgeber der „Anzeigen", Hofrath Deinet, wegen der Schlosser'schen Rezension zur Verantwortung und belegte ihn mit einer Strafe von 20 Reichsthalern. Es entspann sich ein bis in das Jahr 1773 fortgeführter Preßprozeß, mit welchem schließlich noch das Juristenkollegium der Universität Leipzig sich befassen mußte. Die Rechtfertigungsschrift des inkriminirten Rezensenten, also Schlosser's, findet sich bei Scherer a. a. O. S. XIX ff. der Hauptsache nach abgedruckt. Schlosserphilologen werden darin die Schreibweise „Intolleranz" (vgl. unsern Brief!) treffen; wie auch in der ersten Rezension der Nummer vom 8. Sept. neben andern Gründen „warrlich" (vgl. o. Br. 3) für Göthe's Schwager spricht.

haben, so wollen wir, wenn es Ihnen gefällig ist mehr von der Sache reden. Legen Sie indessen vor der Zeit keine Hand ans Gedicht biß wir über die Recension conferirt haben[1]).

Ich verehre Sie von ganzem Herzen und bleibe immer der Ihre

Schlosser.

N. S. Den R. des H. Hasenkamps kenne ich so wenig als die Predigten[2]); es wäre mir indessen Lieb wenn Sie noch einige Bücher auszeichneten, denen unrecht widerfahren wäre. Ich halte die Unparteylichkeit für einen Haupt Vorzug dieses Blattes und würde mich schämen eine Zeile hinein geschrieben zu haben, wenn ich auch hier mich betrogen hätte. Für mich stehe ich!

12.

Zürich d. 7. Nov. 1772.

Mein lieber Herr Schloßer!

Dank für Ihren lehrreichen Brief — und für Ihre nun geendigten Bemühungen mit meinen Predigten. Das war wahrlich ein ritterlicher Freundschaftsdienst — Im Buche meiner Freundschafts Rechnungen ein großes Soll — und ein leeres Haben! Doch es ist auch angenehm, Freünden, die unsern Glauben verdienen, schuldig zu seyn.

---

[1]) Im November theilt Lavater dem Freunde Zimmermann diese Ankündigung „von einem vortrefflichen Mann" mit und fährt dann fort: „Ich fürchte und hoffe: daß diese Leüthe recht haben: denn wirklich habe ich aus keiner Schrift so viel gelernt, als aus den Anzeigen, dem genievollsten Journale, den ich kenne. Ihr cavalierischer witzton mißfällt Hier sehr — aber du kennest Zürich und kennest Herdern, den vermuthlichen Verfasser dieser Recension — Ich will mich gefaßt machen — und Herzlich gern belehren laßen."

[2]) Nur der Direktor (Merck) und der Herausgeber (Deinet) kannten die Namen der Rezensenten (Scherer a. a. O. S. XXXII f.).

Die Vorrede werd' ich nun noch durchsehen, verbeßern, und von jedem möglichen Mißverstande retten. Ihre Gedanken von Offenbarung und von Glauben sind vollkommen richtig — wenn ich Ihre Besorgniße in Absicht einiger dogmatischer Stellen der Schrift ausnehme. Hierüber wünscht ich mir, mich mit Ihnen unterreden zu können. Nur dieß bitte ich überhaupt sich unvergeßen zu machen: daß jedes eigenthümliche Dogma der Schrift historisch ist, und durch die Geschichte seine sehr populare und bestimmte Bedeutung erhält. Geschichte ist der Schlüßel des Räsonnemens. Begebenheiten sind die Gegenstände unsers Glaubens.

Deßgleichen: Jedes Dogma der Schrift ist ein Dogma der Natur. Die Schrift ist nur ein Comentarius über die Natur. Die Natur ist der Text. Die Geschichte die Anwendung des Textes auf einen besondern Fall. Das Dogma — die allgemeine Wahrheit der Geschichte und der Natur — die Summe der Beobachtungen Beyder.

Christus ist der Comendar über Gott und den Menschen — Aus diesem Gesichtspunkt wird mir die Schrift sonnenklar — einfältig wie ein abc und erhabener als alle philosophische Systeme..

Die Recension der Aussichten erwarte ich mit dem aufrichtigen Vorsatz, mich belehren zu laßen, wenn mir auch gleich Unrecht geschehen sollte?

Warum kein Wörtchen mehr von Ihrer Freundinn S. a. v.

Lavater.

13.

Frankfurt d. 27. Dec. 1772.

Kein Cassebuch, Verehrtester Freund, kein Credit und debet zwischen Freunden; oder wollen Sie doch, so setzen Sie auf mein debet, daß ich bey Ihnen frey mein Herz ausschütten, Ihnen Wahrheit ungeheuchelt sagen, und sie von Ihnen ungeheuchelt zu

hören hoffen darf. Das, schätzbahrer Mann setzen Sie mir ins debet, und recht hoch, denn darauf setzt mein Herz an sich schon grosen Werth und die Seltenheit vermehrt ihn noch.

Die Vorrede zu Ihren Predigten hat Hr. Brönner bei mir abgeholt. Ich sehe keine Gelegenheit vor mir sie wohlfeil zu Ihnen zu bringen.

Was Sie mein theurer Freund, von der Religion schreiben, verstehe ich nicht genug. Wollen Sie sagen, daß jedes eigentümliche Dogma der Religion nichts enthalte, als die jedesmahlige Verhältniße Gottes gegen den Menschen und also historisch sey, so klärt das die Sache noch lange nicht auf, wenn einer etwa glaubte: diejenigen, welche denn diese Geschichte aufgezeichnet, hätten die Sachen nach ihrer Vorstellungs-Art erzält. Setzen Sie z. B. ein Lappländer, ein Grieche, und Copernikus, wollten die Geschichte einer Mondsfinsterniß erzälen. Würde der erste nicht sagen am so vielten Tage hat ein Zauberer den Mond vom Himmel gerufen? ein Grieche würde sagen die Sonne hat gekämpft mit dem Mond, und ihn lange unter sich behalten. Copernikus würde endlich sagen, die Erde ist zwischen beyde getretten. Alle erzälen eine Sache, aber was thun sie mehr als der dogmatische demonstrator? Was der in einen Schluß oder eine demonstration wirft, das machen jene zur Geschichte. Sie setzen Schluß und Demonstration, oder lieber ihre Vorstellungs Art voraus und erzählen nicht sowohl die Geschichte die man verlangt, als viel mehr die Historie, wie die Bilder ihrer Ideen auf einander gefolgt sind, biß sie nach ihrer Art die Möglichkeit des facti einsehen. Doch vielleicht habe ich Sie nicht ganz verstanden.

Die Recension von den Aussichten werden Sie nun haben. Schreiben Sie mir aufrichtig darüber, ich bin ganz unpartheyisch. Ich wollte Sie hätten mir den zweyten Theil Ihrer Physiog. auch geschickt. Ich hätte sie in einem andern, und ich glaube dem Gesichts Punkt angesehen worinn Sies wollen. Der Recensent

von diesem Entwurf sagt einen locus communis, der eigentl. nichts sagt[1]). — Aber Gottlob daß nun mein Recensenten Leben ein Ende hat! Von mir komt nach dem ersten Jenner kein Buchstaben mehr in die Zeitung.

Meine Geliebte ist mir noch immer so theuer als mein Leben. Ich habe von Ihr Ihnen neulich nichts geschrieben, weil ich zu viel zu schreiben fürchtete. Die Liebe, mein Theuerster, giebt meiner Seele eine eigene Energie. Seit dem ich sie fühle, im innersten der Seele fühle, seytdem erst habe ich meinem Leben Zwek auf dieser Seyte des Grabs gesezt. Vordem flatterte ich wie ein Vogel herum, der überall eine Deke im Baum, überall ein zerstreutes Körnchen findet; nun suche ich Nest; und bewahre es Gott vor zu hellem Sonnen Glanz, und zu hefftigem Sturm!

Ich umarme Sie!

Schlosser!

---

[1]) Die Rezension steht auf S. 807 f. und ist in der That herzlich unbedeutend.

Die Freien von Eschenbach, Schnabelburg und Schwarzenberg.

Von H. Zeller-Werdmüller.

Unter den freiherrlichen Geschlechtern des Zürich- und Aargaues ist wohl keines, dessen Geschick wechselvoller gewesen wäre, und dessen Schicksale genauer verfolgt werden könnten, als dasjenige, welches zuerst unter dem Namen der Freiherren von Eschenbach auftrat, späterhin aber nach seinen verschiedenen Besitzungen sich verschieden benannte.

Das Geschlecht befindet sich schon bei seiner ersten Erwähnung im 12. Jahrhundert in angesehenster Stellung, zu Anfang des 13. Jahrhunderts gelangt es zu ausgedehntem Besitz in weit aus-auseinander liegenden Gegenden, es verewigt sein Andenken durch umfangreiche Stiftungen, ist mit den vornehmsten Grafengeschlechtern verschwägert, um in der ältern Linie im 14. Jahrhundert in der Heimat durch eigene Schuld unterzugehen, während der jüngere Zweig jenseits des Rheines erst 150 Jahre später beinahe unbemerkt abstirbt.

So genaue Angaben seit alter Zeit über die frühere Geschlechtsfolge des Hauses vorlagen, so ist doch später der einfache Sachverhalt durch Fabeln so entstellt worden, daß selbst Heinrich Escher in seiner Arbeit über „Kappel und die Freiherren von

[illegible] im Stande war, die Beziehungen zwischen [illegible] Schwarzenberg völlig klar zu legen[1]).

[illegible] an Hand der in neuerer Zeit aller Orts mit [illegible] herausgegebenen Urkundenbücher und Regestenwerke [illegible] ist, die Namenfolge des Geschlechtes vom ersten [illegible] bis zum Erlöschen lückenfrei festzustellen, übernimmt [illegible] Versuch, die Ergebnisse der bezüglichen Unter- [illegible] im Zusammenhange vorzulegen.

[illegible] gute Dienste leisteten die Vergleiche mit den bezüg- [illegible] in Kopp's Geschichte der Eidg. Bünde und die [illegible] Verarbeiten von Herrn Dr. A. Nüscheler-Usteri zu [illegible] Geschichte der Eichenbach, sowie die Collectaneen des Herrn [illegible] J. Kindler von Knobloch, Mitglied des preuß. Heroldsamtes über die Breisgauer Schwarzenberge, welche dem Verfasser von [illegible] verdienten Forschern freundlichst zur Verfügung gestellt worden sind.

* * *

Wer von Buchenrain im Kanton Luzern der Reuß zu- wandert[2]) und zu Perlen auf das linke Reußufer übersetzt, gelangt vorerst in ein einsames, flaches, moosartiges Gelände. Eine Viertelstunde flußabwärts wird der Boden bewegter, und die Reuß von 6 bis 9 Meter hohen steilen Uferwänden begrenzt. Die erste Bodenerhöhung, welcher man begegnet, hat eine nach landeinwärts sanft abgedachte Hochfläche; hier steht ein Haus und etwas tiefer eine kleine Scheune. Später ist noch eine zweite hingebaut worden. Dieses Anwesen heißt „die Burg". In die westliche, abgerundete Schmalseite des Hügels ist das ersterwähnte

[1]) Neujahrsbl. d. Ant. Ges. 1842; Mitth. III. Heft 1.

[2]) Vorliegende Beschreibung der Burgstelle Eichenbach folgt zum Theil wörtlich der gewissenhaften Untersuchung von Herrn Franz Xaver Schwyzer im Geschichtsfreund der V Orte, Bd. IX. S. 30 u. ff.

Scheuerlein hineingebaut; nach Norden und Osten läuft die Anhöhe in sanfter Abdachung gegen die Thalsohle aus, während sie sich auf der Südseite in steiler Wand über das Wasser erhebt, welches übrigens nicht der Reuß unmittelbar, sondern einem mit dem Rothbach vereinigten alten Gießen derselben angehört. Nach West, Nord und Ost ist der Zugang durch sumpfige Niederung erschwert; die nördlich des Hügels, von Eschenbach und Inwil her, der Reuß zufließenden Bäche haben vor ihrer Eindämmung und Ableitung denselben wohl früher geradezu verunmöglicht. Der Hügel hat eine Längenausdehnung von etwa 200 Metern, gerade genug für eine Burg mit Vorburg, — „statt" —, wie sie Walther III. in seinen Urkunden vom 24. Juni 1292 und 10. August 1296 benennt.

Am Westabhang des Hügels, bei der mehrerwähnten kleinen Scheune, trifft man noch auf Spuren von altem Gemäuer und Pflasterguß. Ums Jahr 1862 erzählte der damalige Besitzer des Hofes, daß seine Mutter, Elisabeth Schilter[1]) von einem Thurme ansehnliche, 30 bis 40 Fuß hohe Trümmer, namentlich auf der Südseite, noch in gutem Zustande gesehen habe. Dieser Thurm war im Grundriß viereckig, ging aber in der Höhe in die Rundform über[2]). Beim Neubau der Kirche des kaum 400 Schritte entfernten Dorfes Inwil sollen dann in den Siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Trümmer abgebrochen und beim Kirchenbau verwendet worden sein. In späterer Zeit noch wurden auf der Wasserseite längs der Hochfläche und auf dieser selbst Mauerreste ausgegraben. Man erkennt noch die Spuren des Grabens, welcher den eigentlichen Burghügel mit dem Thurm von der äußeren Burg trennte.

[1]) Gestorben 1840 im Alter von 77 Jahren.

[2]) Diese Bauweise war auch der Burg Liebenberg im Brand bei Mönchaltorf eigen; von dieser, welche seither eingestürzt ist, sind noch einige Ansichten vorhanden.

Die Burg der Freiherren bestand wahrscheinlich ursprünglich aus einem festen viereckigen Thurm mit hölzernem vorkragenden Ueberbau (Wohnthurmanlage), welcher erst in späterer Zeit, wahrscheinlich um die Mitte des XIII. Jahrhunderts nach Beseitigung der Wohngeschoße in Rundform höher geführt und in einen unbewohnten Streitthurm (Berchfrit) verwandelt wurde. Derselbe stand im Westen der ganzen Anlage.

Nach Osten erstreckte sich die Vorburg, von welcher ein Theil beim Umbau des Thurmes jedenfalls zum Bau einer Wohnung für den Burgherrn (Palas) verwendet wurde. Den übrigen Raum füllten die Wohnungen der Dienstleute, welche die „Stadt" bildeten, eine Stadt, wie solche auch zu Kyburg, Grüningen, Regensberg, Werdenberg und anderswo an die Burgen des hohen Adels sich anschlossen.

Aus einem Marchstreite des Klosters Eschenbach vom Jahre 1703 ergibt sich, daß die an beschriebenem Orte damals noch sichtbaren Trümmer „das alte Eschenbacher Schloß und der Burgstall" benannt wurden, und da in die Richtigkeit dieser Namensüberlieferung kein Zweifel gesetzt werden kann, so ist die Annahme wohl begründet, daß das Stammhaus der Freien von Eschenbach beim Hofe Burg auf dem linken Reußufer, im Gemeindebann Buchrain, Kanton Luzern, etwa 900 Meter südlich von der Kirche von Inwil sich erhoben hat. — Diese Burgstelle hieß Nieder-Eschenbach, im Gegensatz zu dem 3/4 Stunden nordwestlich gelegenen Pfarrdorfe Ober-Eschenbach.

Nach der durch ihre Lage in der sumpfigen Flußniederung wohl gesicherten Burg zu Nieder-Eschenbach nannte sich ein uraltes, freies Adelsgeschlecht, dessen Anfänge unbekannt sind, welches ebensowohl reichen Besitz an Eigengütern inne hatte, als auch wohl schon frühe mit wichtigen Vogteirechten über geistliche Besitzungen und mit dazu gehörenden Lehen ausgestattet war. Es liegt nahe,

aus den guten Beziehungen der Herren von Eschenbach zu den Grafen von Lenzburg und nachher zu den Herzogen von Zähringen, sowie aus den spätern Lehensverhältnissen derselben die Folgerung zu ziehen, daß ihnen von den genannten Grafen und Herzogen z. B. die Vogtei über den Hof Cham und andere Besitzungen der Abtei zu Zürich jenseits des Albis als Reichsafterlehen übertragen war, und daß ihnen dieselbe dann nach dem Aussterben der Zähringer als unmittelbares Reichslehen verblieb. — Des Ortes Eschenbach wird ja zum ersten Male in einem Zinsrodel der Abtei Zürich vom Ende des neunten Jahrhunderts Erwähnung gethan, und zwar als zum Hofe Zürich gehörig[1]).

Die Freien von Eschenbach selbst werden von Mitte des 12. Jahrhunderts an in den Urkunden genannt.

Nach den Acta Fundationis[2]) des Klosters Muri hat (vor 1132) ein Albertus de Eschibach dem Kloster Muri 20 Pfund Zürcher Münze geschenkt, welche vom Kloster zum Ankaufe von Reben zu Böllikon (Bellingen im Breisgau) verwendet wurden. Inwieweit die klösterliche Ueberlieferung zuverlässig ist, bleibt ungewiß; der Name Albrecht kommt später bei den Eschenbachern nicht mehr vor.

Ebenso ungewöhnlich ist der Name des Freien Holdewinus de Askebach[3]), an dessen Zugehörigkeit zu dem Geschlechte indessen nicht gezweifelt werden kann. Er wohnte, laut einer Urkunde König Konrad III. vom 20. August 1150, einer Gerichtsverhandlung bei, in welcher der Berg Staufen, südlich von Schluchsee, dem Kloster St. Blasien zugesprochen wurde. Zugegen waren Herzog Konrad von Zähringen, als Kastvogt

---

1) Z. U. B. I, S. 71.

2) Quellen z. Schweiz. Gesch. III, S. 91.

3) Die ältesten Urkunden von Allerheiligen; Quellen zur Schweizer Geschichte III, 121.

von St. Blasien, Graf Eberhard von Nellenburg als Kastvogt von Allerheiligen, und Graf Rudolf von Lenzburg als Graf des westlichen Albgaues. Unter den freien Gerichtsbeisitzern von beiden Seiten des Rheines, welche den Spruch fällten, befanden sich auch die beiden einander benachbarten Herren Burkhard von Wadinswilare (Wädenswil) und Holdewin von Askebach (Eschenbach).

Ein Zeitgenosse Holdewin's ist Walther von Eschibach[1]), welcher am 30. Mai 1153 in der kaiserlichen Pfalz zu Zürich bei dem Reichsvogte Graf Wernher von Lenzburg-Baden vorkommt, und am 24. Februar 1167[2]) an der Spitze der Zeugen stand, als Graf Chuno von Lenzburg als Vogt des Klosters Zürichberg zu Bendlikon urkundete. Wiederum eröffnet er die Reihe der Zeugen in der Urkunde des Zürcher Reichsvogtes und Grafen Arnolf von Lenzburg-Baden vom 24. April 1272[3]).

Am 20. Februar 1173 war er auf der Burg Lenzburg zugegen, als Kaiser Friedrich I. Barbarossa die Freiheiten des Klosters Interlachen bestätigte. Neben den Grafen von Kiburg und Pfullendorf sind noch die Herren Walther von Iberg und Walther von Hünaberg zugegen[4]).

Als Herzog Berchtold IV. von Zähringen nach dem noch im Jahre 1172 erfolgten Aussterben der Lenzburger die Vogtei Zürichs selbst übernommen hatte, war am 2. Juli 1177[5]) auch Walther von Eschenbach zu Zürich unter den hochfreien Herren von beiden Seiten des Rheines, welche das Gefolge des Herzogs bildeten, ebenso am 10. April 1185 und 30. August 1187[6]).

---

[1]) Zürch. Urk.-Buch I, 184.
[2]) „ „ „ I, 200.
[3]) „ „ „ I, 204.
[4]) Schöpflin IV, 114.
[5]) Zürch. Urk.-Buch I, 207.
[6]) „ „ „ I, 216 u. 220.

Es ist nicht ganz sicher, ob von 1153 bis 1187 immer der nämliche Freie auftritt, oder ob wir Vater und Sohn zu unterscheiden haben, wenn, wie aus der folgenden Urkunde hervorzugehen scheint, im Jahr 1185 der damals auftretende Walther von Eschenbach im kräftigen Mannesalter stund.

Im Jahre 1185 weihte Bischof Hermann von Konstanz die neuerbaute Klosterkirche zu Kappel am Albis, und bestätigte bei diesem Anlasse dem Abte W. von Kappel die Gründung der Cisterzienser-Abtei dieses Namens. Die Stiftung erfolgte durch die Brüder von Eschibach, Konrad, Abt von Murbach, Ulrich, Probst zu Luzern und Walther (I.), Herrn zu Schnabelburg, dessen Gattin Adelheid, und beider Kinder Walther II., Berthold, Adelheid und Hedwig, indem sie eine (bereits bestehende) Kapelle mit aller Zubehörde an den Cisterzienserorden übergaben; Walther gewährte dem dabei zu errichtenden neuen Kloster Wunn und Weide in seinem ganzen Gebiete. Anläßlich der bischöflichen Bestätigung fügte Walther den frühern Vergabungen noch alle seine Rechte zu Risch am Zugersee, zu Wasser und zu Lande, hinzu[1]).

Ueber die Brüder Walther's geben andere Urkunden folgenden Aufschluß:

Im Jahre 1168 vergabte Ulrich von Eschenbach auf Bitte seiner Mutter Adelheid und seines Oheims Konrad, Domprobstes zu Straßburg, zwei Huben zu Bennwiler, Mattenwiler und Altheim im Elsaß an die elsäßische Cisterzienser-Abtei Päris; auf besondern Wunsch der Mutter fügte er noch ein Gut zu Scrotingen bei[2]).

Am 18. April 1178 ist Ulrich Probst zu Luzern; auf seinen Rath übergab sein Bruder Konrad, erwählter Abt von Murbach,

[1]) Zürch. Urk.-Buch I, 216.
[2]) Trouillat, Mon. et Docum. II, 16.

das bisher mit der Abtswürde verbundene Amt eines Leutpriesters zu Luzern dem Bischof von Konstanz. Dieser setzte nun einen eigenen Leutpriester ein, und stellte dessen Befugnisse und Pflichten genau fest[1]).

Nach einer Urkunde von 1182/83, Hohenrain betreffend, hatten beide Brüder damals ihre Aemter unverändert inne, bald nachher aber scheint ein Probst Arnold an Stelle Ulrichs getreten zu sein, nach Angabe des nämlichen Dokumentes[2]). Ulrich war schon 1171 Probst zu Luzern und schenkte in diesem Jahre seiner Kirche ein 1482 erneuertes Kreuz; ebenso vergabte er derselben im Jahre 1175 ein kostbares Evangelienbuch mit Elfenbeindeckel[3]).

Da Konrad im Jahre 1178 erst als erwählter Abt (electus) bezeichnet wird, so kann die erste Stiftung Kappels nicht früher erfolgt sein, aber auch nicht später als 1183, wahrscheinlich dem Todesjahre Ulrich's.

Die Urkunden geben ungefähr folgendes Bild über die Verhältnisse der Herren von Eschenbach im 12. Jahrhundert:

Neben einem etwas unbestimmten Herrn Adalbert von Eschenbach erscheinen als erste Träger dieses Namens um die Mitte des Jahrhunderts Holdewin und ein gleichzeitiger Walther von Eschenbach, der vielleicht von Walther I. auf Schnabelburg zu trennen ist.

Im letzten Dritttheil des Jahrhunderts lebten Walther (I.) von Eschenbach auf Schnabelburg, sowie seine Brüder, Ulrich, seit mindestens 1171 Probst zu Luzern, und Konrad, seit 1278 Abt zu Murbach, deren Mutter Adelheid einem unbekannten Geschlechte entstammte.

---

1) Geschichtsfreund der V Orte III, 218.
2) Geschichtsfreund XIX, S. 259.
3) Geschichtsfreund XX, S. 152—160.

Nach der Urkunde von 1168 hatten die Eschenbach, neben Eschenbach und Schnabelburg, auch Besitzungen im Elsaß, nördlich von Kolmar. Die Vermuthung liegt nahe, daß dieselben mütterliches Erbe waren, und Adelheid einem Elsäßer Geschlechte angehörte, um so mehr, als ihr Bruder Konrad die Würde eines Domprobstes zu Straßburg inne hatte. — Allein die Orte Altheim[1]), Bennwiler und Mattenwiler liegen den Besitzungen der Abtei Zürich zu Altheim, Kienzheim und Ammersweier so nahe und decken sich zum Theil mit denselben, daß sich der elsäßische Besitz der Eschenbache auch aus deren Beziehungen zum Fraumünster erklären ließe.

Der Wohnsitz des weltlichen Bruders, Walter I., befand sich im Jahre 1185 bereits auf der Veste Schnabelburg, einer in der Mitte seiner Lehensvogteien gelegenen Hochburg am Schnabelpasse des Albis, Lehen von der Abtei Zürich. Dieselbe war vermuthlich erst wenige Jahre vorher errichtet worden, als Herzog Berchtold IV. von Zähringen nach dem Erlöschen der Lenzburger die Verwaltung der Vogtei über die Besitzungen des Fraumünsters zwischen Zürichsee und Reuß den Herren von Eschenbach anvertraut hatte.

Die starke Veste Schnabelburg erhob sich auf dem nach allen Seiten steil abfallenden sturmfreien Schloßbühl in der Schnabellücke, 868 Meter über Meer, etwa 500 Meter südlich von der Albishochwacht. Als Ueberreste der Burg glaubte man vor etwa 40 Jahren noch eine schiefe Ebene auf der Westseite des Burghügels zu erkennen, auf welcher schwere Lasten zur Burg herauf gewunden wurden. Eine Ausgrabung im Jahre 1870 förderte einige Mauerreste, sowie ein eingestürztes Gewölbe zu Tage. In früherer Zeit sollen ein Ofensockel, sowie steinerne Kugeln ausgegraben worden sein.

---

[1]) Abgegangener Ort bei Zellenberg.

Die Burg beherrschte den an ihrem Südfuß vorbeiführenden Schnabelpaß, welcher den Burgherren eine gute, sichere Verbindung zwischen dem Sihl- und Reußthale gewährte, sie war auch als Jagdschloß im Forste der Abtei Zürich vortrefflich gelegen.

Von diesem hohen, weithin schauenden Wohnsitze aus soll nach der Klostersage von Kappel Herr Walther von Eschenbach oftmals den Lichtschimmer aus der Wohnung einiger Einsiedler beobachtet haben, welche sich jenseits des unterhalb Hausens gelegenen Rietes bei einer alten Kapelle angesiedelt hatten, und es soll ihn dies auf den Gedanken gebracht haben, an jener Stelle ein Kloster zu errichten.

Wenn die Eschenbacher diese Gründung dem Cisterzienser-Orden übergaben, so handelten sie ganz im Geiste ihrer Zeit und gemäß schon früher von ihnen bezeugter Gewogenheit, hatte ja Ulrich, obwohl selbst dem Benediktinerorden angehörig, schon 1168 die elsäßische Cisterzienserabtei Päris bedacht. Auch die Lage des neuen Klosters zwischen Ried und Wald war für die Cisterzienser günstig, da ihnen die Ordensregel die Urbarmachung des Landes zu einer Hauptaufgabe machte.

Der Stiftungsbrief Kappels zeigt den damaligen Bestand des Geschlechtes in vollem Umfange; sie nennt neben den drei Brüdern Walther's Gattin Adelheid und deren Kinder Walther (II.), Berchtold (I.) und die Töchter Adelheid und Hedwig.

Nach den alten Aufzeichnungen, welche Bullinger auf Pergamentstreifen unterhalb der Bildnisse der Stifter in der Klosterkirche zu Kappel gesehen und in getreuer Abschrift überliefert hat, war Walther's Gattin die einzige Tochter des letzten Vogtes von Schwarzenberg im Breisgau, und brachte dem Hause Eschenbach die ganze Schwarzenbergische Erbschaft zu.

Der Freie Konrad von Schwarzenberg, Vogt des Frauenklosters Waldkirch bei Freiburg im Breisgau, besaß ausgedehnte

Eigengüter; vor allem neben der Stammburg Schwarzenberg das nördlich davon gelegene Städtchen Waldkirch mit der dasselbe beherrschenden Veste Kastelberg. Er lebte noch 1207[1]) und starb vor 13. Juli 1216[2]). — Nach diesen Zahlen zu schließen, war Adelheid von Eschenbach eher eine Schwester Konrad's, und es ist die schwarzenbergische Erbschaft erst von den Söhnen Walther's I. angetreten worden.

Die Verschwägerung der Häuser Eschenbach und Schwarzenberg erfolgte ohne Zweifel unter dem Einflusse Herzog Berchtold's IV. von Zähringen, welcher auf diese Weise die verschiedenen Theile seines Gebietes einander nahe zu bringen suchte. Auch der von nun an bei den Eschenbachern beliebte Name Berchtold dürfte auf eine Zähringen'sche Pathenschaft zurückzuführen sein.

Walther I. von Eschenbach soll außer seinen zwei Söhnen vier Töchter besessen haben, von denen zwei in der Stiftungsurkunde Kappels genannt sind.

Nach den Kappeler Aufzeichnungen heirathete die Aelteste einen Freien von Roggenbach, aus dem bekannten, oft im Gefolge der Zähringer auftretenden Geschlecht, welches bei Unter-Kirnach im Schwarzwald seinen Stammsitz hatte. Die Zweite und Dritte sollen Freien von Unspunnen im Berner Oberlande vermählt worden sein, was nicht unglaublich ist, da auch ihr Bruder Walther II. von Eschenbach eine Oberländerin zur Ehe nahm. So war also wohl Luitgard, die Gattin Herrn Burkhard's von Unspunnen, eine von Eschenbach. Sie lebte noch 1250 als Wittwe[3]).

---

[1]) Zeitschrift f. Gesch. des Oberrheins IX, S. 20.

[2]) Fürstenb. Urk.-Buch I, 218.

[3]) Ihre Tochter Ita war Gattin Rudolf's von Wädiswil; deren Sohn Rudolf von Wädiswil ist deshalb 1255 als Vetter der Freien von Schnabelburg Bürge für dieselben.

Die jüngste Tochter soll im Benediktinerfrauenkloster zu Engelberg den Schleier genommen haben.

Nach dem Tode Walter's I., welcher nach dem Jahrzeitbuche des Klosters Kappel an einem 18. Mai erfolgte, theilten sich die beiden Brüder Walther II. und Berchtold I. nach der Ueberlieferung derart in das Erbe, daß Ersterer den Stammsitz Eschenbach und Rüßegg, Letzterer die Schnabelburg mit aller Zubehörde, darunter wohl auch die feste Burg zu Maschwanden übernahm.

Der breisgauische Nachlaß des Großvaters wurde nach dessen Tode vorläufig in gemeinsamen Besitz genommen.

Es bildeten sich die Linien:

1. Von Eschenbach zu Oberhofen.
2. Von Schnabelburg, später Schwarzenberg.

Die Freien von Eschenbach zu Oberhofen.

Berchtold V. von Zähringen hatte am stillen Freitag (12. April) 1191[1]) die widerspänstigen burgundischen Freien des Oberlandes bei Grindelwald geschlagen und zur Unterwerfung gebracht. Durch die Besetzung von Thun und durch die Erbauung des gewaltigen Schlosses daselbst nahm er den Schlüssel der Thäler zu seinen Handen.

Er suchte indessen noch auf andere Weise seinen Einfluß in der Gegend zu befestigen, vor allem durch Verschwägerung seiner Zürichgauer Getreuen mit den Burgundischen Großen. So gelangten die Freien von Eschenbach, etwas später auch ihre Nachbarn von Wädenswil in's Oberland, letztere als Erben der Freien von Unspunnen, erstere als diejenigen der Freien von Oberhofen aus dem Hause Thun.

Ziemlich gleichzeitig, gegen Ende des 12. Jahrhunderts, hat sich Walther II. von Eschenbach mit Ita, der Tochter Herrn Wernher's von Oberhofen[2]), seine Schwester Lütgart mit Herrn Burkhard von Unspunnen, dessen Nachbarn, vermählt.

Groß war der Besitz, welchen Ita Herrn Walther zubrachte. Neben der herrlichen Burg Oberhofen am Thunersee war es

---

[1]) Nach Andern im Jahre 1205.

[2]) Nach einer ausführlichen Kundschaft von 1318, welche sich mit großer Genauigkeit über die Verwandtschaftsverhältnisse ausspricht. — Font. Rer. Bern. I, 456/57. — Vgl. auch die Urkunde von 1227, Font. Rer. Bern. II, 82, und die Kappeler Aufzeichnungen.

namentlich die Vogtei über das reiche Augustiner-Chorherrenkloster Interlachen, welche als Zähringisches Lehen die oberländischen Besitzungen werthvoll zu machen geeignet war. Der Kirchensatz zu Hilterfingen, Güter zu Grindelwald und Iseltwald, im Lütschenthal und auf der Scheidegg gehörten zu dieser Vogtei.

Nach dem Tode des letzten Zähringers, Berchtold V., im Jahre 1218, verblieb die Vogtei Interlachen als Reichslehen in den Händen des Freien. Er scheint indessen dieses Amt, als Nachfolger der Stifter des Klosters aus dem Hause Oberhofen, als eigenes Erbe betrachtet und seine Rechte in drückender Weise geltend gemacht zu haben. Hiefür wurde er von den Mönchen vor kaiserliches Gericht geladen und mußte am 5. Mai 1223 in Gegenwart des kaiserlichen Richters Theto von Ravensburg die Erklärung abgeben, daß ihm die Vogtei über Interlachen nur in Folge Uebertragung von Seite Kaiser Friedrichs zustehe[1]). Am 25. Februar 1224 verließ dann König Heinrich, Sohn Friedrich's II., zu Hagenau eine Verfügung, wonach die Vertheidigung des Klosters Interlachen dem Schultheißen und den Räthen der aufstrebenden Stadt Bern übergeben wurde, da Walther von Eschenbach das Kloster gegen dessen Freiheiten und Rechte in seinem Besitzstande beschwert und belästigt habe, anstatt dasselbe zu vertheidigen, und da er aus dessen Gütern ungebührliche Abgaben erpreßt habe. Namentlich legt er den Bernern die Vertheidigung der Rechte Interlachens auf die Kirche in Steig ans Herz[2]).

Der ganze Handel scheint sich überhaupt wesentlich um die Verhältnisse der Kirche in Steig gedreht zu haben, über deren Kirchensatz sich die Herren von Wilderswil und das Kloster

---

[1]) Font. Rer. Bern. II, 42.
[2]) Font. Rer. Bern. II, 43.

Interlachen schon lange gezankt hatten[1]). Schließlich waren die Ansprüche der Herren von Wilderswil auf den Freien Rudolf von Wädiswil übergegangen, welcher durch seine Heirath mit Ita von Unspunnen, Tochter Lütgard's (von Eschenbach), Neffe Walther's von Eschenbach geworden war. Da Rudolf von dem Vogte Interlachens, seinem Oheim, nichts zu befürchten hatte, war er zur Geltendmachung seiner Ansprüche schließlich feindlich gegen das Kloster vorgegangen. Dem Eingreifen der durch den König bevollmächtigten Stadt Bern gelang es nunmehr, den Wädenswiler zum Verzicht zu bringen. Am 7. April 1224 übergab Rudolf von Wädenswil, zu Bern in Gegenwart zahlreicher Geistlicher vieler Freien und des gesammten Rathes von Bern seine Rechte an die Kirche in Steig an Herrn Walther von Eschenbach, welcher dieselben sodann an Probst und Kapitel von Interlachen aufgab[2]).

Wenige Zeit nachher, vor dem Herbste des Jahres 1226, starb Herr Walther (II.) im Alter von 55—60 Jahren. Er wurde in dem von ihm mitbegründeten Kloster Kappel neben seinem Vater beigesetzt. Nach den Aufzeichnungen der Mönche von Kappel waren seine drei Töchter an Freie von Wart[3]), von Gösgen[4]) und von Staufen[5]) verheirathet.

Als Stammhalter hinterließ er einen einzigen Sohn, Berchtold (I.).

---

[1]) Im Jahre 1221 hatten kanonische Richter die Kirche Steig dem Kloster Interlachen zugesprochen und den Leutpriester Ulrich, welcher nicht vor ihnen erschienen war, exkommunizirt. Font. Rer. Bern. II, 36.

[2]) Font. Rer. Bern. II, 44.

[3]) Bei Neftenbach, Zürich.

[4]) Gegenüber Schönenwerd, Kanton Solothurn.

[5]) Im Breisgau, nordwestlich vom Belchen. Ursprünglich Dienstleute von Zähringen.

Berchtold I. von Eschenbach tritt schon am 2. Juni 1225 selbstständig als Bürge für seinen Vetter Berchtold von Schnabelburg auf, gemeinsam mit Ulrich von Schnabelburg und Hermann von Bonstetten[1]). Im Oberlande beeilte er sich nach dem Tode des Vaters, die Schirmvogtei über das Kloster Interlachen anzusprechen, welches sich indessen das Kloster nur gegen gewisse Zusicheruugen über die Ausübung der Vogtei seitens des Freien gefallen lassen wollte. Zu solchen mußte sich Berchtold um so mehr bequemen, als der König nur auf Vorschlag des Stiftes selbst die Belehnung mit der Kastvogtei vornehmen durfte.

Am 3. September 1226 willigte Berchtold vor Schultheiß und Bürgern zu Bern ein, gegenüber dem Probste und Kapitel von Interlachen folgende Bedingungen einzugehen[2]).

Er anerkennt, daß sein Recht auf die Vogtei auf freier Wahl durch die Kirche selbst beruhe und daß die Vogteigebühren in einem Dritttheil der Bußen und den Strafen für Diebstahl und Gewaltthat mit Blutruns bestehen. Wird er vom Kloster berufen, dessen Geschäfte zu besorgen, so hat er den Anspruch, mit seinem Gefolge in gebührender Weise mit des Lebens Nothdurft versehen zu werden.

Daraufhin hat er jedenfalls die Belehnung von Seite des Königs erhalten, denn er stand im Jahre 1227 in freundschaftlicher Beziehung zum Kloster und schenkte demselben in Gemeinschaft mit seiner Mutter, Ita von Oberhofen, ein Gut im Eisboden zu Grindelwald, in gleicher Weise, wie bereits sein Vater ein solches vergabt hatte, unter Vorbehalt der Vogtei über beide Güter[3]).

---

[1]) Zürch. Urk.-Buch I, 310.
[2]) Fontes Rer. Bern. II, S. 75.
[3]) Font. Rer. Bern. II, S. 82.

Dem Freiherrn Berchtold war kein langes Leben beschieden, in den Urkunden des Oberlandes wird seiner nicht mehr gedacht, dagegen nennt ihn 1232 eine Verfügung Rudolf's des ältern von Habsburg für das Stift Beromünster, einen Eigenmann in Unterwalden betreffend[1]), und im Jahre 1234 eine Urkunde aus dem Breisgau, wohin er sich wohl in Angelegenheiten der dortigen Familienbesitzungen begeben hatte. Er erscheint zu Freiburg als Zeuge in einer Urkunde des Grafen Egeno's von Urach, des Erben der Zähringischen Rechte über Freiburg[2]).

Nach den Kappeler Aufzeichnungen war Berchtold I. mit einer Tochter des Freien Lütold von Regensberg vermählt.

Dieser Ehe entsprossen eine Tochter, Bertha, nachmals Gattin des Oberländer Freien Wernher's von Kien, und drei Söhne, Walther (III.), Konrad und Berchtold (II.).

Am 20. Februar 1236 befand sich Berchtold noch in Hagenau im Elsaß, wo er als Zeuge einem von dem Hofrichter Albrecht von Roßewag gefällten Entscheide zwischen dem Abte von St. Gallen und den Grafen von Toggenburg über die Veste Uznaberg beiwohnte[3]).

Bald hernach, vor dem Herbste des Jahres 1236, starb er, kaum 40 Jahre alt, bevor noch sein ältester Sohn volljährig geworden war. Der vorzügliche Ritter und Freiherr, wie ihn eine Urkunde von 1256 nennt, fand seine Ruhestätte in der Ahnengruft zu Kappel. Seine Gattin überlebte ihn, wird aber in den Urkunden leider niemals mit Namen genannt.

Walther III. von Eschenbach, der Erstgeborne Berchtold's, ein noch unmündiger Knabe, gelangte beim Tode des Vaters mit seinen jüngeren Brüdern Konrad und Berchtold unter die Vormundschaft des nächsten Blutsverwandten vom Mannes-

---

[1]) Geschichtsfreund XXIV, S. 152.
[2]) Fürstenb. Urk.-Buch I, S. 163.
[3]) St. Galler Urk.-Buch III, S. 91/92.

stamme, Ulrich's von Schnabelburg, mit welchem sie ohnehin durch den gemeinsamen Besitz im Breisgau in naher Verbindung standen.

Schon am 19. Oktober 1236 verkaufte dieser Vormund Namens der Erben Berchtold's den Hof zu Huwil, Pfarre Römerswil, um 30 Mark Silber an das Kloster Engelberg. Er verpflichtete sich dabei, die Einwilligung der Wittwe von Eichenbach, welcher die Einkünfte des Hofes als Leibgeding verschrieben waren, nachträglich beizubringen und die Rechte der Dienstleute Heinrich und Ulrich von Huwil auf dem Hof abzulösen[1]).

Am 28. August 1238 bezeichneten Probst und Kapitel zu Interlachen dem Vormunde Ulrich von Schnabelburg diejenigen Besitzungen des Klosters, über welche den Söhnen Berchtold's von Eichenbach die erbliche[2]) Schirmvogtei zukam.

Es waren dies vier Lehensgüter im Eisboden bei Grindelwald, mit einer Sennhütte auf der Alp Scheidegg, einem Lehensgut im Lütschenthal, die Hälfte der Wangensalp in Zieltwald und die Vogtei in dem Grundstück an der Brücke, ein Lehensgut im Mettenberg, zwei solche in Balgswil, ein Baumgarten im Ringalpthal, einen Weinberg in Oberhofen, mit anstoßendem Grundstück[3]).

Am 23. Mai 1239 verkauften die Vormünder Ulrich und Walther von Schnabelburg Namens der Söhne Berchtold's von Eichenbach ein Gut zu Hecken, Pfarrei Hochdorf, um 16 Mark an Engelberg. Unter den Zeugen erscheint Hermann, der Amtmann (minister) der Knaben, später auch bloß Hermann von Eichenbach genannt, und unter den Mitsieglern der Dekan

---

[1]) Zürch. Urk.-Buch II. 6 u. 7.

[2]) Im Gegensatz zu der bloß verliehenen Vogtei über den ganzen Besitz des Klosters.

[3]) Font. Rer. Bern. II. S. 176.

Ulrich zu Eschenbach. Beide sind Zeugen bei dem Verkaufe vom 23. Mai 1239. Auch bei diesem Verkauf verzichtete die Mutter der Knaben auf ihr bezügliches Leibdingsrecht[1]).

Zum erstenmal wird einer der Brüder, Konrad mit Namen, in einer Urkunde Graf Rudolf's von Habsburg vom 21. Mai 1243, als Zeuge genannt.

Der älteste Bruder, Walther III., tritt am 5. September 1245[2]) selbstständig handelnd auf, als er „vor seiner Burg Rüßegg" seinem Dienstmann Hermann von Eschenbach gestattete, ein Gut zu Ottenhausen bei Hohenrain an die Johanniter zu Hohenrain zu vertauschen. Unter den Zeugen wird der Dienstmann Ulrich von Hunwil genannt, ebenso zwei Crucesignati, welche als Anhänger des Papstes das Kreuz gegen Kaiser Friedrich II. genommen hatten. Walther besiegelte die Urkunde selbst, überließ jedoch dem Siegel „seines Freundes" Ulrich von Schnabelburg, des frühern Vormundes, die erste Stelle.

Die hier als Eigenthum Eschenbach's erwähnte Burg Rüßegg lag zu Unter-Rüßegg, zwischen Sins und Mühlau, am linken Ufer der Reuß. Dieselbe bestand nach Stadlin[3]) aus zwei durch einen Graben getrennten Theilen, dem Wohnthurme und einem (später errichteten) Wohngebäude von 42 Fuß Länge und 36 Fuß Breite, eine Anordnung, welche man auch anderwärts, auf Alt-Wädenswil, Wetzikon, antraf. — Daß Rüßegg alte Eschenbachische Besitzung war, bestätigen die Aufzeichnungen des Klosters Kappel. In welchem Verhältnisse die als Zeugen anwesenden Freien von Rüßegg zu den Eschenbach standen, ist unklar. Vielleicht gehörten die verschiedenen Theile der Burg verschiedenen

---

[1]) Zürcher Urk.-Buch II, 27.
[2]) Zürcher Urk.-Buch II, 316.
[3]) Ritterb. d. Schweiz von Dalp I, 362.

Besitzern, wie zu Wart[1]), zu Falkenstein[2]). In diesem Falle waren die Rüßegg, sei es durch Stammesgenossenschaft, sei es durch Heirath mit den Eschenbach verwandt, und es mag bei einer Erbtheilung die eine Hälfte der Burg den Eschenbach zugefallen, die andere den Rüßegg verblieben sein[3]).

Vier Jahre später war auch der jüngste Bruder, Berchtold II., handlungsfähig geworden, weshalb er gemeinsam mit Walther dem Abte Dietrich von Murbach huldigte. Die Brüder leisteten den Lehenseid für die Murbachischen Lehen zu Langnau, eine Wiese zu Luzern, einen Hof zu Kulm, einen solchen zu Suhr, und ein Gut zu Wattwiler, ebenso für die Lehen, welche sie mit ihrem Vetter von Schnabelburg gemeinsam hatten. Diese Huldigung fand ohne Zweifel zu Luzern statt und wurde daselbst von Hch. v. Neuenburg, Probst zu Münster, und Rudolf den Aeltern von Habsburg unter dem 29. Juni 1249[4]) urkundlich bezeugt[5]).

Aus den beiden vorerwähnten Urkunden ergibt sich, daß die jungen Herren von Eschenbach im Kampfe zwischen Kaiser und Papst gleich wie die Schnabelburger auf letzterer Seite stunden. Die Anwesenheit von Kreuzfahrern bei der ersten Verhandlung, die nahen Beziehungen zu Murbach und die Anwesenheit des Habsburg-Laufenburgers bei der Huldigung zu Luzern beweisen dies zur Genüge. Vielleicht ist es erlaubt, die Verhandlung zu Luzern mit der Fehde in Verbindung zu bringen, welche seitens der Anhänger des Kaisers, namentlich Zürich's, gegen die Päpstlichen geführt wurde, und durch welche besonders die luzernischen Besitzungen Murchach's betroffen wurden, als die Zürcher Luzern

---

1) Zürcher Urk.-Buch II, 341.

2) Soloth. Wochenblatt 1813, S. 16. 5.

3) 1303 treffen wir die Rüßegg auf der Burg. Kopp, Gesch. der eidgen. Bünde II, 1, 372, Anm. 5.

4) Acht Tage vor seinem Tode. Er starb am 6. Juli 1249.

5) Geschfrd. der V Orte, I, 179.

belagerten. Die Stadt Luzern war schon 1247 auf kaiserliche Seite getreten, jetzt aber jedenfalls wieder bleibend oder vorübergehend von den Widersachern besetzt.

Einen weiteren Beweis für die politische Stellung Walther's III. bildet das zu seinen Gunsten erlassene päpstliche Schreiben vom vom 15. Januar 1254[1]). Er hatte sich in der Zwischenzeit durch Vermählung mit der Gräfin Kunigund von Sulz einen eigenen Hausstand gegründet. Für diese wegen Verwandtschaft im vierten Grade kanonisch ungültige Ehe erhielt er nun in Anbetracht seiner Ergebenheit gegen die römische Kirche auf Bitte des Gegenkönigs Wilhelm von Holland, des Bischofs von Konstanz und des Abts von St. Gallen, den päpstlichen Dispens. Aus dem Wortlaute geht hervor, daß durch diese Ehe eine lange, grimmige Feindschaft zwischen den Verwandten Walther's und den Grafen von Sulz beigelegt worden war. Diese rührte wohl von einem Erbstreit um den Schwarzenbergischen Nachlaß her.

Berchtold II., Walther's Bruder, erscheint in den Jahren 1252 und 1253 zweimal mit demselben in Oberländerangelegenheiten[2]).

Im Frühjahr 1256 senden die beiden Brüder an die Zürcher Aebtissin Mechtild ihren Verzicht auf ihr Lehen des Zehntens zu Chamau ein, welches sie gemeinsam mit ihren Vettern von Schnabelburg besaßen, und welches sie auf das Cisterzienser Frauenkloster Frauenthal zu übertragen bitten. Sie sind durch Geschäfte verhindert, selbst vor der Aebtissin zu erscheinen[3]).

Am 10. Februar 1256 trat der Freie Walther von Eschenbach vor das Landtagding zu Gundoldingen, um für sich und

---

[1]) Bernoulli, Acta Pontif. Helv., S. 264.

[2]) Am 17. Oktober 1252 als Zeugen bei einem Geschäfte zwischen Philipp von Briens und dem Kloster (Font. Rer. Bern. II, 356), am 18. September 1252 beim Verkauf der Alp Justithal und der Hälfte der Bättenalp um 40 fl. an Interlachen (Font. Rer. Bern. II, 361).

[3]) v. Wyß, Abtei Zürich (Urk. Nr. 145).

seine Brüder Berchtold und den geistlichen Bruder Konrad, Söhne Berchtold's sel., durch die Noth gezwungen[1]), Güter zu Holzhäusern, Kühschwanden und Stocken um 43 Mark 25 Schillinge an das Kloster Engelberg zu verkaufen. Er verpflichtete sich, binnen 14 Tagen nach Rückkehr der landesabwesenden Brüder deren Einwilligung beizubringen. Der Brief ist von Walther und den Grafen Rudolf und Gotfried von Habsburg besiegelt[2]).

Wann Berchtold II. seine Zustimmung ertheilt hat, ist ungewiß; die Zustimmung Konrad's, welcher das Amt eines Leutpriesters zu Seengen, einer Eschenbachischen Besitzung, bekleidete, erfolgte auf der Brücke zu Luzern, in Gegenwart seines Bruders Walther und zahlreicher Zeugen am 14. September 1256[3]).

Von nun an verschwindet Berchtold aus den Urkunden, er starb unverheirathet, und liegt, nach dem Kappeler Berichte, zu Interlachen begraben.

Konrad besiegelte noch am 1. Februar 1257 einen Verzicht auf die s. Z. von den Vormündern an Engelberg verkauften Güter zu Huwil und Hocken[4]), dann wird auch seiner nicht mehr gedacht. Er wurde in Kappel beigesetzt.

Walther war nun alleiniger Besitzer der Eschenbachischen Güter und Mitherr zu Schwarzenberg. Den Breisgau scheint er hie und da besucht zu haben, um dortige Angelegenheiten zu ordnen, wobei er auch zu andern Rechtsgeschäften beigezogen wurde; so treffen wir ihn am 10. Juli 1260 zu Freiburg im Breisgau bei den Grafen Rudolf und Gotfried von Habsburg[5]) und am

---

[1]) Die Kriegsjahre hatten wohl die Freien in Schulden gebracht.

[2]) Geschichtsfreund der V Orte IX, S. 206. Unter den Zeugen erscheint der Leutpriester Wernher von Eschenbach und Meister Hermann von Eschenbach.

[3]) Geschichtsfreund der V Orte IX, S. 207.

[4]) H. v. Liebenau, Engelberg, Regest Nr. 82.

[5]) Kopp, Gesch. d. eidgen. Bünde II, 2. Beil., 22 b.

8. Oktober 1265 ebendaselbst, mit Graf Heinrich von Fürstenberg einen Streithandel zwischen Markgraf Heinrich von Hachberg einerseits, Graf Konrad von Freiburg und der Stadt Freiburg anderseits schlichtend[1]).

Am meisten hielt er sich in den nächsten Jahren nach dem Tode der Brüder im Oberlande auf. — Am 7. Januar 1261 übertrug er seine Reichslehen zu Bönigen mit Leuten, Gütern und Wäldern, welche Ritter Werner von Steffisburg und die Gebrüder von Ried, seine Dienstleute, der Kirche Interlachen verkauft hatten, unter Verzichtleistung auf seine Lehensrechte, an dieses Gotteshaus[2]). Im gleichen Jahre tauschte er auf seiner Burg Oberhofen mit dem Kloster Interlachen eine Staffel auf der Alp Iselten gegen eine solche auf der Alp Elthove[3]). Im Herbste 1263 schenkte er mit Zustimmung seiner Gattin Kunigund, seines Sohnes Berchtold (III.) und seiner übrigen Erben der Probstei Interlachen seine Hälfte des Kirchensatzes zu Beatenberg, wie sich aus einer spätern Urkunde vom 20. März 1280 ergibt[4]), in der Absicht, daß die Einkünfte desselben mit Bewilligung des Bischofs von Konstanz den Kranken im Kloster als Tafelgelder übermittelt werden sollten.

Einen wichtigen Rechtsstreit hatte der Freiherr mit dem Chorherrenstifte Amsoldingen um den Kirchensatz und die Kirchenvogtei Hilterfingen, im Bisthum Konstanz, zu bestehen. Am 11. Juni 1265 bestellten die Parteien, auf einer Zusammenkunft zu Oberhofen, als Schiedsrichter den gewesenen Probst zu Interlachen, Burkhard, und den Embracher Chorherrn Reinhard

---

[1]) Schreiber, Urk.-Buch der Stadt Freiburg I, S. 60; Fürstenb. Urk. Buch I, S. 217, 218.

[2]) Font. Rer. Bern. II, 526.

[3]) Font. Rer. Bern. II, 531.

[4]) Font. Rer. Bern. III, 276.

(von Tengen), Pfarrer zu Bülach[1]). Diese sprachen nach genauer Untersuchung des Thatbestandes am 10. Februar 1266 in der Kirche zu Thun sowohl den Kirchensatz als die Vogtei Hilterfingen dem Eschenbacher zu[2]).

Wenige Wochen später, am 5. März 1266, bestätigte Walther vor einer zahlreichen, aus geistlichen und weltlichen Herren bestehenden Versammlung, welche sich bei Rudolf von Habsburg, Landgrafen des Elsaßes, und Graf Gottfried von Habsburg, den Vormündern der Anna von Kiburg, in Thun zusammen gefunden hatte, daß keiner seiner Erben oder Nachfolger aus seiner Wahl zum Kastvogte von Interlachen einen Rechtsanspruch begründen könne. Er verzichtete deshalb vor Zerstückelung seiner Besitzungen in Oberhofen und Interlachen auf seine Kastvogtei, dieselbe in die Hände des Probstes Heinrich von Interlachen aufgebend[3]). Diese Aufgabe scheint nur eine bedingte, für den Fall von Theilung oder Verkauf vorgesehene gewesen zu sein, die Vogtei wurde erst 1306 von Walther's Erben endgültig aufgegeben.

In seinen aargauischen Besitzungen hatte Berchtold im Jahre 1264 einen Anstand mit der Zürcher Aebtissin Mechtild über die Vogtei des Hofes Boswil bei Muri, welche den Freien, als Theil der Reichsvogtei über die Besitzungen des Fraumünsters, zustand. Am 28. Juli 1264 bekannte Walther von Eschenbach, Freiherr und Ritter, gegenüber der Aebtissin und ihrem Convent, daß er und sein Vater die Vogtleute der Abtei mit ungehörigen Steuern übernossen hatten. Er sei durch seinen Beichtvater, Bruder Konrad, den Lesemeister des Predigerklosters zu Freiburg im Breisgau, überzeugt worden, daß er und sein Vater hiezu nicht vollberechtigt gewesen seien. Er bezeugt, daß er sich fortan für sich

---

1) Font. Rer. Bern. II, 638.
2) Font. Rer. Bern. II, 639.
3) Font. Rer. Bern. II, 641.

und seine Nachkommen, in Folge gütlicher Uebereinkunft mit den Vogtleuten und unter Zustimmung der Aebtissin, mit 60 Mütt Kernen jährlicher Vogtsteuer begnügen wird[1]).

Am 25. Dezember 1266 vergabte er dem Cisterzienser-Frauenkloster Rathhausen einen Hof zu Huben, welchen er um 40 Mark Silber gekauft hatte, mit Bewilligung seiner Kinder und seiner Gattin Kunigund, im Beisein der Vettern Berchtold und Walther von Schnabelburg[2]).

Schon seit 1249 war Walther III. oftmals bei Verhandlungen der Grafen von Habsburg beider Linien zugegen gewesen, so daß es kaum auffällt, wenn er sich auch in den Tagen der Regensberger Fehde, obwohl seine Mutter diesem Hause angehört hatte, zu Graf Rudolf hielt.

Nachdem er am 25. Januar 1267 zu Aarau bei den drei Grafen von Habsburg als Zeuge zugegen gewesen[3]), war er am 20. März des gleichen Jahres erster Zeuge im Gefolge des Grafen Rudolf von Habsburg, als die Bischöfe von Konstanz (Rudolf v. Habsburg-Laufenburg) und Basel zwischen Rudolf und den Herren von Regensberg zu vermitteln gedachten, die Ritterschaft des Grafen aber nichts von Verständigung wissen wollte[4]). Ob sich Walther selbst an der Fehde gegen seine Oheime betheiligte, ist allerdings eine andere Frage.

Wichtige Rechtsgeschäfte scheinen im Jahre 1268 an den Freiherrn herangetreten zu sein.

Seine Vettern Berchtold und Walther von Schnabelburg waren kurz nach einander gestorben, der erstere zu Weihnachten 1267 mit Hinterlassung zweier unmündigen Knaben, über welche

---

[1]) v. Wyß, Abtei Zürich. Urk. Nr. 194.
[2]) Geschichtsfreund der V Orte II, 163.
[3]) Font. Rer. Bern. II, 676.
[4]) Herrgott II, 400.

Berchtold's einzig überlebender Bruder Johann von Schnabelburg die Vormundschaft übernahm. Auch dieser war noch ein jüngerer Mann, und es ist deshalb begreiflich, wenn auch Walther III. von Eschenbach im Jahre 1268 zweimal als Berather der jungen Freien erscheint, nachdem er in seiner Jugend unter dem Schutze des Vaters, bezw. Großvaters, gestanden hatte.

Der Zeitpunkt war nunmehr eingetreten, in welchem der gemeinsame Besitz beider Zweige der Eschenbach getheilt werden mußte.

Es geht aus späteren Urkunden mit Deutlichkeit hervor, daß Walther gegen Abtretung der Schnabelburg und anderer dazu gehörender Besitzungen seinen Vettern den ganzen Besitz im Breisgau, Schwarzenberg, Castelberg und Waldkirch mit aller Zubehörde überließ.

Die bisherigen Freien von Schnabelburg verließen die alte Heimat, in welcher sie indessen immer noch mancherlei Rechte besaßen, und führten fortan Namen und Wappen der alten Vögte von Schwarzenberg.

Walther von Eschenbach aber übergab die Schnabelburg seinem Sohne Berchtold, welcher schon am 9. Juni 1271 im Siegel den Namen von Schnabelburg führte[1]), und 1284 „Her Berchtold der Herre von Snabelburc" genannt wird.

In Folge dieser Abtauschungen war Walther in den nächsten Jahren viel häufiger im Aargau anwesend als bisher. Am 17. Mai 1270 befand er sich mit dem Sohn auf dem Schloß Liebegg, als Ritter Berchtold von Iberg eine Vergabung an das Kloster Frauenthal machte[2]). Am 3. April 1271 sind beide in

---

[1]) Kopp, Gesch. d. eidg. B. II 1, Seite 380, Anm. 4; ebenso 1275 Font. Rer. Bern. III, 161, wo als Siegelunterschrift angegeben ist: «S. Berchtoldi nobilis de Snabelburch».

[2]) Geschichtsfreund III, 125.

Kappel Zeugen bei ihren Vettern von Schnabelburg[1]). Am 2. Mai urkundet Walther für mehrere Jahre zum letzten Mal im Oberland[2]), um am 9. Juni, wieder im Aargau, den Hof zu Berchen mit Einwilligung der Gattin Kunigund, und der Kinder Berchtold und Agnes um 127 Mark an die Johanniter zu Hohenrain zu verkaufen[3]); im September 1272 ist er zu Sempach Zeuge einer Vergabung an eben diese Johanniter; eine ähnliche Vergabung besiegelte er im Jahre 1273.

Im April 1274 verkaufte er beim Schlosse Rüßegg mit Zustimmung seiner Gattin Kunigund und seines Sohnes die Mühle und den obern Theil des Dorfes Merischwand um 28 Mark Silber Zürcher Währung an das Kloster Frauenthal[6]). Einen Monat später, im Mai, übertrug er, ebenfalls bei der Burg Rüßegg, den auf den verkauften Theil von Merischwand angewiesenen Leibdingszins seiner Base Udelhild von Schnabelburg, Nonne zu Frauenthal, welcher 10 Mütt Waizen betrug, auf den untern Hof zu Mülnau. Auch am 29. Dezember 1274 war der Hohe Freie Walther Mitbesiegler einer Vergabung an Frauenthal[8]).

Im Jahre 1275 war der Freie mehr mit Oberländischen Angelegenheiten beschäftigt. Er besiegelt am h. Kreuzestag[9]) einen Gütertausch zwischen Wernher im Steinhaus und dem Kloster

---

1) Geschichtsfreund XIX, 256.
2) Font. Rer. Bern. II, 794, 795.
3) Kopp II, 1, S. 380, Anm. 4.
4) Kopp II, 1, S. 381, Anm. 1.
5) Geschichtsfreund V, S. 230.
6) Geschichtsfreund III, S. 129.
7) Geschichtsfreund III, S. 130.
8) Geschichtsfreund III, 131; wo ohne Rücksicht auf den Natalstil das Datum 29. Dezember 1275 gegeben ist.
9) 3. Mai oder 14. September.

Interlachen[1]. Im Herbste verkaufen Vater und Sohn, mit Zustimmung Kunigunds, dem Probste Ulrich und Convent von Interlachen ihre Besitzungen im Lütschenthal, und im Dorfe Interlachen, sowie die Marchwartshofstatt ob Hardern um 118 ℔ Pfennige und 18 Mark Silber[2].

Am 30. Oktober 1275 befand er sich am Hoflager des Königs Rudolf zu Bern, woselbst er unter Zustimmung seines Sohnes einen Tausch mit dem Könige, beziehungsweise dem Reiche vornahm. Er übergab demselbem ledige Eigengüter zu Interlachen, Blatten, auf Flühen, Teufenthal, Balgerswil und Schwanden und Anderes im Ertragswerthe von 15 Mark 9 Schilling. Dagegen erhielt er vom Reiche die bisher zu Lehen gehabten Reichsdörfer Habkeren und Bönigen zu Eigen; dieselben ertrugen nur 12½ Mark, 9 Schilling[3]. Seine Afterlehensträger, die Ritter Werner von Matten und H. von Riede hatten das Dorf Bönigen und die Alpen Iselten nnd Künzlen an das Kloster Interlachen verkauft; die Auseinandersetzung mit dem Reiche erfolgte auf Wunsch dieses Klosters, an welches Walther sein Eigenthumsrecht nunmehr mit besonderer Urkunde aufgab[4].

Eine Woche später, nach der Rückkehr von Bern, verkaufen Vater und Sohn alle ihre auf den Klostergütern sitzenden Eigenleute im Grindelwaldthale von dem Punkte Ort an einwärts um 150 Mark an das Kloster Interlachen. Mit besonderer Urkunde entband er diese Leute ihres Treueides[5].

Diese wiederholten Gebietsveräußerungen scheinen darauf hinzudeuten, daß sich der Freiherr damals in Geldverlegenheit

---

1) Font. Rer. Bern. III, 115.
2) Font. Rer. Bern. III, 128.
3) Font. Rer. Bern. III, 142.
4) Font. Rer. Bern. III, 160.
5) Font. Rer. Bern. III, 145, 147.

befand, oder daß er daran dachte, sich ganz seinen östlichen Besitzungen zu widmen.

Nachdem Walther, laut Urkunde vom 31. Juli 1276[1]), an einem Hoftage König Rudolfs, zu dessen getreuen Anhängern er gerechnet werden muß, anwesend gewesen war, beschäftigten ihn am 6. Dezember Angelegenheiten des Klosters Frauenthal, wo er im Gasthause der Frauen abgestiegen war[2]). Es handelte sich um Vergabungen des Vizeplebanus Johannes von Sarmenstorf, welcher für seine „Jungfrau" und deren Nachkommenschaft Sorge zu tragen wünschte. Diese Angelegenheit, die noch im April 1279[3]) Veranlassung zu weitern Schenkungen gab, welche der Freie wiederum besiegelte, bietet ein anschauliches Bild davon, wie wenig sich die mittelalterliche Geistlichkeit in That und Wahrheit um die ihr aufgezwungene Ehelosigkeit bekümmerte.

Wo sich Walther während der Jahre 1277 und 1278 aufhielt, ist ungewiß; während der Sohn 1278 und 1279 dem Könige Rudolf nach Oesterreich folgte, war der Vater, jedenfalls 1279, zu Hause anwesend. Es scheinen ihn namentlich Anstände mit dem Kloster Kappel beschäftigt zu haben, wenigsters wurde er und sein Sohn unterm 6. Juni 1279 seitens der Breisgauer Vettern ermahnt, sie möchten den Streit mit dem Kloster Kappel über einige Leibeigene und Güter zu Schnabelburg auf sich beruhen lassen[4]).

Am 1. September 1279 besiegelte der Freie zu Maschwanden eine Vergabung an Frauenthal[5]).

Inzwischen hatte Berchtold (III.) am 13. Juli 1279 zu Wien von König Rudolf die Erlaubniß erhalten, an passendem

1) Kopp, Gesch. d. eidg. Bünde I, 59, Anm. 10.
2) Geschichtsfreund III, 132, 133.
3) Geschichtsfreund III, 136.
4) Regesten von Kappel, Nr. 114.
5) Geschichtsfreund III, 138.

Orte zwischen Thuner- und Brienzersee eine Burg oder Veste zu erbauen[1]).

Auf Grund dieser Erlaubniß erwarben Walther III. von Eschenbach und sein Sohn Berchtold (III.) am 3. Mai 1280 als Erblehen von der Probstei Interlachen einen bestimmten, bereits von den Freien mit Wall und Graben eingeschlossenen Raum, um daselbst ein Städtchen Inderlappen zu begründen. Dabei wurden die Rechtsverhältnisse bezüglich der vom Kloster erstellten Aarebrücke bereinigt. Die Freien versprachen, daß neben der vom Kloster beim Städtchen zu erbauenden Aaremühle keine andere erstellt werden dürfe, daß das Städtchen keine Kapelle, kein Bethaus, kein Kloster erhalten solle, dagegen sollte die Probstei nicht mehr als 6 Häuser zu Inderlappen besitzen dürfen. Die Urkunde wurde von den beiden Freien, und bereits von Schultheiß und Rath der neuen Stadt besiegelt. Das auf dem rechten Aareufer gelegene Städtchen erhielt auf deutsch den Namen Unterseen[2]); von der Klostermühle auf dem linken Ufer aber trug die dabei und um das Kloster Interlachen herum entstandene Ansiedlung bis in die neueste Zeit den Namen der Gemeinde Aarmühle. — Die neue Stadt sollte wohl der Feste Weißenau, welche von den Freiherren von Weißenburg auf einer Aareinsel bei deren Mündung in den Thunersee errichtet worden war, die Spitze bieten.

Am 5. Oktober 1280 war Walther im Kloster Muri zugegen, als Johannes von Schönenwerd mit dem Abt daselbst einen Lehensaustausch traf[3]).

In den Jahren 1281 bis 1285 besiegelte er verschiedene Urkunden für Interlachen, aus denen mit Sicherheit hervorgeht, daß er fortwährend die Kastvogtei Interlachens inne hatte[4]).

---

[1]) Staatsarch. Zürich, Kappel. Kopp, Gesch. d. eidg. B. II, 1, S. 383.
[2]) Uebersetzung des lateinischen inter lacus.
[3]) G. v. Wyß, Abtei Zürich. Urk. Nr. 264 B.
[4]) Font. Rer. Bern. III, 299, 317, 340, 345, 377, 398.

Im Jahre 1282 (8. oder 11. Mai) war er einer der Zeugen, als sein Verwandter Bischof Rudolf von Constanz Arbon für sein Domstift erwarb[1]).

Mit Bewilligung ihres Bruders, Walther von Eschenbach, vergabte Frau Berchta von Kien, Wittwe Junker Wernher's, durch die Hand ihres Sohnes Wernher am 16. Mai 1283 ihre Eigengüter zu Wickartswil an Interlachen. Aus dem Jahresertrag von 30 Schilling sollte nach ihrem Tode für Bekleidung ihrer Tochter Anna, Nonne zu Interlachen, Sorge getragen werden[2]).

Die beiden Eschenbache, Vater und Sohn, sind am 2. Oktober 1284 wieder zu Frauenthal Zeugen einer Vergabung, am 13. Dezember 1285 ist der Vater allein zugegen, als das schon früher erwähnte Pfäfflein von Sarmenstorf, jetzt Kilchherr zu Wädenswil, für standesgemäße Ausstattung seiner in Frauenthal untergebrachten drei Töchter besorgt war[3]).

Am 5. Juni 1287 war Herr Walther von Eschenbach im Kloster Rheinau anwesend[4]).

Aus einer Urkunde vom Mai 1287[5]) ergibt sich, daß der Ehe Walther's mit Kunigund von Sulz neben dem Sohn wenigstens eine Tochter Agnes entsprungen ist, welche mit Graf Mangold von Nellenburg vermählt war. Am 19. Juli 1291 übergab sie mit Zustimmung ihres Gatten und ihres Vaters von Eschenbach den Kirchensatz zu Lausheim an Ritter Heinrich Schwager von Schaffhausen[6]). Sie lebte noch 1319.

---

[1]) Pupikofer, Gesch. d. Thurgau I, Urk. S. 22—37.
[2]) Font. Rer. Bern. III, 344.
[3]) Geschichtsfreund III, S. 141.
[4]) Herrgott II, 533.
[5]) Neugart, cod. dipl. II, 321.
[6]) Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins I, 321.

Mit etwas weniger Gewißheit kann ebenfalls als Walther's Tochter bezeichnet werden: Elisabetha von Eschenbach, welche nach einem Eintrage in das Jahrzeitbuch von St. Urban nebst ihrem Gatten, Ritter Ulrich von Büttikon, sehr frühe gestorben ist[1]). Am 7. Juli 1290 ist Berchtold von Eschenbach als naher Verwandter (consanguineus) Vormund des minderjährigen Sohnes Ulrich von Büttikon.

Eine dritte Tochter war vielleicht mit dem Freien Heinrich von Tengen, Sohn des um 1250 verstorbenen Freien Heinrich von Tengen, verheirathet. Er ist nicht zu verwechseln mit seinem früh verstorbenen Vetter Heinrich von Tengen, Konrad's Sohn, welcher mit Udelhild von Schnabelburg verheirathet war. Heinrich nennt sich am 10. März 1279 nobilis de Tengen, dictus de Eschibach[2]), ebenso in einer Urkunde vom 21. Januar 1301[3]). In den Jahren 1302 bis 1305 war er Vormund der unmündigen Kinder von Eschenbach.

Im Jahre 1290 hatte Herr Walther jedenfalls das sechzigste Altersjahr bereits überschritten, er begann auf das Heil seiner Seele bedacht zu sein, welches nach damaliger Ansicht am besten durch Vergabungen an Kirchen und Klöster gesichert werden konnte. Er errichtete daher, angeblich schon 1285, auf einer ihm gehörenden Hofstätte bei der Burg Eschenbach, wo noch heute die Katharinen-

---

[1]) Nach einer in dem Jahrzeitbuch kopirten Urkunde schon 1276; doch scheint die Jahrzahl unrichtig zu sein. Geschichtsfreund XVI, 33.

[2]) Kopp II, 1, S. 381, Anm. 6; und S. 454, Anm. 6.

[3]) Staatsarchiv Zürich; Küsnach 3. — Eine solche Bezeichnung ist für das Mittelalter ganz ungewöhnlich und findet sein Gegenstück nur auf einem Grabstein zu Wettingen, wo ein de Tengen de Wartenfels im 14. Jahrhundert genannt ist; derselbe war aber in der That Besitzer von Wartenfels. Sollte Heinrich von Tengen als Schwiegersohn Walther's von Eschenbach seinen Wohnsitz zu Eschenbach gehabt haben, oder waren ihm die dortigen Güter zugesichert?

kapelle sich befindet, ein Augustiner-Frauenkloster, welches er, laut Urkunde vom 24. Juni 1292, mit Gütern zu Mülnau, Vollenweid, Füglisbühl, Habchrein, Pfaffwil, Rüegoßingen und Isengeringen bedachte[1]). Sein Sohn bestätigte die Vergabung. Zwei Jahre später verordnete er, daß das Kloster bei der Regel Augustins verbleiben solle, selbst wenn nur noch eine einzige Nonne daran festhalten sollte. Er habe diesen Orden gewählt (welchem auch das Kloster Interlachen angehörte), weil er ein erträglicher Orden von sanfter Regel sei, während es viele härtere und strengere Regeln gibt. Wenn nun eine Frau da ist, welche Gott gern diente, aber sich doch über die harten Regeln entsetzt, die möge einen kecken Muth gewinnen, Gott hier zu dienen, sie sei Wittwe oder Jungfrau. Wittwen aber, welche, sei es in Folge von Ueberredung oder aus eigener Eingebung in einen andern Orden treten wollen, die sollen fahren, wohin sie wollen, aber an dieser Hofstatt weder Theil noch gemein mehr haben. Die ganze Stimmung des Briefes berührt ungemein wohlthuend. Der Freiherr beabsichtigte offenbar mehr die Gründung einer Zufluchtsstätte für Wittwen und alleinstehende Jungfrauen, als eines Klosters ascetischer Richtung. Walther hatte seine Stiftung schon bei Lebzeiten und mit Rath und Willen Bischofs Rudolf von Konstanz[2]) gemacht und ließ dieselbe jetzt, 1294, von dessen Nachfolger Heinrich bestätigen, ebenso von seinem Sohne Berchtold[3]), welcher noch einen Verkauf von Gütern an die neue Stiftung, ausgestellt am 10. August 1296[4]) mitbesiegelte. Am 20. Dezember 1296 übergibt Herr Walther noch ein Gut zu Tutnau, das sein und

---

[1]) Geschichtsfreund IX, S. 47.

[2]) Bischof Rudolf von Konstanz gab sich auch bei anderer Gelegenheit als milder, wohlwollender Mann zu erkennen, so bei Verlegung der Kirchweih von St. Martin auf dem Zürichberg; vgl. Zürch. Taschenb. f. 1892, S. 71.

[3]) Geschichtsfreund IX, S. 48.

[4]) Geschichtsfreund IX, S. 49.

seinen Vettern von Schwarzenberg eigen war, und Gottfried von Hunaberg von ihm zu Lehen trug, ledig und leer dem Gotteshause zu St. Katharina mit allen dazu gehörigen Rechten.

Walther, welcher in den Jahren 1295 und 1296 mehrmals als Vogt von Interlachen gehandelt hatte[1]), wurde noch vor seinem Ende durch den Tod seines einzigen Sohnes Berchtold III. schwer betroffen. Er überlebte diesen schweren Schlag nicht lange.

Am 16. Juni 1299 verkaufte Walther mit Zustimmung seiner Gattin Kunigund ein Eigengut in der Schwändi um 31 ℔. Der Brief wurde auf Burg Oberhofen von der Gemahlin mit dem Siegel ihres Mannes bekräftigt, welcher selbst nicht anwesend gewesen zu sein scheint[2]). Wenige Tage nachher, am 25. Juni 1299, liegt er auf dem Krankenbette zu Seengen im Aargau. Ungewiß darüber, wie Gott über ihn verfügen werde, erwählt er, in der Hoffnung auf das Erbarmen des allmächtigen Gottes, seine Grabstätte im Augustiner Chorfrauen-Kloster zu St. Katharina, seiner Stiftung. Er vermacht derselben noch 20 Mark Silber, welche er auf seinem Zehnten zu Alikon versicherte[3]).

Walther III. von Eschenbach, nach Allem, was man von ihm weiß, ein ruhiger Mann von milder, wohlwollender Gesinnung, ist im Alter von über 70 Jahren wenige Tage später zu seinen Vätern versammelt worden. Seine Gattin, Kunigund von Sulz, welche nahezu ein halbes Jahrhundert an seiner Seite gestanden hatte, überlebte ihn um mindestens 10 Jahre, in welchen sie den Wechsel menschlicher Geschicke nur zu sehr erfahren mußte.

War ihr 1306 beim Verkaufe der oberländischen Besitzungen noch Oberhofen mit den dazu gehörenden Gütern als Wittwensitz

---

[1]) Fontes Rer. Bern. III, 616, 619, 695, 644, 688.
[2]) Fontes Rer. Bern. III, S.
[3]) Geschichtsfreund IX, S. 51.

vorbehalten geblieben[1]), so mußte sie später, nach 1309, einen Brief ausstellen, worin sie sich aller Ansprüche auf die Burgundischen Güter gänzlich begab[2]).

Da Frau Kunigunde von Eschenbach als Stifterin des Klosters Eschenbach einen Vertrag zwischen Meisterin und Convent desselben und den Predigermönchen in Zürich, die Annahme von Novizen betreffend, am 9. November 1309 besiegelt, so darf man wohl annehmen, daß sie ihre letzten Tage in Eschenbach, oder dann bei ihrer Tochter auf Nellenburg verlebte. Jedenfalls erlebte sie noch als hochbetagte Greisin den gänzlichen Untergang ihres Hauses in den Tagen der Blutrache.

Berchtold III. von Eschenbach, der einzige Sohn Walther's III., ist wahrscheinlich zwischen 1250 und 1255 geboren, er wird im Herbste 1263 vom Vater urkundlich zum ersten Male mit Namen aufgeführt[3]). Nach Uebernahme der Schnabelburg von Seite des Vaters scheint dieser dem Sohn die Verwaltung der Besitzung übergeben zu haben. Er nannte sich deshalb in seinem Siegel schon am 9. Juni 1271[4]) «nobilis de Snabelburch»[5]) und hie und da in Urkunden „Her Berchtold der Herre von Snabelburc“, oder B. nobilis de Eschibach, dominus de Snabelburch. Die Schnabelburg wurde wahrscheinlich sein eigentlicher Wohnsitz.

Während er meistens mit dem Vater gemeinsam handelnd auftrat, hat er viele Schnabelburger Angelegenheiten selbstständig behandelt, so besiegelte er am 17. Februar 1277 zu Maschwanden die Vergabung von Gütern zu Nieder-Riffersweil an das Kloster Frauenthal[6]), am 8. Februar 1281 ebenfalls zu Maschwanden

[1]) Fontes Rer. Bern. IV, 386.
[2]) Verzeichniß der Briefe aus dem Archiv zu Baden. Kopp III, 2, 285.
[3]) Fontes Rer. Bern. II, 5.
[4]) Kopp, Gesch. d. eidgen. Bünde II, 1, S. 380, Anm. 4.
[5]) Ebenso 1275. Fontes Rer. Bern. III, 161.
[6]) Geschichtsfreund IX, S. 134.

die Schenkung einer Schuppose zu Affoltern[1]); am 30. Sept. 1284 verglich er sich im Baumgarten vor dem Kloster Frauenthal auf Rath des Vaters und seines Vetters (cognatus) Rudolf von Wädenswil mit dem Kloster Kappel über das Vogtrecht und die Vogtsteuer des untern und des obern Hofes zu Ottenbach, welche den Mönchen in Folge letztwilliger Verfügung der Herren von Schnabelburg zugekommen waren[2]).

Als König Rudolf I. seine Getreuen zum Heereszuge gegen König Ottokar von Böhmen aufforderte, folgte auch Herr Berchtold von Eschenbach zu Schnabelburg seinem Rufe. Am 22. Juli 1278 befand er sich beim Könige zu Wien[3]), und hat ohne Zweifel am 26. August des gleichen Jahres ritterlich mitgekämpft, als das glänzende Heer der Böhmen auf dem Marchfelde den deutschen Streichen erlag, und Ottokar Krone und Leben verlor.

Wohl zum Danke für geleistete treue Dienste erhielt er dann zu Wien am 13. Juli 1279 vom Könige die huldvolle Erlaubniß, an passendem Orte zwischen den Oberländer-Seen eine Veste anzulegen. — Daß Berchtold und sein Vater in Folge dessen das Städtchen Unterseen erbauten, wurde schon früher erwähnt.

Berchtold war auch am 4. März 1283 in Luzern anwesend, als König Rudolf daselbst der Stadt Aarau einen Freiheitsbrief ertheilte[4]).

Um diese Zeit muß sich Berchtold III. von Eschenbach verheirathet haben. Seine Gattin wird indessen niemals erwähnt, weder in Urkunden, noch in Jahrzeitbüchern. Aus dem Umstande, daß der Freie Konrad von Unspunnen keine männlichen

---

[1]) Geschichtsfreund IX, S. 139.

[2]) Kopp, Gesch d. eidgen. Bünde 2, 1, S. 383, und Staatsarchiv Zürich, Kappel.

[3]) Kopp, Gesch. d. eidgen. Bünde I, 236, Anm. 3 und 6

[4]) Geschichtsfreund I, S. 64.

Nachkommen hinterließ, und daß dessen Besitz nicht in die Hände des Bruders Rudolf zu Wädenswil, oder seiner Bruderssöhne zu Uttigen überging, sondern daß die Burg Unspunnen mit der Burg Palm 1306 Eigengut der Freien von Eschenbach war, folgert Kopp[1]) nicht ohne Berechtigung, daß Berchtold mit der Tochter Konrads von Wädenswil zu Unspunnen verheirathet war. — Durch die Erwerbung Unspunnens, auf welche Weise dieselbe auch erfolgt sein mag, wurde jedenfalls der Eschenbacher Besitz im Oberlande vortheilhaft abgerundet.

Als naher Verwandter (cousanguineus), wohl als Mutterbruder, war Herr Berchtold am 7. Juli 1290 Vormund des minderjährigen Ulrich von Büttikon; in den folgenden Jahren genehmigte er regelmäßig die Vergabungen und Verfügungen seines Vaters, das Kloster Eschenbach betreffend.

Hatten die Eschenbache, Vater und Sohn, zu König Rudolf nahe Beziehungen, so war Berchtold auch Herzog Albrecht von Oesterreich freundlich zugethan, indessen ohne auf seine Selbstständigkeit ganz Verzicht zu leisten, er wäre sonst kaum bei dem Bündniß, welches die Stadt Zürich Samstags vor St. Urban 22. Mai 1294 mit Otto von Ochsenstein, dem Pfleger der Herzoge in den obern Landen, abschloß, als Obmann des für entstehende Streitigkeiten vorgesehenen Schiedsgerichtes bezeichnet worden[2]).

Vom 10. August 1296 an ist Berchtold urkundlich nicht mehr nachweisbar. Bei der Vergabung, welche sein Vater am 20. Dezember 1296 dem Kloster Eschenbach machte, hat Berchtold sein Siegel nicht angehängt. Es wäre indessen voreilig, anzunehmen, daß er in der Zwischenzeit gestorben sei, da eine wohl zu beachtende Nachricht dieser Annahme widerspricht.

---

[1]) Gesch. d. eidgen. Bünde II, 1, S. 383/84.

[2]) Kopp, Urkunden II, S. 148; Bluntschli, Rep. Zürich I, 134; Hirzel, Zürch. Jahrbücher I, S. 79.

Herzog Albrecht von Oesterreich hatte sich im März 1298 gegen König Adolf von Nassau erhoben, und rückte ihm durch Schwaben und den Breisgau langsam entgegen. Am 23. Juni 1298 wurde Adolf von der Mehrheit der Kurfürsten entsetzt, und Albrecht am folgenden Tage zum Gegen-Könige gewählt. Nach kurzer Fehde im Elsaß stießen die beiden Gegner am 2. Juli 1298 bei Göllheim zusammen, König Adolf wurde im Kampfe erschlagen, Albrecht erlangte die fortan unbestrittene Krone.

Es ist selbstverständlich, daß die Schwaben in ihrer Mehrheit, wohl als Gesammtheit ihrem Landsmann Albrecht Heerfolge leisteten. Die Reimchronik von Hirzelin[1]) berichtet über dieselben Folgendes:

Hie kument die gar unvinen
Swâbe mit samenungen
Die alden und die jungen
von Wirtenberg, von Werdenberc
von Sant Gas[2]), von Hohenburc
von Kiburg und von Lewenstein
von Tochenburc, von Valkenstein
von Ramswal[3]), von Eschenbach
von Wartenfels ich rilich sach
ze rosse vehten unde ze vuoz.
Ir edlen vrowen, iuwern gruoz
Sult ir den werden lieplich geben,
Sit er so ritterlich kan leben.
Mit dem kom stolzer helden mê
Von Lanberc[4]) und von Walsê
Von Kastel und von Klingenberc
Die rotten stiften heldes werc.

---

[1]) Maaßen, Kaiserchron. II, 672. Vergleiche die vorzügliche Untersuchung „Die Schweizer in der Schlacht bei Göllheim", welche der Nestor schweizerischer Geschichtsforschung, Georg von Wyß, im „Anz. f. schweiz. Gesch. u. Alterthumskunde" 1863, S. 41—43 veröffentlicht hat.

[2]) Sargans.

[3]) Ramschwag.

[4]) Landenberg.

Der Eschenbach, welcher hier mitgeritten ist[1]), kann nur Freiherr Berchtold III. gewesen sein, da sein Vater Walther mindestens im 70. Jahre stand, während der älteste seiner Söhne kaum 15 Jahre zählte, und erst nach einem Jahrzehnt Ritter wurde. Wenn Berchtold bei Göllheim unter Albrechts Panner gefochten hat, wenn aber fest steht, daß er am 30. Juli 1299 nicht mehr lebte, und man vernimmt, daß sein Sohn Walther IV. am 29. April 1308 zu König Albrecht sprach: „Ebenso gut, als mir Entzogenes zu verweigern, könnt ihr mich, Euern Verwandten und Sohn eines Mannes, der in Euerm Dienst getödtet worden ist gänzlich vernichten“[2]), so liegt die Vermuthung nahe, daß Berchtold von Eschenbach bei Göllheim nicht nur für Albrecht focht, sondern auch seine Treue mit dem Leben bezahlte. Schade, daß kein Jahrzeitbuch darüber volle Gewißheit gibt[3]).

Berchtold hinterließ drei Söhne im jugendlichen Alter, auf welche nach dem Tode des Großvaters die Eschenbachischen Besitzungen übergingen.

Walther IV. von Eschenbach hatte beim Tode seines Großvaters wohl kaum das handlungsfähige Alter erreicht, die beiden jüngern Brüder Berchtold IV. und Mangold waren noch minderjährig und wurden der Vormundschaft ihres Verwandten (Oheims?) Heinrich von Tengen unterstellt.

Das erste Geschäft Walther's war natürlich, sich der Treue seiner Unterthanen und der Kastvogtei Interlachens zu versichern,

---

[1]) Neben der alten Freundschaft zum Hause Habsburg hatten die Eschenbach noch besondern Anlaß zur Unzufriedenheit gegen Adolf von Nassau, da derselbe dem Berchtold von Wädenswil das Dorf Wengen, welches dieser von den Eschenbachern zu Lehen hatte, als unmittelbares Reichslehen übertrug. Auch späterhin weigerte sich der Wädenswiler, das Lehen von den Eschenbach anzunehmen. Font. Rer. Bern. IV, 45.

[2]) Matthias von Neuenburg.

[3]) v. Wyß, a. a. O., S. 43.

wogegen er seinerseits mit Versprechungen nicht zurückhalten durfte.

Am 30. Juli 1299 bestätigte der jugendliche Freie für sich und seine Brüder dem Städtchen Inderlappen alle Freiheiten und Rechte, welche sein Vater Berchtold sel. demselben ertheilt hatte, und verspricht den Bürgern, daß er ihnen das Berner Recht immer gewährleisten werde. Er versicherte sie, daß er in Steuern und Grundzinsen nichts ändern werde, und verbürgt den Bürgern freies Geleit für Leib und Gut einerseits bis auf den Brünig und anderseits bis an das Ende des See's[1]).

Fünf Tage später, am 3. August, ertheilte er dem Kloster Interlachen eine auf die Kastvogtei desselben bezügliche Zusicherung, worin er ausdrücklich betont, daß er durch freie Wahl zum Vogte des Klosters bestimmt worden sei, und daß seinen Brüdern keine Rechte daran zustehen[2]).

Am 2. Mai 1300 bestätigte er der Bürgerschaft von Interlachen nochmals ihre Freiheiten[3]).

Als die drei Junker Walther, Berchtold und Mangold von Eschenbach am 18. Juni 1300 einige Eigenleute an das Kloster Interlachen verkauften, wurde die Urkunde für die beiden jüngern Brüder vom Freien Jakob von Wart besiegelt, ebenso der Freilassungsbrief eines Eigenmannes vom gleichen Tage[4]).

Am 15. und 21. Februar bestätigte Walther Rechtsgeschäfte das Kloster Interlachen betreffend[5]).

Die Freien Walther III. und Berchtold III. scheinen sich am Ende ihres Lebens in ziemlich schwierigen Verhältnissen befunden zu haben, die Ausrüstung Herrn Berchtold's und seines

---

1) Font. Rer. Bern. III, S. 740.
2) Font. Rer. Bern. III, S. 742.
3) Font. Rer. Bern. IV, S. 21.
4) Font. Rer. Bern. IV, 24, 25.
5) Font. Rer. Bern. IV, 90, 92.

Gefolges für den Zug ins Elsaß, sowie die Verwaltung des Erbes durch einen kaum den Kinderschuhen entwachsenen Jüngling mögen das ihrige dazu beigetragen haben, die Schuldenlast zu vergrößern, welche bei den damals bei Juden und Kawertschen üblichen hohen Wucherzinsen in kürzester Zeit alten Wohlstand und großen Besitz an Land und Leuten zu Falle bringen mußte.

Es begann nun eine Zeit der Veräußerungen, welche die bedrängte Lage der jungen Herren nur allzusehr zu Tage treten läßt.

Walther IV. bezeugt am 31. August 1302 für sich und seine Brüder, daß er vom Probst Peter zu Interlachen 300 Pfund Pfennige zur Deckung von Schulden ihres Vaters, Herrn Berchtold sel. von Eschenbach, erhalten habe. Dafür verlieh er fünf Leuten zu Grindelwald seine Reichslehen Unter-Eiger, An der Halden, im Ritte und zu Gumbach, übergab seine darauf sitzenden Eigenleute an Interlachen, und verpflichtete sich, den König Albrecht zu ersuchen, die betreffenden Lehen an Interlachen zu übertragen. Er stellte hiefür Geiseln, an deren Spitze Walther's Dienstmann, Ritter Conrad von dem Bache, sich befand, unter den Zeugen ist an erster Stelle Herr Jakob von Wart, Freier und Ritter, genannt[1]).

Um die Lage im Fernern zu erleichtern und allzugroße Besitzzersplitterung zu verhüten mußte nach alter Sitte einer der drei Brüder in den geistlichen Stand eintreten. Immerhin war standesgemäße Ausstattung desselben nicht zu vermeiden.

Vor dem Schultheißen der Aebtissin zum Fraumünster, Ritter Biber, welcher auf offener Straße zu Zürich vor dem Hause Johannes Brechters zu Gerichte saß, erschien am 20. September 1302 der Freie Heinrich von Tengen als Vormund und in Begleit der Knaben des sel. Berchtold von Eschenbach, Walther, Berchtold und Mangold. Er ersuchte den ebenfalls anwesenden Bruder Hugo von Werdenberg, Comthur zu Bubikon und Stell-

---

[1]) Font. Rer. Bern. IV, 109.

vertreter des obersten Meisters des Johanniterordens in Oberdeutschland, den jungen minderjährigen Berchtold von Eschenbach in den Johanniterorden aufzunehmen. Zu diesem Behufe übergaben Walther und Mangold ihrem Bruder Berchtold und dem Johannitercomthur ihren Hof zu Seengen mit dem Kirchensatz daselbst als Auskauf für das väterliche Erbtheil und als Aussteuer bei dessen Eintritt in den Orden. — Am gleichen Tage, in der Kemenate der Klosterfrau von Tüfen im Fraumünster, verkaufte der Vormund im Namen der Brüder Walther und Mangold, mit ausdrücklicher Zustimmung der Aebtissin Elisabeth von Wetzikon, das Schloß Schnabelburg, Lehen der Abtei Zürich für 1 Pfund Pfennig jährlich, um 250 Mark Silbers an das Johanniterhaus Hohenrain. Es sollten damit die Schulden der von schweren Wucherzinsen und Bürgschaften gedrückten zwei Brüder abbezahlt werden. Die Eschenbacher verzichteten hiemit aber keineswegs auf den Besitz der Burg, denn sie hatten das Recht, dieselbe innert Jahresfrist zurückzukaufen, wenn der zum Johanniter bestimmte Bruder Berchtold nach erlangter Volljährigkeit, vor Ablegung der Gelübde, aus dem Orden austreten sollte. Nach Ablauf dieser Frist wäre der Orden zur Rückgabe nicht mehr verpflichtet. Nach Ablegung des Ordensgelübdes von Seite Berchtolds aber, oder nach dessen vorzeitigem Tode, sollte die Burg auf Bitte der beiden Brüder denselben vom Comthur frei und ledig zurückgestellt, und von der Aebtissin den Freien auf's neue verliehen werden. Inzwischen sollten die Brüder Walther und Mangold die Burg um 8 ℔ Pfennig jährlichen Zins inne haben, nachdem die Johanniter dieselbe 6 Wochen und 1 Tag nach Landrecht besessen haben. — Offenbar hingen die beiden Geschäfte Seengen und Schnabelburg betreffend zusammen. Die vom Orden bezahlten 250 Mark waren der Kaufpreis für Seengen, welches dem Orden nur zufiel, wenn der damit ausgesteuerte Berchtold wirklich in denselben eintrat, Schnabelburg ein Pfand für Rück-

gabe der Schuldsumme, falls er vorzog, in den weltlichen Stand zurückzutreten. Die Urkunden sind von den Comthuren von Bubikon und Honrain, von Heinrich von Tengen, Walther von Eschenbach, dem Landrichter Herman von Bonstetten und den Rittern Ruediger Maneß und Rudolf Mülner besiegelt; die erste vor allem mit dem Siegel des Schultheißen Biber, die zweite mit demjenigen der Aebtissin Elisabeth bekräftigt[1]).

Am 10. Dezember des gleichen Jahres verkauften Walther und Mangold ihren Hof zu Ober-Eschenbach mit dem Kirchensatz und aller Zubehörde an Meisterin und Convent zu St. Katharina bei Eschenbach um 40 Mark Silbers. Dabei behielten sie sich Zwing und Bann und die Gerichte über alle nicht geistlichen Bewohner des Hofes vor, ebenso die Gerichte zu Eschenbach, Wolfsbühl, Gerliswil, Ruggisingen, Lügassingen, zu Oeggenringen, Iseringen und ihren Antheil an den Gerichten Herrendingen, Brändten und Gerlingen[2]). Die zu Zürich ausgestellte Urkunde ist von Walter selbst, und dem Vogt und Pfleger Mangolds, Heinrich von Tengen, besiegelt. — Am 31. Januar 1304 bestätigten die Brüder zu Sempach diesen Verkauf, auf ihre Bitte verzichtete auch Graf Rudolf von Habsburg-Laufenburg auf seine bezüglichen Rechte[3]).

Auf einer Reise zwischen ihren Besitzungen im Reußthal und denjenigen im Oberland verliehen die beiden Brüder am 16. Mai 1303 zu Sarnen dem Johannes von Affoltern und dessen Töchtern Verena und Elisabeth ihren Hof zu Hausen am Albis[4]).

Im Herbste 1303 hielt sich Walther im Oberlande auf, wo er verschiedene Rechtsgeschäfte beurkundete[5]).

---

[1]) G. v. Wyß. Abtei Zürich, Nr. 396, 397.

[2]) Geschichtsfreund IX, 52.

[3]) Herrgott III, 587.

[4]) Oechsli, Anfänge der Schweiz. Eidgenossensch., S. 144, Regest 449.

[5]) 11. Sept. 1303. Font. Rer. Bern. IV, S. 160 9. Oktober 1303. a. a. O. IV, S. 167.

vertreter des obersten Meisters des Johanniterordens in Oberdeutschland, den jungen minderjährigen Berchtold von Eschenbach in den Johanniterorden aufzunehmen. Zu diesem Behufe übergaben Walther und Mangold ihrem Bruder Berchtold und dem Johannitercomthur ihren Hof zu Seengen mit dem Kirchensatz daselbst als Auskauf für das väterliche Erbtheil und als Aussteuer bei dessen Eintritt in den Orden. — Am gleichen Tage, in der Kemenate der Klosterfrau von Tüfen im Fraumünster, verkaufte der Vormund im Namen der Brüder Walther und Mangold, mit ausdrücklicher Zustimmung der Aebtissin Elisabeth von Wetzikon, das Schloß Schnabelburg, Lehen der Abtei Zürich für 1 Pfund Pfennig jährlich, um 250 Mark Silbers an das Johanniterhaus Hohenrain. Es sollten damit die Schulden der von schweren Wucherzinsen und Bürgschaften gedrückten zwei Brüder abbezahlt werden. Die Eschenbacher verzichteten hiemit aber keineswegs auf den Besitz der Burg, denn sie hatten das Recht, dieselbe innert Jahresfrist zurückzukaufen, wenn der zum Johanniter bestimmte Bruder Berchtold nach erlangter Volljährigkeit, vor Ablegung der Gelübbde, aus dem Orden austreten sollte. Nach Ablauf dieser Frist wäre der Orden zur Rückgabe nicht mehr verpflichtet. Nach Ablegung des Ordensgelübbdes von Seite Berchtolds aber, oder nach dessen vorzeitigem Tode, sollte die Burg auf Bitte der beiden Brüder denselben vom Comthur frei und ledig zurückgestellt, und von der Aebtissin den Freien auf's neue verliehen werden. Inzwischen sollten die Brüder Walther und Mangold die Burg um 8 ß Pfennig jährlichen Zins inne haben, nachdem die Johanniter dieselbe 6 Wochen und 1 Tag nach Landrecht besessen haben. — Offenbar hingen die beiden Geschäft[illegible] Seengen und Schnabelburg betreffend zusammen. Die vom Or[illegible] bezahlten 250 Mark waren der Kaufpreis für Seengen, wel[illegible] dem Orden nur zufiel, wenn der damit ausgesteuerte Bercht[illegible] wirklich in denselben eintrat, Schnabelburg ein Pfand für Rü[illegible]

gabe der Schuldsumme, falls er vorzog, in den weltlichen Stand zurückzutreten. Die Urkunden sind von den Comthuren von Bubikon und Honrain, von Heinrich von Tengen, Walther von Eschenbach, dem Landrichter Herman von Bonstetten und den Rittern Ruediger Maneß und Rudolf Mülner besiegelt; die erste vor allem mit dem Siegel des Schultheißen Biber, die zweite mit demjenigen der Aebtissin Elisabeth bekräftigt[1]).

Am 10. Dezember des gleichen Jahres verkauften Walther und Mangold ihren Hof zu Ober-Eschenbach mit dem Kirchensatz und aller Zubehörde an Meisterin und Convent zu St. Katharina bei Eschenbach um 40 Mark Silbers. Dabei behielten sie sich Zwing und Bann und die Gerichte über alle nicht geistlichen Bewohner des Hofes vor, ebenso die Gerichte zu Eschenbach, Wolfsbühl, Gerliswil, Ruggisingen, Lügassingen, zu Oeggenringen, Iseringen und ihren Antheil an den Gerichten Herrendingen, Brändten und Gerlingen[2]). Die zu Zürich ausgestellte Urkunde ist von Walter selbst, und dem Vogt und Pfleger Mangolds, Heinrich von Tengen, besiegelt. — Am 31. Januar 1304 bestätigten die Brüder zu Sempach diesen Verkauf, auf ihre Bitte verzichtete auch Graf Rudolf von Habsburg-Laufenburg auf seine bezüglichen Rechte[3]).

Auf einer Reise zwischen ihren Besitzungen im Reußthal und denjenigen im Oberland verliehen die beiden Brüder am 16. Mai 1303 zu Sarnen dem Johannes von Affoltern und dessen Töchtern Verena und Elisabeth ihren Hof zu Hausen am Albis[4]).

Im Herbste 1303 hielt sich Walther im Oberlande auf, wo er verschiedene Rechtsgeschäfte beurkundete[5]).

---

[1]) G. v. Wyß. Abtei Zürich, Nr. 396, 397.
[2]) Geschichtsfreund IX, 52.
[3]) Herrgott III, 587.
[4]) Oechsli, Anfänge der Schweiz. Eidgenossensch., S. 144, Regest 449.
[5]) 11. Sept. 1303. Font. Rer. Bern. IV, S. 160 9. Oktober 1303. a. O. IV, S. 167.

Ein Jahr später war er wieder in Zürich, wo er wieder mit Geldgeschäften unerquicklicher Art zu thun gehabt haben mag. Die Verkäufe von Gütern und Rechten nahmen kein Ende mehr.

Vorerst verkaufte er am 6. Oktober 1304 dem Ritter Rüdiger Maneß seine Vogteirechte von dem Bache zu Erdbrust[1]) bis nach Zürich und vom See bis auf den Albis, mit Ausnahme seiner Anrechte auf die Vogtei des Johannes Wolfleipsch zu Wollishofen. Dabei behielt er sich seine eigenen Leute und sein Eigengut in diesem Umkreis ausdrücklich vor. In einem Beibriefe versprach er, seine Brüder Mangold und Berchtold zu bewegen, nach erlangter Volljährigkeit und falls der letztere vor abgelegtem Gelübde aus dem Johanniterorden treten sollte, den Verkauf zu genehmigen. Als Bürgen und Geiseln hiefür stellt er seinen Oheim, den Freien Jakob von Wart, seinen Oheim Lütold von Regensberg und seinen Dienstmann C. von Bache, Ritter. Unter den Zeugen sind die Freien Heinrich von Tengen und Rudolf von Wart, Ritter, bemerkenswerth[2]).

Nachdem sich Walther im Februar 1305 vorübergehend im Oberland aufgehalten hatte[3]), fertigte er am 4. März 1305 eine ganze Reihe von Verkaufbriefen, seine Vogtei zu Talweil betreffend. Gedrängt durch eine Gült, welche sie Johann und Egbrecht den Salern, Heinrich Schön und Manlin, dem Juden, sowie andern Bürgern von Zürich schuldeten, und weshalb ihre Bürgen schon in Giselschaft gemahnt worden waren, verkauften Walther und Mangold, letzterer mit Gunst seines Vogtes, Heinrich von Tengen, Güter zu Talwil, Erblehen von Muri, um 58 Mark

---

[1]) Wohl der Bach am Horn, welcher jetzt die Grenze zwischen der erweiterten Stadt Zürich und Kilchberg bildet.

[2]) Neujahrsbl. d. Sadtbibl. 184. Beiträge zur Geschichte der Familie Maneß.

[3]) Font. Rer. Bern. IV, 207.

Silber an dieses Kloster[1]), ebenso andere Güter daselbst um 98 Mark[2]).

Am gleichen Tage verkauften die Brüder die Vogtei über den Hof zu Talwil und über die Güter, welche zu dem Hofe gehörten, um 12 Mark an Johannes Wolfleipsch, Bruder des Kustos am Großmünster, und seinen Sohn Johann[3]). Eine zweite Urkunde enthält nähere Angaben über das Vogteilehen, welches sie ebenfalls an die Wolfleipsch verkauften[4]).

Im Sommer 1305 besuchte Walther IV. wohl zum letzten Male seine Besitzungen am Thunersee, wo er vom Frühsommer bis zum Herbst sich aufgehalten zu haben scheint[5]); dann verließ er dieselben auf immer.

Am 7. Mai 1306 verzichtete er durch eine in Zürich ausgestellte Urkunde, vor Verkauf seiner Herrschaften und Güter zu Oberhofen, Unspunnen und Unterseen, auf die Vogtei über Leute und Gut des Klosters Interlachen. Als Zeugen waren anwesend: Die Brüder Jakob und Rudolf von Wart, Lütold von Regensberg, Heinrich von Tengen, Wernher von Kien, Freiherren; Ulrich von Torberg, Rudolf Mülner, C. von Teitingen, C. von Halten, Ritter, Niklaus Frieso, und Peter, der Notar von Bern[6]).

Wohl unmittelbar nachher verkauften Walther und Mangold ihren schönen Besitz am Thunersee an König Albrecht zu Handen des Hauses Oesterreich. Die Urkunde selbst ist verloren, an der Thatsache selbst ist nicht zu zweifeln, schon im August 1306 besiegelt

---

[1]) Kurz und Weißenbach, Beiträge I, 3, 437.
[2]) a. a. O. I, 3.
[3]) a. a. O. I, 3. 438.
[4]) a. a. O. I, 3.
[5]) 12. Juni 1305. Font. Rer. Bern. IV, 229; Anfang August a. a. O. S. 230; 6. Oktober a. a. O. S. 235.
[6]) Font. Rer. Bern. IV, S. 256.

Vogt Heinrich von Baden, gemeinsamer Pfleger der Herzoge von Oesterreich in Burgund einen Verkauf über Güter zu Brienz in gleicher Weise, wie dieß noch im Vorjahre von Walther von Eschenbach geschehen war[1]). Auch das österreichische Urbar spricht ausdrücklich von lüt und guot in der Herschaft von Hinderlappen, die kouft ist umb die von Eschenbach.

Diese Güter bestanden hauptsächlich in Folgendem:

1. Der Stadt Unterseen, Erbe vom Kloster Interlachen, mit Zwing und Bann,
2. Der Burg zu Unspunnen und der Burg Palm, Eigengut,
3. Reichslehen zu Grindelwald mit Zwing und Bann. Als Eigengut die Busalp,
4. Zwing und Bann im Lütschenthal,
5. Zwing und Bann über die Eigenleute zu Wilderswil; dem Dinghof zu Wildersmil,
6. einem Eigengut zu Richenschwanden,
7. Zwing und Bann über die Leute zu Habkeren,
8. Der Burg Oberhofen, Eigengut, mit Besitzungen zu Oberhofen, Schwendi, Schwanden und Goltswile. (Die Gerichte zu Oberhofen gingen von der Kirche zu Hilterfingen bis zur Nase).

Das Urbar stellt den Herren von Eschenbach ein schönes Zeugniß über ihren Rechtlichkeitssinn aus: „Von den in der Herrschaft Interlachen erhobenen Steuern war und ist bei den Herren von Eschenbach nichts Ungebührliches, Ungewohntes, Nicht althergebrachtes, mit Ausnahme einiger ihnen zur Abzahlung von Schulden bewilligter (Steuern) —[2])

Walther und Mangold von Eschenbach (der Johanniter Berchtold scheint inzwischen gestorben zu sein) waren von mächtigen,

---

[1]) Font. Rer. Bern. IV, 384.

[2]) Bibl. des Literar. Vereins in Stuttgart XIX. S. 95—98.

angesehenen Freien so ziemlich auf gleiche Stufe mit dem kleinen Adel herabgesunken, mochten sie auch immer noch die Schnabelburg und die Besitzungen zwischen Albis und Reuß unbeschwert inne haben. Eine Verbindung Walther's mit einer Schwester des mächtigen rhätischen Freien Donat von Vatz mag unter diesen Umständen höchst willkommen gewesen sein. Leider ist der Name der Gattin unbekannt.

Er schlug mit seiner jungen Gattin ohne Zweifel den Wohnsitz auf Schnabelburg auf, von wo er nicht weit nach Zürich zu reiten hatte, in welcher Stadt der König nicht selten Hof hielt. Auch traf er daselbst seine Verwandten, die von Tengen, die Regensberg, die beiden Freien von Wart, — mit dem Zürcher Ritter Mülner stand er als Lehensherr in nahen Beziehungen.

So hielt er sich am 22. Juni[1]) und am 29. Juli 1306[2]) in Zürich auf, als Zeuge in Urkunden Adelheids von Regensberg.

Von letzterm Tage an bis zum April 1308 ist keine Kunde über ihn erhalten. Vielleicht folgte er, wie der junge, mit Clara von Tengen verheirathete Freiher Rudolf von Balm den Herzogen von Oesterreich im August 1306 nach Böhmen, und erlangte daselbst die Ritterwürde, welche er im Frühjahre noch nicht besessen hatte, in welcher er aber 1309 genannt wird.

Er mag dabei zum Gefolge des nur wenige Jahre jüngern Herzogs Johann von Schwaben gekommen sein, des voraussichtlichen Erben der habsburgischen Lande im Aargau und Thurgau, welchem schon 1295 wenigstens die Burgen Baden und Lenzburg als Aussteuer seiner Mutter Agnes von Böhmen zugesichert waren[3]). Eschenbach war in jungen Jahren um den größten Theil seines Besitzes gekommen, zu gutem Theile durch

---

[1]) St. Galler Urk. Buch III, S. 344.
[2]) Reg. d. Schweiz. Arch. I, 2, Nr. 103.
[3]) Anz. f. Schweiz. Gesch. I, S. 42.

Verpflichtungen, welche der Vater eingegangen war, zum Theil vielleicht aus eigenem Leichtsinn. Er mußte darnach trachten, sich Ansehen und Stellung zu gewinnen, und Verlorenes wieder zu erlangen. Falls es ihm gelang, das Vertrauen des künftigen Herzogs in Schwaben zu gewinnen, so durfte er hoffen, einflußreich und mächtig zu werden. Bei König Albrecht selbst ließ sich solches nicht erreichen, dieser war streng und knauserig, dem hohen Adel ohnehin wenig geneigt.

Vor der Hand war indessen wenig Aussicht vorhanden, daß Johann so bald mit dem schwäbischen Herzogshute belehnt werden würde. Der König, sein Oheim, war nicht geneigt, wenigstens schon jetzt dem leichtsinnigen 17jährigen Jüngling diese hohe Würde zu verleihen, und die Umgebung Johann's befürchtete, daß der König seinen Neffen überhaupt nicht zur Herrschaft gelangen lassen wolle.

Da ein Theil der Reichsfürsten schon lange mit dem Könige unzufrieden war, weil dieser mit kräftiger Hand seine Stellung zu befestigen und das Ansehen der Krone zu erhöhen bestrebt war, ohne Zweifel auch dieselbe seinem Geschlechte zu erhalten gedachte, so wurde der Groll Johann's von gewissen Seiten geschürt, es wurde eine Verschwörung gegen den König angezettelt, als deren Urheber später Peter von Aspelt, der Erzbischof von Mainz, mehr oder weniger offen, bezeichnet wurde.

In der Umgebung Johann's fand sich die geeignete Person, um den Anschlag gegen den König ins Werk zu setzen und durchzuführen. Es war dies der Freiherr Rudolf von Wart, jüngerer Bruder des als Minnesinger bekannten, bei den Herzogen von Oesterreich hoch angesehenen Jakob von Wart, ein Mann zwischen vierzig und fünfzig Jahren, welcher offenbar dem Haushalte des jungen Fürsten vorgesetzt war. Er besaß Antheil an der Burg Falkenstein im Jura, dieser Thalsperre in der Klus, welche durch den Paßwang mit Basel in leichter Verbindung stand, und als

Ausfallsthor nach dem Aarethal benutzt werden konnte. Da der Bischof von Basel dem Könige höchst abgeneigt war und selbst eines Mordversuches gegen Albrecht beschuldigt wurde, so konnte kaum ein besserer Stützpunkt für den Beginn einer Fehde gegen die Habsburger gefunden werden. Den in seinem Wohlstand zurückgekommenen Freiherrn — er hatte während der letzten Jahre viele seiner Güter verkaufen müssen — lockte die Aussicht auf eine glänzende Zukunft an der Seite seines jungen Herrn. — Unschwer mag es ihm gelungen sein, seinen Neffen Rudolf von Balm und seinen Verwandten Walther von Eschenbach, beide junge Männer von höchstens 25 Jahren, in die Umgebung Johann's zu bringen und für seine Pläne zu gewinnen.

Vom 25. April 1308 an weilte König Albrecht mit zahlreichem Gefolge auf seiner Veste zu Baden. Hier bat ihn Bischof Johann von Straßburg, dem jungen Herzoge wenigstens eine seiner Vesten zu übergeben. Der König wollte indessen vorerst seinem Neffen nur den Befehl über 100 Helme im bevorstehenden Feldzuge gegen Böhmen anvertrauen, und vertröstete ihn für Weiteres auf die Zeit nach Beendigung des Feldzuges. Ebenso soll er den Freien Walther von Eschenbach abgewiesen haben, welcher ihm entzogene Güter mit Hinweisung auf die Verdienste seines Vaters zurückzuerhalten wünschte. Ob sich dieß auf Rückkauf der Herrschaften im Oberlande, ob es sich auf nicht erneuerte Zutheilung der Reichslehen bezog, ob es Güter der uns unbekannten Mutter Walther's IV. betraf, weiß man nicht. Von den urkundlich bekannten Besitzungen des Hauses Eschenbach ist demselben nichts widerrechtlich entzogen worden. Auf was immer indessen sich die Bitte Walther's bezogen haben mag, ihre Verweigerung bestärkte den jungen Freiherrn in seinen Entschlüssen.

Ein fröhliches Mahl auf der Burg, bei welchem der König den Geladenen, darunter seinen Söhnen und Herzog Johann, letzterm mit leichtem Spotte, Rosenkränze auf's Haupt setzte,

besänftigte die Verschworenen nicht, im Gegentheil. Johann legte seinen Kranz weg, weinte, und entfernte sich mit seinem Gefolge von der Tafel.

Inzwischen hatte der König Bericht erhalten, daß seine Gemahlin von Rheinfelden her auf dem Wege nach Baden begriffen sei; er setzte sich daher nach dem Mahle zu Pferd, um derselben entgegen zu reiten. Auch Johann's Leute schlossen sich dem Gefolge an.

Als die Reiterschaar bei der Reußfähre zu Fahrwindisch angekommen war, setzte Johann mit den Seinen zuerst über den Fluß. Ihnen folgte der von Ritter Dietegen von Kastel begleitete König, welcher sodann, mit dem Begleiter heiter sich unterhaltend, durch die Saatfluren über die Hochfläche gegen Brugg weiter ritt. Da gesellten sich die Verschworenen zu ihm. Rudolf von Wart rief in geeignetem Augenblick: „Wie lange wollen wir den Ch . . .[1]) noch reiten lassen, worauf Wart's Dienstmann, Ulrich von Rielassingen aus dem Hegau, dem Könige in die Zügel fiel, welcher darauf von Wart, Balm und Herzog Johann mit Schwert und Dolch niedergemacht wurde. Der Mitverschworne Walther von Eschenbach scheint im letzten Augenblick gezögert zu haben, er legte keine Hand an Albrecht, doch berichtet Ottokar von Horneck, er sei es gewesen, welcher in die Zügel des Pferdes griff und auf die Bemerkung des Königs, er solle keine dummen Spässe machen, geantwortet habe, es gelte jetzt Ernst, nicht mehr Scherz.

Nach vollbrachter That gaben die Verschworenen ihren Pferden die Sporren, und entzogen sich eiligen Rittes der Rache des nachkommenden Gefolges.

---

[1]) cadaver, Aas; bekanntes Schweizer Schimpfwort.

Sie wandten sich vorerst nach dem Schlosse Froburg am Hauenstein, deren Herr ihnen indessen den Einlaß zu verweigern wußte, dann nach der Veste Falkenstein in der Klus, gemeinsames Eigenthum Rudolf's von Wart und seiner Vettern von Bechburg. Hier konnten die Herren in aller Ruhe die weitere Entwicklung der Angelegenheit abwarten.

Auf Falkenstein traf Walther von Eschenbach mit seinem Bruder Mangold zusammen; hier erhielt er auch am 27. Mai 1308 durch die Zürcher Ritter Rüdiger von Werdegg und Rudolf Mülner den ältern eine Zahlung von 180 Mark Silber, welche ihm der Bruder seiner Gattin, Freiherr Donat von Vatz, übermittelte[1]).

Vorläufig konnten die Königsmörder mit ihrem Erfolge zufrieden sein. Der Schlag hatte getroffen, allenthalben regte sich Widerstand gegen das Haus Habsburg. Der Graf von Würtemberg stand bereits in Fehde mit Oesterreich, im Gebirge, den Waldstätten regte man sich, die alten, freien Geschlechter zwischen Alpen und Rhein, von Rudolf und Albrecht auf jede Weise eingeengt und benachtheiligt, waren gerne bereit, ihre Standesgenossen zu unterstützen, sobald ihr Rücken durch das Reich gedeckt war. Es war auch mit Sicherheit zu erwarten, daß Oesterreich bei der Königswahl übergangen werden würde.

Starke, wohl bewehrte, ohne Zweifel schon zum Voraus mit dem Nothwendigen versehene Burgen standen ohnehin den Verschwornen zu Gebote. Neben kleinern Burgen, wie Wart, Rüßegg, Maschwanden, Eschenbach, boten die Vesten Alt-Büron, Eigenthum Rudolfs von Balm, Schnabelburg und Falkenstein selbst günstig gelegene Stützpunkte für Unternehmungen gegen das habsburgische Gebiet. So eröffneten dann die Freien die Fehde gegen die Herzoge von Oesterreich, jeder an seinem Orte,

---

[1]) Mohr, cod. dipl. II, 125. Nach Tschudi, Kopp, Urkunden I, S. 83.

Wart weilte bis in den August 1309 in Falkenstein und dessen Umgebung.

Die Herren von Eschenbach kehrten nach der Schnabelburg zurück.

Am 2. Oktober 1308 verspricht Freiherr Walther von Eschenbach den Leuten von Wettingen, Seßhaften, Hörigen oder Nichthörigen, besonders aber den Wettinger Leuten zu Dietikon, Frieden bis zum 1. Juni 1309 gegen eine Brandschatzung von 25 Eimer Rothwein, 15 Eimer Lautern, und 40 Mütt Kernen[1]). Diese Lebensmittel dienten offenbar zur Ausstattung der Schnabelburg mit genügenden Vorräthen. — Am 15. Oktober bescheinigt der Freie Lütold von Regensberg von der Schnabelburg aus, woselbst er sich bei seinem dort weilenden Verwandten Walther IV. befand, den Empfang von 10 Mark Silber für seine Ansprüche an Leute und Güter von Wettingen[2]). Auch am 8. Dezember waren der Regensberger und Rudolf Mülner, der jüngere, Ritter, als Gäste auf der Schnabelburg zu treffen[3]).

Am 27. Februar 1309 fertigten die Brüder Walther und Mangold auf der Schnabelburg die Urkunde über die Abtretung einer Hörigen an das Stift zum Großen Münster[4]).

Vor dem Kloster Kappel verkauften die beiden Brüder am 29. April 1309 dem Kloster zu Ober-Eschenbach um 60 Mark Silber ihre Vogtei, Zwing und Bann, die zum Hofe Ober-Eschenbach gehörte, und welche sie sich 1302 noch vorbehalten hatten, nebst einer Reihe von Eigenleuten. Dabei behielten sie für sich selbst alles Andere, Gut und Leute, vor, was ihnen

---

1) Kopp, Urk. I, 89.

2) Archiv Wettingen, Zürch. Taschenb. 1887, S. 185. Walther v Eschenbach ist als erster Zeuge genannt.

3) Kopp, Urk. II. S. 176.

4) Kopp, Urk. II. S. 172.

urch den König[1], die Herzoge oder deren Amtleute entzogen worden war[2].

Noch am 12. Juli 1209 überließen die Freien mittelst einer u Zug ausgestellten Urkunde dem Kloster Kappel zwei Eigenleute um 11 Mark Silber, wogegen sie ein Pferd und 2 Pfund Silber in Zahlung nahmen[3].

Inzwischen war Graf Heinrich von Lützelburg am 27. November 1308 zum König gewählt worden. Derselbe erfüllte zwar die Erwartungen nicht, welche die Verschwornen in einen neuen König gesetzt hatten, aber er verhielt sich zunächst gegen Oesterreich ziemlich ablehnend. Er war auf seiner Huldigungsreise im Mai 1309 durch den Aargau nach Zürich gekommen, und von da nach Konstanz weiter gezogen, ohne noch den Herzogen von Oesterreich ihre Lehen bestätigt oder die Acht über die Königsmörder ausgesprochen zu haben. Dagegen hatte der König den Waldstätten Uri und Schwiz die Freiheitsbriefe König Adolfs bestätigt, auch den gar nicht ans Reich gehörenden Unterwaldnern gleiche Freiheit ertheilt. Zum Pfleger des Reiches in den Waldstätten war Graf Wernher von Homburg zu Rapperswil bestellt, bei welchem keine große Hinneigung zum Hause Oesterreich vermuthet werden konnte.

Es mußten diese Thatsachen einerseits die Widersacher der Herzoge in ihrem Widerstande bestärken, anderseits die Letztern veranlassen, entscheidende Schläge gegen die Gegner zu führen, bevor der König sich offen für dieselben erklärte.

Wohl schon im Januar 1309 waren die mitten im habsburgischen Gebiet gelegenen Wartischen Burgen Wart und Mult-

---

[1] Kopp, Urk. I, S. 56.

[2] Bezieht sich diese Stelle auf die von Albrecht dem Freiherrn entzogenen Güter oder Rechte?

[3] Archiv Eschenbach. Geschichtsfreund X, S. 110.

sucht ihrer Mutter, der verwittweten Königin Elisabeth, nachgeben müssen.

Die Veste Schnabelburg wurde gänzlich zerstört.

Während der Belagerung, oder erst nach dem Falle von Schnabelburg hatte sich der König endlich entschlossen, am am 18. September 1309 die Reichsacht über Herzog Johann von Oesterreich, Rudolf von Wart, Rudolf von der Palme, Walther von Eschenbach, die edeln Leute, und Ritter Konrad von Tägerfelden auszusprechen. Er erklärte ihr Leben und ihre Güter für verwirkt, jede seither erfolgte Veräußerung ihrer Güter als ungültig, und bedrohte Jeden, der die Geächteten seit dem Morde gehaust, gehoft oder geschützt habe, mit gleicher Strafe. Die Besitzungen und Reichslehen der Geächteten im Aargau und Thurgau wurden auf die Herzoge von Oesterreich übertragen.

Jetzt erreichte die Verschwornen ihr Geschick. Herzog Johann, welcher nach Italien entflohen war und sich später dem Papste entdeckt hatte, starb am 13. Deczmber 1313 im Kerker zu Pisa, woselbst er auch dem Kaiser Heinrich vorgeführt worden war. Er wurde dort bei den Augustinern begraben. — Rudolf von Balm starb in stiller Verborgenheit unentdeckt im Hause der Conversen zu Basel. — Rudolf von Wart, der Hauptschuldige, welcher noch am 13. August 1309 zu Basel geweilt und dort seinen Antheil an Falkenstein verkauft hatte, floh nach Burgund, wurde aber von Graf Diebold von Blamont an seine Feinde ausgeliefert, als er sich zum Papste nach Avignon begeben wollte, um dessen Absolution zu erlangen. Er endete auf dem Rade.

Die Brüder von Eschenbach befanden sich entweder zur Zeit der Belagerung nicht mehr auf der Schnabelburg, oder es ist ihnen gelungen, vor Uebergabe der Veste zu entrinnen.

Sie scheinen sich noch eine Weile in der Nähe ihrer Besitzungen verborgen gehalten zu haben, und haben daselbst sogar noch Rechtsgeschäfte vorgenommen.

Am 1. Juli 1310 vergabten nämlich die Brüder Walther und Mangold von Eschenbach auf Bitte ihrer Dieners Johannes von Affoltern alle ihre Rechte an dem Hofe zu Hausen am Albis an Abt und Convent zu Kappel, und König Heinrich bestätigte, trotz des Wortlautes der Aechtung, diese Schenkung am 4. Oktober 1310[1]).

Mangold von Eschenbach scheint überhaupt nicht weiter verfolgt worden zu sein, er büßte seine Unterstützung des Bruder mit Verlust seiner Güter. Immerhin verblieben ihm noch einige Rechte.

Am 17. Februar 1318 vergabte er vor der St. Peterskirche in Zürich einen Zehnten zu Uerzlikon, welcher jährlich 10 Mütt Kernen ertrug, an das Kloster Kappel[2]).

Als Vetter des Grafen Eberhard von Nellenburg auf dessen Stammburg anwesend, verzichtete er am 21. September 1321 auf seine Rechte an den Kirchensatz zu Riffersweil, welcher dem genannten Grafen aus dem Erbe seiner Mutter Agnes von Eschenbach zugefallen war, und welchen dieser an Kappel verkauft hatte[3]).

Am 22. November 1338 noch entzieht sich Junker Mangold von Eschenbach, ein Freier (welcher es weder zum Ritter hatte bringen können, noch verheirathet gewesen sein wird) gegenüber dem Kloster Kappel seiner Ansprüche an die Güter bei der Schnabelburg, welche ihm und seinen Vordern gehörten, und von Herzog Albrecht von Oesterreich mit andern Gütern an Kappel gegeben wurden[4]).

Wann der vereinsamte Junggeselle aus diesem wohl für ihn ziemlich trübseligen Leben abgerufen worden ist, ist unbekannt.

---

[1]) Kopp, Urk. I, S. 123 u. 124.
[2]) Reg. von Kappel, Nr. 159.
[3]) Reg. von Kappel, Nr. 164.
[4]) Reg. von Kappel, Nr. 195.

Walther IV. von Eschenbach scheint bald nach 1310 das Land verlassen und still verborgen im Gebiet des Grafen von Württemberg, und wohl unter dessen Schutz, gelebt zu haben. — Fünfunddreißig Jahre nach dem Mord bei Windisch, also 1343, gab sich ein alter Württembergischer Schäfer auf dem Todtbette als Walther, Freien von Eschenbach, zu erkennen, und wurde dann mit ritterlichen Ehren bestattet. So berichtet die zeitgenössische Chronik des Matthias von Neuenburg, ohne leider anzugeben, wo Walther beigesetzt ist.

In der Klosterkirche von Kappel aber zeigt ein gleichzeitiges Glasgemälde das Bildniß des knieenden Ritters mit dem Spruche:

Gott hilf her dim diener, mir jungen Walther von Eschibach.

So endete der ältere Zweig des Hauses Eschenbach.

(Fortsetzung im nächsten Jahrgang.)

Erinnerungen

des

Obersten Johannes Landolt von Zürich

aus den Jahren 1807 bis 1815.

Nach seinem Tagebuch herausgegeben von Dr. Albert Maag in Biel.

Erster Theil:
1807 bis 1810 (spanischer Feldzug).

Vorwort des Herausgebers.

Die militärischen Aufzeichnungen, deren erste Hälfte hier zur Veröffentlichung gelangt, bilden eine jener spärlichen Quellen, welche die Kenntniß der Kriegsthaten der rothen Schweizer in napoleonischen Diensten überliefern. Wer in Schaller's «Histoire des Troupes Suisses au Service de France» das Offiziersverzeichniß der vier Schweizerregimenter aus der Zeit Napoleon's I. nachschlägt, findet darin die Namen von mehr denn 550 Offizieren, zum Theil solcher von ansehnlicher Herkunft und von hervorragender militärischer Bildung; wer sollte es aber für möglich halten, daß trotz einer so beträchtlichen Anzahl kriegstüchtiger junger Schweizer, welche zu einer und derselben Zeit dem Ehrgeiz des großen Eroberers ihren Degen liehen, nur

wenige gehaltvolle Aufzeichnungen aus jener Epoche erhalten sind? Allerdings war jenes militärische Zeitalter nicht besonders schreibselig, und der größte Theil solcher Männer wußte mit der Klinge weit besser umzugehen als mit dem Gänsekiel; so erklärt es sich, daß die Mehrzahl in den Tagen der Muße, die nach dem zweiten Pariserfrieden begannen, mit der schriftlichen Darstellung ihrer militärischen Erlebnisse sich nicht befaßt hat. Trotzdem bleibt die Thatsache zu bedauern, daß noch in den Sechziger Jahren da und dort sowohl in öffentlichen Bibliotheken als auch im Privatbesitz manches schätzbare Tagebuch vorhanden gewesen, jetzt aber verloren gegangen ist oder der Verwerthung entzogen wird. So ist von den „Erinnerungen" des Obersten Johannes Wieland, deren erster Theil noch im Basler Taschenbuch 1864 veröffentlicht wurde, der zweite und dritte Theil meines Wissens nicht mehr beizubringen, ebenso, wie es scheint, ein Theil des Tagebuches von Salomon Bleuler aus Zürich; auch sind verhältnißmäßig wenige Schriftstücke durch Veröffentlichung vor dem Verluste bewahrt worden, wie die Briefe Salomon Hirzel's (im Zürcher Taschenbuch 1891), die Souvenirs von Abraham Rösselet von Twann und die Schaller's von Freiburg, die Aufzeichnungen Engelhard's von Murten und Muralt's von Bern u. a. So kommt es, daß wir über den Antheil der Schweizer an den Feldzügen Napoleon's oft nur oberflächlich oder einseitig unterrichtet sind, z. B. über die Schicksale des 1. Regiments während seiner Operationen in Italien und über diejenigen des dritten Bataillons vom 2. Regiment im Kriege in Katalonien.

Um so eher werden es unsere Leser billigen, wenn wir hier den schriftlichen Nachlaß eines Zürcher Veteranen aus der Kaiserzeit veröffentlichen, der zu den tüchtigsten Schweizeroffizieren in französischen Diensten zu rechnen ist und die darin gesammelten militärischen Kenntnisse später in hoher Stellung dem Vaterlande

gewidmet hat[1]). Das Tagebuch Johannes Landolt's, zur Zeit im Privatbesitz in Mailand, ist von allen mir bis jetzt bekannt gewordenen Aufzeichnungen die sorgfältigste und ausführlichste; einen besondern Werth verleihen ihm die beigelegten Karten und Schlachtpläne, welche Landolt mit großem Geschick jeweilen an Ort und Stelle entwarf.

Das Tagebuch liegt uns heute in zwei gesonderten Theilen vor. Der erste Theil behandelt die Zeit des Feldzuges in Spanien unter dem General Dupont und die Schicksale während der Kriegsgefangenschaft, also die Jahre 1807 bis 1810; der zweite den Feldzug in Rußland und die Zeit der militärischen Wirksamkeit in der Schweiz bis zur Entlassung. Dem ersten Theil des Tagebuches (im Manuscript 120 Seiten) sind die als Brouillon niedergeschriebenen ursprünglichen Tagebuchnotizen vorangestellt, die Landolt offenbar der Ausarbeitung des eigentlichen Tagebuches zu Grunde gelegt hat. Das Brouillon trägt auf der Titelseite die Ueberschrift: „Tagsbuch von Jn Landolt, commencé le 24 may 1808" und ist unter derselben mit einer flüchtigen Federzeichnung versehen, einer bildlichen Satire auf die spanische Geistlichkeit, die Urheberin so vieler Leiden und Entbehrungen kriegsgefangener Schweizer. Wie das Datum zeigt, hat Landolt sein Brouillon nach dem Aufbruch seiner Invasionsarmee von Toledo nach Andalusien begonnen; es schließt mit der Schilderung der Flucht vom Ponton „Alt-Kastilien" unter den Schutz der französischen Adler. Den wichtigsten Bestandtheil bildet darin die umständliche Erzählung aller während der Kriegsgefangenschaft ausgestandenen Leiden; Tag für Tag hat der

---

[1]) Wir verweisen, was die Person Landolt's betrifft, auf die im Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft, Jahrgang 1868, enthaltenen biographischen Notizen, ebenso auf den Nekrolog in der „Freitags-Zeitung" vom 7. Oktober 1859.

Verfasser niedergeschrieben, was ihm an Erlebnissen der Aufzeichnung würdig schien, also wie sich jeweilen die Eindrücke einstellten; es braucht daher kaum betont zu werden, daß von einer geordneten Folge der Gedanken nicht die Rede sein kann, sondern daß das Brouillon, wie gesagt, bloß das Material zu einer späteren gesichteten Darstellung bieten sollte. In dieser letztern hat Landolt alle diejenigen Notizen, die ihm hinterher geringfügig schienen, weggelassen, hinwieder auch manche interessante Mittheilung des Brouillons nicht herübergenommen, weil er sich wohl scheute, ungünstig beurtheilte Personen seines Bekanntenkreises, die zur Zeit der Abfassung noch lebten, oder Verhältnisse, deren Kritik unangenehm berührt hätte, zu erwähnen; wieder andere Abschnitte des Brouillons sind im Tagebuch konzentrirt oder endlich vom Verfasser aus der Erinnerung ergänzt, also erweitert worden.

Da die von Landolt beobachteten persönlichen oder sachlichen Rücksichten heute selbstverständlich dahinfallen, so habe ich es mir nicht versagen wollen, zuweilen Abschnitte aus dem Brouillon mitaufzunehmen, d. h. in den richtigen Zusammenhang einzufügen. Die Sichtung des Inhalts war aber eine recht mühsame Aufgabe, denn auf 19 kleine Notizblätter hat Landolt seine Erlebnisse und Beobachtungen in so enger Schrift eingetragen, daß durchschnittlich auf einem einzigen der 38 Seitchen 75 Zeilen zu finden sind; dazu ist die Tinte an einigen Stellen so blaß, daß die Schrift nur mit Hülfe der Loupe leserlich ward. Bei der Einschaltung von Brouillonabschnitten in den Text des Tagebuches hielt ich es für angemessen, sie als solche dem Leser kenntlich zu machen; daher sind diese, soweit die entnommenen Notizen nur wenige Worte umfassen, in Anführungszeichen eingeschlossen, die übrigen Auszüge aber zu Anfang und am Ende am Rand mit den Zeichen [B. . . . B.] versehen worden.

Das Tagebuch selbst stellt die getreue Reproduktion des recht leserlich geschriebenen Manuscriptes dar, nur daß die darin enthaltenen historisch-topographischen Bemerkungen (über Marschetappen) des Raumes halber meist weggelassen sind; Aenderungen im Wortlaut habe ich mir sowohl im Tagebuch als auch in den eingeschalteten Auszügen aus dem Brouillon nur da erlaubt, wo stilistische oder syntaktische Mängel sie forderten oder wo gar zu anstößige Ausdrücke durch mildere ersetzt werden mußten (solche Aenderungen waren natürlich vorzugsweise im Brouillon nöthig). Die Eintheilung des Stoffes in Paragraphen ist dagegen größerer Uebersichtlichkeit wegen vom Herausgeber vorgenommen worden; Landolt's Text bildet eine ununterbrochene Darstellung.

Dem ersten Theil des Tagebuches sind außer dem Brouillon vorangestellt:

1. Ein «Alphabet François et Espagnol» nebst den schulgerecht zusammengestellten spanischen Conjugationsformen des Verbums avoir für alle Zeiten, einem spanisch-französischen Wörterbüchlein und einer den Bedürfnissen der Conversation angepaßten Phrasensammlung. Von besonderer Gattung ist der letzte Theil derselben, denn er beweist, daß die Encarnados oder Rothröcke ihre Sprachkenntnisse in Spanien nicht bloß an „den Mann" zu bringen suchten, sondern auch zu galanten Huldigungen in eleganten Tertullias verwertheten; z. B. notirte sich Landolt mit Lerneifer den spanischen Wortlaut folgender Komplimente: «Je vous trouve charmante, aimable, gracieuse! Que vous avez une jolie tournure! Que vous avez de belles dents! Vous avez le teint de rose! Que vos yeux sont attrayants! Votre chair est d'un blanc de neige! Faire ma cour aux dames, être aux petits soins auprès d'elles est un hommage que je leur dois!» Es ist wohl nicht vorauszusetzen, daß unser Landsmann nach dem

19. Juli 1808 zu ausgiebiger Verwendung gerade dieses Sprachschatzes gekommen sei.

2. Ein kurzes Verzeichniß spanischer Bekannter oder Quartiergeber;

3. „Etappen nach Spanien und wieder zurück nach Rennes, vom 20. Oktober 1807";

4. „Operationen des Armeekorps des Generals Dupont in Andalusien, von dem Rückzug von Cordova bis zur Kapitulation von Baylen, den 22. Juli 1808".

Dem ersten Theil des Tagebuches sind der Reihe nach folgende Karten beigelegt: Gedrucktes Kärtchen von Spanien (España dividida segun acos tumbran los geografos por D. Tomas Lopez); Lager vor Drissa; Plan der Affäre bei der Brücke von Alcolea am 8. Juni 1808; Plan de la situation des armées à Andujar 1808; Plan der Schlacht bei Baylen; Plan der Beschießung der Vestung Hüningen a. 1815; Plan de Gibraltar et du camp de St. Roc; die Zimmer unserer Gefangenschaft in Ximena de la Frontera in Andalousia; Position der Pontons im Hafen von Cadix; Plan du Quartier de Saint Charles; Plan de Madrid (gedruckt).

Landschaftliche Bilder (von Landolt): Unbenannte Landschaft; San Lorenzo bei Escurial; Toledo (gegen Aranjuez); Ximena de la Frontera; Cordova in Andalusien.

So übergebe ich unseren Lesern das Tagebuch Landolt's in der Hoffnung, daß das Interesse für den hier vertretenen Zweig schweizergeschichtlichen Quellenmaterials zu ähnlicher Verwerthung anderer, gleichartiger Schriftstücke führen möge, welche zur Stunde noch im Schreine von Familienarchiven verschlossen liegen.

1. Von Bayonne nach Toledo.

Nachdem das erste Bataillon unseres Regiments schon unter dem 5. August 1807, von Brest oder aus dem Lager von St. Renand herkommend, durch Vannes marschirt war [1]), wo wir demselben eine Verstärkung von 4—500 Mann von den unsrigen abgaben, erhielt auch unser Bataillon, das nach zwei Monaten wieder vollständig gemacht wurde, den 20. Oktober den Befehl, unter dem Kommando des Herrn Oberst Freuler und des Herrn Oberstlieutenant Christen nach Bayonne zu marschiren [2]).

Den dritten Tag langten wir ziemlich früh in Nantes an, wo wir Hauptleute die Erlaubniß erhielten, bis zum folgenden Abend zu bleiben, um Pferde zu kaufen und dann in dem Nachtquartier des Bataillons einzutreffen. Nantes ist eine sehr große und schöne Stadt an der Loire. Es befindet sich daselbst ein Schloß, das sehr schön und stark befestigt ist, eine prächtige Brücke von Quadersteinen über die Loire, die sehr breit ist, gebaut; die Kathedralkirche, das Rathhaus und mehrere andere öffentliche Gebäude sind ebenfalls bemerkenswerth. In dieser Stadt gab der König

---

[1]) Die Füsilier-Kompagnien des ersten Bataillons des vierten Schweizerregiments verließen ihr Depot zu Rennes anfangs Mai 1807, um sich nach Brest zu begeben; Salomon Bleuler führte ihr Kommando an Stelle des kränklichen Bataillonschefs von Ernst von Bern. Diese Kompagnien bezogen nach Bleuler's Tagebuch am 20. Mai mit andern Truppen von Junots „Beobachtungsarmee der Gironde" ihr Lager zu St. Renan(d) und marschirten am 10. August (nach Landolt am 5.) von da nach Vannes. Hier traf auch Beat Felber von Luzern mit den Voltigeurs und Grenadieren ein. Das so neu gebildete Bataillon Felber verließ Vannes am 16. August, 1260 Mann stark, um unter Junot am Feldzug nach Portugal theilzunehmen.

[2]) Joseph von Freuler von Näfels, zweiter Oberst des vierten Regiments; Christen, Chef des dritten Bataillons (in seiner Kriegsformation das zweite genannt), war von Unterwalden.

19. Juli 1808 zu ausgiebiger Verwendung gerade dieses Sprachschatzes gekommen sei.

2. Ein kurzes Verzeichniß spanischer Bekannter oder Quartiergeber;

3. „Etappen nach Spanien und wieder zurück nach Rennes, vom 20. Oktober 1807";

4. „Operationen des Armeekorps des Generals Dupont in Andalusien, von dem Rückzug von Cordova bis zur Kapitulation von Baylen, den 22. Juli 1808".

Dem ersten Theil des Tagebuches sind der Reihe nach folgende Karten beigelegt: Gedrucktes Kärtchen von Spanien (España dividida segun acos tumbran los geografos por D. Tomas Lopez); Lager vor Drissa; Plan der Affäre bei der Brücke von Alcolea am 8. Juni 1808; Plan de la situation des armées à Andujar 1808; Plan der Schlacht bei Baylen; Plan der Beschießung der Vestung Hüningen a. 1815; Plan de Gibraltar et du camp de St. Roc; die Zimmer unserer Gefangenschaft in Ximena de la Frontera in Andalousia; Position der Pontons im Hafen von Cadix; Plan du Quartier de Saint Charles; Plan de Madrid (gedruckt).

Landschaftliche Bilder (von Landolt): Unbenannte Landschaft; San Lorenzo bei Escurial; Toledo (gegen Aranjuez); Ximena de la Frontera; Cordova in Andalusien.

So übergebe ich unseren Lesern das Tagebuch Landolt's in der Hoffnung, daß das Interesse für den hier vertretenen Zweig schweizergeschichtlichen Quellenmaterials zu ähnlicher Verwerthung anderer, gleichartiger Schriftstücke führen möge, welche zur Stunde noch im Schreine von Familienarchiven verschlossen liegen.

1. Von Bayonne nach Toledo.

Nachdem das erste Bataillon unseres Regiments schon unter dem 5. August 1807, von Brest oder aus dem Lager von St. Renand herkommend, durch Vannes marschirt war [1]), wo wir demselben eine Verstärkung von 4—500 Mann von den unsrigen abgaben, erhielt auch unser Bataillon, das nach zwei Monaten wieder vollständig gemacht wurde, den 20. Oktober den Befehl, unter dem Kommando des Herrn Oberst Freuler und des Herrn Oberstlieutenant Christen nach Bayonne zu marschiren [2]).

Den dritten Tag langten wir ziemlich früh in Nantes an, wo wir Hauptleute die Erlaubniß erhielten, bis zum folgenden Abend zu bleiben, um Pferde zu kaufen und dann in dem Nachtquartier des Bataillons einzutreffen. Nantes ist eine sehr große und schöne Stadt an der Loire. Es befindet sich daselbst ein Schloß, das sehr schön und stark befestigt ist, eine prächtige Brücke von Quadersteinen über die Loire, die sehr breit ist, gebaut; die Kathedralkirche, das Rathhaus und mehrere andere öffentliche Gebäude sind ebenfalls bemerkenswerth. In dieser Stadt gab der König

---

[1]) Die Füsilier-Kompagnien des ersten Bataillons des vierten Schweizerregiments verließen ihr Depot zu Rennes anfangs Mai 1807, um sich nach Brest zu begeben; Salomon Bleuler führte ihr Kommando an Stelle des kränklichen Bataillonschefs von Ernst von Bern. Diese Kompagnien bezogen nach Bleuler's Tagebuch am 20. Mai mit andern Truppen von Junots „Beobachtungsarmee der Gironde" ihr Lager zu St. Renan(d) und marschirten am 10. August (nach Landolt am 5.) von da nach Vannes. Hier traf auch Beat Felber von Luzern mit den Voltigeurs und Grenadieren ein. Das so neu gebildete Bataillon Felber verließ Vannes am 16. August, 1260 Mann stark, um unter Junot am Feldzug nach Portugal theilzunehmen.

[2]) Joseph von Freuler von Näfels, zweiter Oberst des vierten Regiments; Christen, Chef des dritten Bataillons (in seiner Kriegsformation das zweite genannt), war von Unterwalden.

Heinrich IV. im Jahr 1598 das berühmte Edict von Nantes, welches den Reformirten für immer ihre Glaubensfreiheit versichern sollte, welches aber Ludwig XIV. mit eigener königlicher Macht im Jahre 1685 vernichtete. Ebendaselbst fand im Anfang der Revolution die Ersäufung so vieler tausend Menschen statt.

Endlich verließen wir Nantes und kamen bei guter Zeit in Montaigu, unserem Nachtquartier, an. Den 26. kamen wir nach Fontenay, wo wir Rasttag hatten, der aber immer mit Inspektion der Gewehre und Kleidungsstücke zugebracht wurde. Fontenay ist eine sehr artige Stadt in Poitou und ist wegen ihrem ausgedehnten Handel und ihrem Jahrmarkt berühmt. Den 28. langten wir in Niort, einem schönen Städtchen, an, das durch die schönen und guten Handschuhe, die daselbst verfertigt werden, bekannt ist, und wo jeder von uns seine Provision machte. Nach vier Tagemärschen kamen wir den 31. in Saintes, der Hauptstadt der Provinz Saintonge, an, wo wir wieder einen Rasttag hatten. Saintes ist eine alte und sehr große Stadt; man sieht daselbst noch mehrere Ueberreste von Alterthümern, z. B. ein Amphitheater, Wasserleitungen, und auf der Brücke, die über die Charente führt, einen Triumphbogen. Den 2. November marschirten wir nach Bordeaux ab, wo wir nach fünf Tagen in größter Parade einzogen und zu unserer Freude Rasttag erhielten. Bordeaux gefiel mir von allen Städten, die ich in Frankreich gesehen habe, am besten; sie ist aber auch eine der schönsten und beträchtlichsten von Frankreich und die Hauptstadt von Guyenne, liegt an der Garonne, welcher Fluß einen sehr schönen Seehafen in Form eines halben Mondes bildet, der sehr besucht ist. Es wird von einem Schloß vertheidigt, das man Château Trompette nennt, und die Stadt ist von einer Citadelle dominirt; die Börse und das Theater sind sehr schön, welches letztere eines der größten in Europa sein soll. Den 7. wurden wir von einem franz. [illegible]issär gemustert, was beinahe den ganzen Tag wegnahm;

den Rest davon brachten wir im Theater zu. Den 8. marschirten wir wieder ab; allein ein großer Theil der Herren Offiziere kam erst in einigen Stunden dem Bataillon nach, indem sie Abends vorher ihre Logemente nicht mehr fanden und in Wirthshäusern den Tag erwarten mußten. Nach acht beschwerlichen Märschen, die durch unabsehbare Sandflächen und Fohrenwälder führten, wo man weit und breit kein Haus, geschweige ein Dorf erblicken konnte, kamen wir in Dax an, welches eine artige Stadt in Gascogne ist; sie liegt an dem Fluß Adour, war ehemals stark befestigt, mehrere Male eingenommen, und die Festungswerke waren zerstört worden, deren Ueberreste man jetzt noch sieht. A° 910 wurde sie von den Sarazenen zerstört und 1461 von Karl VII. den Engländern abgenommen; sie ist seitdem Frankreich geblieben und gegenwärtig durch daselbst befindliche Schwefelbäder bekannt. Den 17. langten wir dann endlich in Bayonne, unserem einstweiligen Bestimmungsort an, wo wir sogleich gemustert wurden[1]).

Bayonne ist die Hauptstadt von Basque, eine große und schöne Stadt am Fluß Nive und Adour (welcher letztere das Flüßchen Nive aufnimmt und sich nicht weit von dort ins Meer ergießt); sie ist sehr stark und von Vauban befestigt und hat einen sehr schönen Meerhafen, der damals voll Kauffahrtei- und Transportschiffe war. Es befinden sich sehr viele Juden da, insonderheit bei der Brücke, wo wir meistens das Glück hatten, zu logiren. Den 19. wurde unsere ganze Division von unserem damaligen général en chef, Grafen Dupont, gemustert († im März 1841)[2]). Den 20. Morgens faßten wir Patronen, und

[1]) Die Division Barbou, zu der das Bataillon Christen gehörte, war die erste des von Dupont kommandirten „zweiten Beobachtungskorps der Gironde"; das Bataillon befand sich bei der Brigade Chabert.

[2]) Schuhmacher — oder wohl richtiger Schumacher — von Luzern nennt in seinem Tagebuch die nämlichen Daten, nur daß als Tag der Ankunft in Bayonne der 18. November angegeben ist.

Nachmittags verließen wir Bayonne, um in St. Jean de Luz zu übernachten, welches ein artiges Städtchen und mit einem Seehafen versehen ist.

Am 21. langten wir bei der Brücke von Irun an, welche über den Fluß Andaye führt[1]) und wo die Grenze zwischen Frankreich und Spanien ist; auf der spanischen Seite trafen wir schon einen spanischen Wachtposten an. In Irun, dem ersten spanischen Orte, blieben fünf Kompagnien von unserem Bataillon; vier hingegen, worunter auch die meinige war, wurden nach Fonterrabia detaschirt. Fonterrabia ist eine ordentliche Stadt in Biscaya, auf einer Halbinsel am Ausfluß der Bidassoa, an der Grenze von Frankreich. Sie war sehr stark befestigt, obschon sie durch ihre vortheilhafte Lage schon fest ist. Ihre Festungswerke wurden aber anfangs der Revolution von den Franzosen zerstört, wovon man jetzt noch die Ruinen sieht.

Wir fanden schon im ersten Nachtquartier einen beträchtlichen Unterschied[2]), sowohl im Betragen der Einwohner, als auch in der Lebensart, gegen Frankreich. Gleich bei unserer Ankunft mußten wir alle Lebensmittel auf dem Markte selbst einkaufen und kochen, wozu unsere Hausleute, bei welchen wir einquartiert waren, das Kochgeschirr und Holz geben mußten, was uns zuerst spanisch vorkam; indessen mußten wir uns willig drein schicken, da man nirgends ein Wirthshaus findet, wo man außer Wein Etwas zu essen haben kann, wenn man es nicht mitbringt[3]).

---

[1]) Es kann hier nur die Bidassoa gemeint sein.

[2]) Diese Wahrnehmung verzeichnet auch Schumacher in seinem Tagebuch, wo er von Irun spricht: „Von dort an begannen unsere Nachtquartiere schlechter zu werden" u. s. f.

[3]) Notizen über spanische Verkehrszustände der hier genannten Art bietet Dr. Engelhard in seinen Erinnerungen (Berner Taschenbuch 1856, S. 21 u. 22).

Den 23. langten wir in Tolosa an, einer sehr artigen Stadt, wo wir sehr höflich empfangen wurden. Ihre Umgegend ist sehr schön; die Stadt liegt am Zusammenfluß zweier Flüsse, des Araze und des Ario, über welche zwei schöne steinerne Brücken führen. Den 25. rückten wir in Vittoria ein, wo wir Offiziere bei den Bürgern, die Soldaten aber in ein Kloster einquartiert wurden. Vittoria, eine schöne, wohlgebaute Stadt mit sehr schönen Gebäuden, ist mit einer doppelten Ringmauer umgeben und steht auf einer ziemlich großen Anhöhe, am Ende eines sehr schönen Thals unweit von einem Arm des Ebro.

Kaum waren wir einige Tage hier, so fing es an kalt zu werden, und es fiel ein so hoher Schnee, wie ich ihn bei uns nie so gesehen habe; noch dazu war ich bei einem alten, geizigen Weib einquartiert, wo ich in meinem Zimmer weder Ofen noch Kamin hatte; um nicht zu erfrieren, mußte ich mich bisweilen mit dem Kaminfeuer bei meinem Hausiltis, der wie angeschraubt nahe am Feuer saß, begnügen.

Nachdem wir beinahe einen Monat hier zugebracht hatten, erhielt die ganze Division Befehl, aufzubrechen[1]). Unser Marsch ging durch ungeheure défilés, die, wenn sie nur mit wenig Leuten vertheidigt werden, viele Leute kosten, was später die Franzosen genug erfahren haben. Ueber Miranda kamen wir an einem sehr kalten Tag, am 24. Dezember, in Pancorvo, einem unsäuberlichen Nest, an, wobei ein sowohl durch die Natur, als durch die Kunst sehr befestigtes Bergschloß ist, welches den franz. Alliirten, während man den Krieg in den Pyrenäen führte und diese défilés von den sp. Parteigängern besetzt waren, sehr gut zu statten kam; auch kann die ziemlich große Fläche zwischen dem Fort und dem défilé von den dortigen Batterien ganz bestrichen

---

[1]) Am 23. Dezember 1807.

werden. Bis auf 1½ Stunden von Briviesca hatten wir rechts und links Nichts als ungeheure Felswände, die meistens ganz kahl sind; dann aber traten wir endlich aus diesen wilden Gegenden in ein angenehmes Thal, worin das artige Städtchen Briviesca liegt. Bei unserer Ankunft wurden wir einquartiert und hatten nebst Herrn Hauptmann Imthurn[1]) das Glück, bei einer jungen, grundbraven 30jährigen Frau zu logiren, die uns alles Erdenkliche anerbot und es auch in der That von Herzen gab. Früher als gewöhnlich legte ich mich ins Bett, weil ich ein wenig Fieber hatte, aber kaum schlummerte ich ein wenig, so wurde ich durch ein Geräusch neben meinem Bett aufgeweckt, und ich muß gestehen, zu meinem Aerger war es ein Pfaff, der meine Verlegenheit zu bemerken schien, mich sogleich um Verzeihung bat, daß er unangefragt hieher gekommen sei; indessen sagte er mir sehr gut Französisch, daß ihn meine Hausfrau, deren Beichtvater er war, zu mir geschickt habe, um zu vernehmen, was mir fehle und ob ich Hülfe nöthig hätte, und um im Namen der ehrwürdigen Frau Alles, was im Hause sei und mir dienen könnte, anzubieten. Diese attention, die ich hier nicht erwartete, freute mich recht sehr. Der geistliche Herr, den ich später im Spital daselbst kennen lernte, war Direktor des Militärspitals und von allen Kranken wegen seiner unendlichen Sorgfalt und guten Behandlung derselben angebetet. Noch nicht 14 Tage waren wir hier, aber in allen Rücksichten gut; das war genug, daß man uns wieder weiter schickte.

Den 4. Januar 1808 verließen wir — gewiß sehr ungerne — Briviesca, um nach Burgos zu marschiren, wo wir den 6. anlangten. Burgos ist die Hauptstadt von Alt-Kastilien, groß und ziemlich schön, unregelmäßig, am Abhang eines Berges

---

1) Friedrich Imthurn von Schaffhausen.

erbaut und am Fluß Arlançon. Sie hat mehrere schöne und breite Straßen und einige große Plätze und ist mit schönen Gebäuden umgeben. Die Kathedrale und der erzbischöfliche Palast sind überaus schön, und jedes in seiner Art zählt für ein Meisterstück der Kunst. Die Stadt ist von einer Citadelle beherrscht, die auf einen hohen Berg gebaut ist, und ist sowohl durch die Natur und vortheilhafte Lage, als auch (später) durch die Kunst zu einer uneinnehmbaren Festung gemacht worden. Die Einwohner sind meistentheils sehr höflich und freundschaftlicher, als gewöhnlich die andern Spanier sind. Den 7. langte das 1. Bataillon des 3. Schweizerregiments bei uns an, das aber bei weitem nicht in Ordnung war, wie dasjenige vom 2. Regiment, das wir in Bayonne sahen[1]). Den 8. marschirten wir wieder ab und langten den 13. in Valladolid an. Valladolid ist eine schöne und große Stadt, eine der beträchtlichsten in ganz Spanien; sie liegt in einer ungeheuren Ebene, ist mit einer ziemlich starken Mauer umgeben und hat große und schöne öffentliche Plätze. Die Straßen sind schön, lang und breit; die Häuser sind hoch und, wie in ganz Spanien, mit Erkern versehen. Der kleine Fluß Escura läuft durch die Stadt, worüber eine große steinerne Brücke führt. Man zählt 11,000 Häuser und 70 Klöster[2]); das schönste davon heißt St. Paul und war von unserem Bataillon auf einem Flügel bewohnt; gegenüber ist der königliche Palast, der ebenfalls sehr schön ist. Das Inquisitionshaus, das eines der schönsten Gebäude ist, befindet sich in der Straße . . . . (Auslassung im Original). Herr General Dupont, der

---

[1]) Zur Bestätigung des hier gefällten Urtheils möge es der Kürze halber gestattet sein, auf des Herausgebers „Geschichte der Schweizertruppen im Kriege Napoleons I. in Spanien und Portugal", I, 139 und 145, zu verweisen.

[2]) Engelhard schätzte die Zahl der Klöster auf „etwa fünfzig".

damals dieses Haus gesehen hatte, äußerte den Wunsch, auch die geheimen Gefangenschaften zu sehen; allein es wurde ihm nicht entsprochen, so daß er unverrichteter Sache wieder abziehen mußte[1]. Die Gegend von Valladolid ist sehr fruchtbar; auch fehlt es nicht an Gewild, welches aus Hasen, rothen Hühnern und Kaninchen besteht, die aber bei weitem nicht den guten Geschmack haben, wie das Gewild aus den nördlichen Gegenden. Den folgenden Tag nach unserer Ankunft langte auch das 1. Bataillon des 2. Schweizerregiments an, wobei wir mehrere gute Freunde fanden, die uns das Vergnügen machten, mit uns eine Suppe zu theilen[2]. Die Truppen, welche sich damals in der Stadt befanden, waren nebst unsern zwei Schweizer Bataillonen die ganze zur Division gehörige Artillerie, und der Train, die 4. und 5. Legion, jede zu 3 (?) Bataillons, 2 Bataillons der Parisergarde und 3 Bataillons leichte Infanterie; die Kavallerie war vorwärts kantonnirt. Die Generale, die hier kommandirten, waren Gl. Dupont en chef, Gl. Barbou, Gl. Poisson[3]), Gl. Chabert und Gl. Malher. Letzterer wurde bei einer großen revue in Valladolid aus Unvorsichtigkeit von einem französischen Soldaten, der seinen Ladstock losfeuerte, erschossen; dieser General

---

1) Nach Engelhard ist der königliche Palast als Inquisitionsgebäude verwendet worden, das letztere also nicht ein besonderer Bau gewesen. Landolt's Angabe, daß Dupont das Innere nicht habe besuchen dürfen, ist kaum glaubwürdig, denn Engelhard theilt uns mit, daß die Schweizer „noch alle Gelegenheit“ gehabt hätten, „die innere Einrichtung, die Gefängnisse u. s. w. dieses ... Tribunals in Augenschein zu nehmen. Warum hätte der Obergeneral nicht sehen dürfen, was seine Offiziere gesehen haben?

2) Unter seinen Landsleuten beim Bataillon Castelberg, welches Oberst Castella von Freiburg persönlich kommandirte, befand sich der Hauptmann Hartmann Füßli von Zürich.

3) Richtiger: Poinsot.

wurde insonderheit von den Schweizern, denen er sehr gewogen war, bedauert[1]).

Nachdem wir hier einen Monat mit Exerciren nebst einem strengen Garnisonsdienst zugebracht hatten, erhielten wir Befehl, nach Medina del Campo zu marschiren. Unser Weg ging durch eine 5—6 Stunden lange Sandstraße bis nach Tordesillas, einer kleinen, artigen und wohlbefestigten Stadt im Königreich Leon, mit einem Palast; sie liegt auf dem rechten Ufer des Duero, über den eine sehr schöne steinerne Brücke führt. Den folgenden Tag marschirten wir wieder ab. Unsere Straße, die weit besser war, als die Tags zuvor, führte uns durch sehr fruchtbare Gegenden, wo einer der besten Weine wächst. Auf den Mittag waren wir schon in Medina, unserem einstweiligen Kantonnement, wo wir äußerst freundschaftlich empfangen wurden. Medina del Campo ist eine ziemlich große und schöne Stadt im Königreich Leon, war ehemals mit Ringmauern umgeben, deren Ruinen man jetzt noch bemerkt, sowie noch ein altes Schloß, dessen Ueberreste sammt den Schanzen und Kasematten zu unserer Zeit noch zu sehen waren; das Schloß wurde zur Zeit der Mauren zerstört. Medina del Campo ist berühmt durch die Geburt von Ferdinand I., König von Arragon; der öffentliche Platz ist sehr schön und mit einem prachtvollen Brunnen geziert; sie liegt nahe am Zabardiels-Strom. Auf der Straße nach Madrid, außerhalb der Stadt, ist eine sehr schöne, neue Kavallerie-Kaserne angelegt worden, die aber vermuthlich wegen unserem Einmarsch nicht vollendet wurde.

Ueber einen Monat blieben wir hier im größten Frieden mit den guten Einwohnern, die uns alle erdenkliche Freude zu machen suchten. Da wir mehrere Liebhaber von der Jagd waren, beschäftigten wir uns in Nebenstunden mit derselben, um Etwas

---

[1]) Der Division Malher, der dritten des Armeekorps Dupont, gehörte anfangs das Bataillon Castelberg (Castella) an.

zu schießen, wobei es Hasen, Hühner, Schnepfen und Schnepfli im Ueberfluß gab. Mein Hausherr, der ein großer Liebhaber der Windhundjagd war, ersuchte mich eines Tages, ihn dahin zu begleiten, was ich mit Dank annahm, da ich einer solchen noch nie beigewohnt hatte; allein schon das erste Mal hatte ich genug, indem ich in Gesellschaft seiner Mutter, die auf einem Esel ritt, dem aufgejagten Hasen über Hals und Kopf nachgaloppiren mußte, so daß ich, der damals ebenso wenig wie jetzt ein gelernter Reiter war, alle Augenblicke den Hals zu brechen drohte. Wenn man am Ende nachkommt, so haben die Hunde den Hasen zerrissen. Auch kann man bisweilen bei größtem Stillschweigen eine Stunde herumreiten, bis man wieder einen Hasen aufsprengt, der dann, wenn eine kleine Anhöhe in der Nähe ist, für Jäger und Hund verloren geht. — Während unseres Aufenthalts bekamen wir sehr viele kranke Soldaten, woran der gute und wohlfeile Wein die Ursache war, so daß in kurzer Zeit das Spital mit Kranken angefüllt ward, die meistens am hitzigen Fieber krank waren, woran viele starben. Als Scheintodter wurde ein gewisser Wachtmeister Heidegger von Zürich drei Mal in die Todtenkammer beigesetzt, und jedes Mal, wenn er begraben werden sollte und unter den Todten hervorgezogen wurde, gab er wieder Lebenszeichen, worauf er wieder in das Spital gebracht wurde und daselbst verblieb, bis er ganz gesund dasselbe verlassen konnte[1]). Den 14. März kamen 500 Jäger zu Pferd, die aber den folgenden Tag weiter gingen; darauf folgten 2 Escadrons Kürassiere, die sich da nicht gut betrugen und hin und wieder Streit hatten. Den 18. erhielten wir plötzlich Befehl, Patronen zu fassen und

---

[1]) Die im Großen und Ganzen recht naiven Aufzeichnungen Heideggers, die noch vorhanden sind und sich unseres Wissens in Privatbesitz befinden, erzählen ausführlich das Abenteuer, das sich aber nur *ein* Mal zugetragen hat.

in einer Stunde marschfertig zu sein, worauf wir von unserem lieben Medina del Campo Abschied nahmen und auf der Straße von Madrid bis nach Olmedo marschirten, wo wir vor der Stadt bivouakirten. Den folgenden Tag marschirten wir wieder auf der Straße von Madrid fort, bis wir nach vier Etappen, welche immer im Bivouac zugebracht wurden, über den Berg von Guadarrama kamen. Dieser Berg, über den die große Hauptstraße nach Madrid führt, hat sehr viel Aehnliches mit der Winterthurer Steig und ist die Grenze von Alt- und Neu-Kastilien. Jenseits des Berges, der ziemlich hoch und steil ist, liegt das schöne Dorf Guadarrama an dessen Fuß. Auf eine halbe Stunde davon wurde unser ganzes Bataillon in Losmolinos, einem ärmlichen Dorf, einquartiert, wo wir für unser gutes Geld Nichts bekommen konnten; da mußte uns die Jagd auch wieder den Hunger vertreiben. Zwei gute Stunden von Losmolinos liegt das berühmte Kloster St. Lorenzo bei Escurial, das schönste von allen königlichen Gebäuden, welches Philipp II. a° 1557 zum Andenken an die gewesene Schlacht bei St. Quentin gegen die Franzosen hatte errichten lassen. In der Mitte desselben ist die Kirche; unter derselben befindet sich ein aus weißem und schwarzem Marmor erbautes Gewölbe, Namens Pantheon, welches die Grabmäler der Könige enthält. Man sieht eine sehr große Bibliothek, die insonderheit an seltenen Manuscripten reich sein soll. Als wir aus diesem Zimmer herauskamen, waren schon zwei andere Klostergeistliche bereit, uns in ein Zimmer zu führen, wo mehrere Gemälde waren, wovon nur ein einziges (von Raphael) war, das von Kennern sehr gerühmt wurde; allein die andern waren nichts Ausgezeichnetes, und wenn ich nicht irre, so glaube ich, daß Alles, was etwa Gutes in dieser Gemäldesammlung war, vor unserer Ankunft fortgeschleppt worden sei. Nachdem wir das wirklich ungeheuer große Kloster, welches 1140 Fenster haben soll, von außen und innen betrachtet und

uns an den sehr schönen und angenehmen Gegenden, die durch die große Kunst und den Fleiß dahin gebracht wurden, gänzlich ergötzt hatten (denn wir sahen bei uns Nichts, als Himmel und Berge), kehrten wir in unsere Kantonnemente zurück. Unser Rückweg führte uns durch den Park, der 7 Stunden im Umfang hat und mit einer 15—20 Schuh hohen Mauer umgeben ist; von einer halben Stunde zur andern ist ein Ausgang, der mit einem hohen eisernen Portal umschlossen ist; auf den Hauptstraßen, die in diesen Park führen, steht ein sehr artiges, kleines Häuschen, worin ein Jagdaufseher wohnt. In der Mitte des Parks steht das königliche Jagdhaus, wohin von allen Eingängen breite Straßen in gerader Linie führen. Dieser Park ist voll Hirsche, Rehe, Hasen und rothe Hühner, in solcher Anzahl, daß man sich keinen Begriff davon machen kann. Da im Anfang mehrere Offiziere und Soldaten dieser großen Versuchung nicht widerstehen konnten und einige Rehe schossen, so kam plötzlich ein Armeebefehl, der dieß bei Galeerenstrafe verbot, und wirklich hatten die Gendarmes den bestimmten Befehl, alle ihn Uebertretenden zu arretiren; wir trafen auch hie und da eine solche Patrouille an. Sobald wir in unserem armen Nest angelangt waren, zeigte man uns an, daß wir jeden Augenblick zum Abmarsch bereit sein sollten, was uns sehr unangenehm war, denn schlechter konnten wir nicht kantonnirt sein.

Den folgenden Tag, Abends um [illegible] Uhr, wurde Generalmarsch geschlagen und [illegible] die ganze Division vor [illegible] auf der Straße [illegible] aufgestellt (auf der [illegible] einmarschirten und [illegible]. Darauf brachen wir [illegible] Schritt nach Madrid [illegible] vor dem Toledo-Thor [illegible] Soldaten mußten [illegible] den Prinzen Murat

gemustert zu werden, welche Musterung auf dem Prado stattfand. Nach Beendigung dieser Musterung wurde die ganze Division in Kantonnemente geschickt. Ohne daß ein Einziger von uns die Erlaubniß erhielt, sich in der Stadt sehen zu lassen, mußten wir uns den ganzen Tag in einem Dorf, eine Stunde von Madrid, mit den Soldaten beschäftigen, um den folgenden Tag wieder von Murat gemustert zu werden. Nach Beendigung der Musterung, die von Morgens 5 Uhr bis 1 Uhr Nachmittags dauerte, erhielten wir die gnädigste Erlaubniß, aus der Stadt (denn wir waren auf der Promenade unter dem Prado außerhalb der Stadt) das Essen holen zu lassen. Nach ein paar Stunden Ruhe brachen wir wieder auf, um noch 6 Stunden zu machen.

Madrid, die Hauptstadt von Spanien, ist eine sehr schöne und wohlgebaute Stadt am Flüßchen Manzanares in Neu-Kastilien, die Residenz des Königs, dessen Palast am genannten Fluß auf einer Anhöhe steht und einen äußerst schönen Anblick gewährt. Madrid hat sehr schöne und große öffentliche Plätze und Spaziergänge; unter ersteren zeichnet sich der Platz major aus, auf welchem der Wochenmarkt abgehalten wird, unter den zweiten der Prado, der sehr schön und lang ist. Die Straßen daselbst sind schön und breit. Die Brücke, die über den Fluß führt, ist 700 Schritte lang und aus schönen Quadersteinen erbaut. Die Gegend um die Stadt herum ist sehr schön und angenehm, mit den schönsten Lustgärten und Palästen umgeben.

Spät in der Nacht langten wir endlich in dem kleinen Flecken Printen [?] [1]) zwischen Madrid und Aranjuez an, wo wir übernachteten. Den folgenden Tag in aller Frühe brachen wir wieder auf und langten bei guter Zeit in Aranjuez an, wo das spanische Linienregiment America war, das mir sehr wohl gefiel und gut exerzirt war. Aranjuez ist eine sehr schöne,

---

[1]) Wohl Pinto.

regelmäßig gebaute und ziemlich große Stadt am Tajo, die zu Ende des vergangenen Jahrhunderts neu erbaut worden ist. Das berühmte Schloß daselbst ist sehr schön; das Lustschloß oder Labaradero steht in einer schönen und angenehmen Gegend, welche mittelst eines Kanals zu einer 4—5 Stunden langen Insel gebildet worden ist. Auf dieser Insel sind die prächtigsten Gärten, Grotten und Alleen von seltener Schönheit angebracht. Nachdem wir auch hier wieder einen Monat in Ruhe und Frieden — und das Exerciren ja nicht vergessen — zugebracht hatten, kam auf einmal der Bericht, daß in Toledo ein großer Aufstand stattgefunden hätte, wobei einer unserer Generale und mehrere Offiziere mit großer Mühe vor dem Ermorden bewahrt werden konnten und sich durch schleunige Flucht retteten. Darauf erhielt die ganze Division Befehl, marschfertig zu sein, und nach 2 Tagen als den 21. April 1808 marschirten wir nach Toledo ab, von dem wir zwei Stunden entfernt Halt machten, indem wir die Nacht im Bivouac zubrachten. Den folgenden Tag brachen wir wieder auf. Ein Eliten=Bataillon mit einer Batterie reitender Artillerie faßte Posten auf einer Toledo gegenüberstehenden Anhöhe. Unsere Angriffskolonnen waren schon formirt, um Toledo anzugreifen, als auf einmal ein Parlamentär erschien und die Stadt kapitulirte, worauf wir sogleich in dieselbe einrückten. Wir blieben in der Stadt, und unser Bataillon wurde nahe an der oberen Brücke über den Tajo in einem Mönchskloster einquartiert, wo wir Offiziere ebenfalls unsere Zellen hatten, um bei allfälligem Alarm desto geschwinder bei unseren Leuten zu sein. Ungeachtet, daß wir hier mit den Einwohnern im größten Frieden lebten, wurden doch hin und wieder Offiziere und Soldaten erdolcht, und die Pfaffen kauften den Soldaten ihre Munition ab, weßwegen wir nicht genug auf unserer Hut sein konnten. Während wir ziemlich ruhig hier in unserem Kloster lebten, kam hingegen der traurige Bericht von der Empörung, die den 25. April in



Photogr. Reproductions-Verfahren des Art. Institut Orell Füssli.

Madrid stattfand, den ich in einem Schreiben eines Offiziers aus Madrid selbst gelesen habe. Es lautete so:

»Den 25. April in der Nacht hörte der General Prigau, der gerade daselbst kommandirte, plänkeln, theils um Hülfe, theils ins Gewehr rufen. In Begleitung seines Adjutanten und eines Chasseurs ritt er gegen den großen Platz, wo der Prinz Murat logirte. Unterwegs traf er eine ungeheure Menge Volk an, in der Alle bewaffnet und schon mit einigen Pelotons französischer Infanterie im Feuer begriffen waren. Ungeachtet der großen Gefahr kam er glücklich durch das Volk zu jenen Pelotons, ließ noch einige Pelotonsfeuer geben und zog sich nach und nach auf des Prinzen Schloß zurück, wo er dann unterwegs etliche Escadrons Kavallerie antraf, die spornstreichs daher gesprengt kamen, ihm Hülfe zu leisten. Der General stellte sich an ihre Spitze und hieb drei Mal ein, bis das Volk die Flucht ergriff und in die Stadt flüchtete. Man verfolgte es, wurde aber aus allen Häusern mit siedendem Wasser, Oel und Pech bombardirt, wodurch die Franzosen über 400 Mann verloren. Hierauf wurden Kanonen aufgeführt und 4 Stunden lang alle Straßen mit Kartätschen beschossen. Ueber 50 Offiziere wurden in ihren Betten und Quartieren oder beim Heraustreten aus denselben ermordet. Nach beendigter Affäre fanden große Arrestationen statt, wobei einige hundert Personen aus allen Ständen erschossen wurden.»

Bei uns blieb Alles noch ziemlich ruhig; indessen ging immer die Sage, daß wir in Kurzem nach Cadix aufbrechen sollten, was auch den 24. Mai geschah, um in forcirten Märschen den 19. Juni in Cadix einzutreffen. „Aber ohä!“

2. Der Feldzug in Andalusien.

Nach acht beschwerlichen und mühsamen Marschtagen langten wir, durch die schönen Provinzen Neu-Kastilien und Mancha marschirend, in der berühmten Bergkette Sierra Morena an, wo die Hauptstraße (wie durch ganz Spanien) überaus schön und breit ist. Das défilé würde unüberwindlich sein, wenn es verrammelt und vertheidigt wäre; in Folge seiner Krümmung kann es Schritt für Schritt streitig gemacht werden, indem auf der einen Seite eine fürchterliche Felsenwand und auf der andern ein schauderhafter Absturz in einen schnell fließenden Waldstrom ist. Nach einer Stunde rückten wir in Carolina, dem ersten Flecken in der schönen Provinz Andalusien, ein. Carolina ist eine Kolonie und wurde im Jahr 1700 angelegt; es ist in der That ein sehr schöner Flecken und liegt auf einer äußerst angenehmen und wohl bebauten Anhöhe; es befanden sich a° 1808 noch Schweizer daselbst, die uns besuchten und seit der Erbauung des Fleckens sich dort befanden; allein sie machten uns von ihrer Behandlung eine traurige Beschreibung, und wie es scheint, ging es ihnen, wie allen Kolonisten: wer Nichts mit sich herbrachte, bekam auch Nichts. Schon hier waren die Einwohner vor uns geflüchtet, obschon wir noch immer die größte und strengste Mannszucht hielten. Auch versicherten uns die daselbst wohnenden Schweizer, daß wir nicht mehr viele Tagemärsche machen könnten, indem uns ein Korps Spaniolen, 50,000 Mann stark, erwarte und angreifen werde[1]). Indessen kamen wir ungehindert über Baylen und

---

[1]) August von Echevarria vertheidigte die nach Cordova führende Straße. Landolt irrt sich aber, wenn er andeutet, der Weg durch die Sierra Morena sei nicht vertheidigt worden; vgl. die Geschichte der Schweizer, I, 293—294.

Andujar bis nach Carpio, ehe wir einen Feind antrafen. Allein in diesem Ort fanden wir beinahe keinen Einwohner mehr, sondern es zeigten sich hin und wieder spanische Truppenabtheilungen, meistens Bauern, die auf einzelne Leute feuerten. Abends den 6. Juni bezogen wir vorwärts der Stadt Carpio in einem Olivenwald ein Lager, den rechten Flügel an den Fluß Guadalquivir gelehnt, den linken gegen die Stadt zurückgebogen, mit dem bestimmten Befehl, daß weder Offizier noch Soldat sich von seiner Fahne entferne. Den nämlichen Tag wurde die spanische Position rekognoszirt, und öfters wurden Kavallerie-Patrouillen dahin ausgeschickt; auf unserem rechten Flügel wurde an einigen Flößen gearbeitet, um die Spaniolen glauben zu machen, daß wir da übersetzen wollten, was verursachte, daß bis spät in die Nacht geplänkelt ward. Den 7., „um 1/212 Uhr in der Nacht“, brach die ganze Division in größter Stille unter dem Befehl des Grafen Dupont auf, um den folgenden Tag eine entscheidende Schlacht zu liefern. Unsere ganze Macht betrug, Alles mit inbegriffen, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, nicht über 9—10,000 Mann. Ein Bataillon Infanterie und 3 Kompagnien Voltigeurs passirten oberhalb Carpio über eine Brücke den Guadalquivir, um dem Feinde in die linke Flanke zu fallen; das Hauptkorps marschirte auf der Straße gerade aus Alcolea zu. Um 1/23 Uhr Morgens stieß unsere Avantgarde eine halbe Stunde diesseits der Brücke auf die feindlichen Vorposten, die sich sogleich in den Brückenkopf zurückzogen. Die Hauptmacht des Feindes war jenseits des Flusses, hinter der 200 Schritte langen, steinernen Brücke über den Guadalquivir, am Abhang eines hohen Berges, in einer imposanten, schönen und vortheilhaften Position aufgestellt. Vier große Batterien daselbst bestrichen die große, beinahe 1½ Stunden breite Ebene diesseits des Flusses und empfingen unsere Avantgarde meisterlich, jedoch ohne uns großen Schaden zuzufügen, indem wir noch zu weit entfernt waren und die Dämmerung

uns noch begünstigte. Indessen wurde eine Batterie von 6—8 Kanonen errichtet, welche diejenige im Brückenkopf sogleich zum Schweigen brachte. Diese Kanonade dauerte drei ganze Stunden fort bis auf das [illegible] der Kolonne, welches gerade vor dem Brückenkopf stand, als es [illegible] ward, worauf dann das [illegible] Gewehrfeuer [illegible] wurde. Zwei Bataillone der Arrièregarde nahmen den Brückenkopf im Sturm weg; denselben folgte die ganze Division über die Brücke, und der Feind zog sich in der größten Unordnung, nachdem er mehrere Kanonen zurückgelassen hatte, nach [illegible] zurück[1]. Es wäre unmöglich gewesen, diese Stellung [illegible] wegzunehmen, wenn nicht die ganze französische Armee durch das [illegible] Feuer der Infanterie und der [illegible] [illegible], die wir uns [illegible] eingraben[?] und dem Feinde durch einen [illegible] [illegible] in den Rücken und in die Flanke [illegible], in einen [illegible] Schrecken [illegible] wären. Indessen [illegible] wir mehrere Offiziere und einige hundert Mann todt oder verwundet. „Aber mit Einnahme der Brücke war man [illegible] Alles gewonnen". Nachdem wir über die Brücke und durch das Dorf [illegible], das uns [illegible], wohl ge-[illegible], einen [illegible] [illegible] [illegible], rückte unsere Kavallerie mit [illegible] Zügeln vor, um den Feind zu verfolgen. Allein kaum waren wir aus dem Dorfe und rückten gerade gegen eine kleine Anhöhe, so kam unsere Kavallerei ebenso [illegible] zurück und stellte sich hinter uns auf. Man formirte [illegible] die Karrees, indem sich eine große Anzahl feindlicher Kavallerie zeigte, die Miene machte, gerade auf uns los-

---

[1] Im Bulletin [illegible] [illegible] [illegible] ich dann mit meiner Kompagnie als Blänkler [illegible] wurde, wobei ich eine Kontusion am [illegible] [illegible] [illegible], welche aber so wenig [illegible] wollte, daß ich bis zum Abend [illegible] [illegible], während ich doch den ganzen Tag damit herumgelaufen war, und erst Abends, als ich [illegible] meine [illegible] machte, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Alles weg[2].



zugehen. Nnn wurde deployirt, und unser Bataillon kam an den Abhang eines kleinen Berges zu stehen. Zwei Vierpfünder wurden auf unserem linken Flügel aufgeführt. So erwarteten wir den Feind, der aber auf einer Anhöhe, circa 300 Schritte uns gegenüber, mit Zügen und im Schritt vorbeistolziren wollte. Da erhielten 2 8 ℔er, unsere 2 4 ℔er und eine Haubitze den Befehl, darauf zu feuern, worauf die feindliche Kavallerie sogleich davonsprengte; „zu gleicher Zeit sprengte man ihnen noch einen Pulverwagen in die Luft, der sehr Viele tödtete und verwundete". Wir brachen wieder die Carré's, und unsere Kavallerie, die wohlweise mäusestill hinter uns gestanden, brach nun mit einem grausamen Geschrei hervor und begleitete die feindliche auf der Straße von Cordova, und wir setzten uns in Kolonne, um zu folgen. Als wir auf der Anhöhe anlangten, wo die feindliche Kavallerie gewesen war, fanden wir mehrere todte Menschen und Pferde und einige Verwundete, die sogleich verbunden und als Gefangene mitgenommen wurden. Hierauf kamen wir ohne die geringsten Umstände bis vor die Stadt Cordova, wo die Spitze der Kolonne Halt machte und 2 Kanonen hervorbeordert wurden, um das verrammelte Thor zu sprengen, was nach ungefähr 20 Schüssen geschah. „Hierbei waren wir allseits das erste Mal sowohl über die Aufführung der französischen Offiziere, als auch über die der Soldaten aufgebracht". Nachdem das Thor geöffnet war, sprengte die ganze Kavallerie hinein und hieb Alles, was ihr unter die Hände kam, zusammen. Nun folgten auch wir im Sturmschritt. „Die Garde de Paris hatte beim Hereinmarschiren die tête, hierauf kam die 3. und 4. Legion, dann wir, und nach uns das Regiment de Preux und das Regiment Reding Nr. 2, und das alles im Sturm", aber dessen ungeachtet verloren wir viele Leute durch einen Hagel von Kugeln und Steinen, siedendes Oel und Wasser, welches aus den Häusern und von den Dächern auf uns herabstürzte. Ganze Pelotonsfeuer wurden dann da

hinauf angegeben oder Leute hinaufdetaschirt, die alsdann freilich grausam hausten und Alles, was sie bewaffnet fanden, tödteten [B. oder in die Straßen hinunterwarfen. Dies war die Ursache, daß viele Häuser geplündert wurden, wobei sich, wie schon oben gesagt, die Franzosen auszeichneten, und sogar Offiziere schämten sich dessen nicht; allein ich glaube, daß es nur Diejenigen gewesen sind, die in diesem Feldzug ihre Epauletten erhielten, zuvor nur Soldaten und folglich daran gewöhnt waren. Beinahe am Ende kam eine unglückliche Kugel und traf den jungen Deck, des Metzgers Sohn (von Zürich), der in unserem Regiment war, in den Unterleib, so daß er den folgenden Tag starb; er war von Jedermaun betrauert; ein Bruder desselben, der unter Reding war, ist in Folge dieses Todesfalles ganz B.] verrückt. Als die Stadt vom Feinde geräumt war und zwei Brigaden vor der Stadt und jenseits des Flusses Posten gefaßt hatten, kehrte ein Bataillon von der Garde, ein Bataillon der 4. Legion und das unsrige auf den großen Platz zurück, wo wir uns im Viereck aufstellten. Hinter uns waren hölzerne Kramladen worin Nichts war, als Citronen und Pomeranzen. Unsere Soldaten öffneten, von Hunger und Durst getrieben, einen solchen ohne Geräusch und krochen hinein, als auf einmal ein spanischer Dragoner, der sich dahin geflüchtet und versteckt hatte, mit zwei Pistolen in der Hand durchbrach. Dummer Weise feuerte er dieselben gerade ins Carré ab; allein er traf Niemand und kam glücklich durch, trotzdem mehrere Schüsse auf ihn abgefeuert wurden. Nach mehreren Stunden, die wir hier müßig stehend zugebracht hatten, erhielten wir Befehl, wieder aus der Stadt hinauszumarschiren und eine kleine Viertelstunde vor derselben und in dazu gehörigen Gärten ein Lager aufzuschlagen. Unterdessen wurde der Befehl ertheilt, daß die Stadt drei Tage lang geplündert werden solle. Trotzdem Cordova eine Züchtigung verdiente, so mußte doch jeder ruhige Zuschauer darüber empört

werden, wie sich sogar Offiziere soweit erniedrigen konnten, selbst Theil an der Plünderung zu nehmen, die schon erhitzten und mehr Räuberbanden ähnlich gewordenen Soldaten dazu aufzumuntern, anstatt sie davon abzuhalten und hin und wieder einen Unglücklichen und Unschuldigen zu beschützen. Nach dieser dreitägigen Plünderung gingen wir in die Stadt, um dieselbe zu besehen, und bemerkten, daß hauptsächlich die Straße, wo man aus den Fenstern auf uns gefeuert hatte, am meisten von der Plünderung gelitten hatte; in den andern sah man beinahe gar Nichts davon, und der größte Theil blieb ganz verschont. Indessen zeichneten sich die Tessiner Offiziere beim Rauben aus; sonst hatten sie im Feuer keinen Muth und verbargen sich hinter alle Mauern und Häuser[1]).

Cordova ist eine uralte, große, mit Ringmauern befestigte Stadt mit einem Bisthum (woraus aber der Herr Bischof sich geflüchtet hatte). Die Kathedrale ist ein uralter Tempel, der sehr groß, aber nieder gebaut ist; die Säulen, die sie unterstützen, und die Verzierungen sind von hohem Werth. Der ehemalige Palast des Königs der Mauren dient gegenwärtig zu Pferdeställen für den Harras. Der große Platz, auf dem der Wochenmarkt abgehalten wird, ist mit regulär gebauten Häusern umgeben . . . .

Während den 9 Tagen, die wir hier blieben, wurden wir öfters von spanischen Bauern, die von den benachbarten Bergen herkamen, geneckt; allein außer einem unbedeutenden Plänkeln gab es weiter nichts Entscheidendes. Den 16. Abends um 6 Uhr wurde Generalmarsch geschlagen, und wir marschirten sogleich auf der Straße von Cordova nach Carpio zurück, wo wir den folgenden Mittag anlangten, nachdem wir nur einen einstündigen

[1]) Dieser Passus ist von Landolt nachträglich in den Text eingefügt worden.

Halt unterhalb des Ortes gemacht hatten. Bei der stärksten Sonnenhitze brachen wir nach Rio del Rey auf, wo wir spät anlangten und vor dem Flecken den Bivouac bezogen. Auf unserem Rückmarsch von Cordova bis Rio del Rey fanden wir über 200 Mann der Unsrigen todt und unmenschlich verstümmelt auf der Straße und neben derselben liegen; diese Unglücklichen, die aus den Spitälern kamen und uns nachfolgten, waren von den in dieser Gegend wohnenden Bauern ermordet worden. Ungefähr zwei Stunden von Carpio war an der Straße nahe an einem Olivenwald eine Weinschenke, in welcher unsere Avantgarde ein erbärmliches Geschrei hörte. Als dieselbe sogleich vermuthete, daß wieder Leute in Gefahr seien, umzingelte sie das Haus; mehrere traten, nachdem man die Hausthüre eingeschlagen, herein und fanden zwei kranke Franzosen unter wenigstens 20 Bauern entsetzlich verstümmelt, wovon der eine sogleich starb. Hierauf wurden die Bauern alle zusammengehauen und das Haus über ihnen verbrannt. Rio del Rey ist ein ziemlich großer Flecken, der ganz von seinen Einwohnern verlassen war; nur hin und wieder traf man noch alte und gebrechliche Leute in ihren Häusern an. Abends um 6 Uhr langten wir wie hungrige Wölfe an, denn seit zwei Tagen hatten wir Nichts genossen; auch konnten wir weder um's Geld, noch für gute Worte Etwas erhalten. Zu gutem Glück bemerkten wir, daß in dem Hause, wo sich zwei unserer Herren Obersten einquartiert hatten und das an unsern Bivouac stieß, viele Hühner waren. Deßwegen ersuchten wir die H. Obersten, uns Offizieren einige davon zu überlassen, erhielten aber eine abschlägige Antwort, obschon der Hauswirth beim Feinde war. Wir ließen uns indessen nicht abschrecken. Indem zwei unserer Offiziere Wasser daselbst holten, bemerkten sie ein junges Schwein, bei dessen Anblick Beiden das Maul wässerte; der eine erfaßte einen Sparren, schlug das Schwein mäusetodt und warf es über die Mauer, wo wir es sogleich

freundschaftlich in Empfang nahmen; der andere schlug unterdessen noch mehrere Hühner todt und brachte sie mit, so daß wir in kurzer Zeit im Kochen und Braten begriffen waren; das Schönste aber war, daß unser Bataillonsarzt das Schwein mit seinen Lancetten auszog. Indessen hätte uns dieser Spaß bald theuer zu stehen kommen können, denn als wir in voller Arbeit waren, sahen wir unseren Brigadegeneral auf uns zukommen (ohne Zweifel waren wir verklagt worden), aber flugs verdeckten wir Alles, so daß Nichts zu sehen war und er unverrichteter Sache uns höflich verließ, ohne wieder zu kommen.

Den 18. brachen wir mit Tagesanbruch nach Andujar auf, trafen aber unterwegs auf eine ziemlich starke Kolonne feindlicher Kavallerie und Infanterie, die bei unserem Anblick sogleich rechts von der Straße abwich. Man hielt diesen schnellen Rückzug für eine List, formirte sogleich die Angriffskolonnen und schickte Plänkler aus, worauf sich der Feind ganz zurückzog, so daß wir ziemlich frühe in Andujar anlangten, wo wir hinter der Stadt ein Lager bezogen. Andujar ist eine schöne und große Stadt in Andalusien am Guadalquivir, hat starke Ringmauern und gegen den Fluß ein altes Bollwerk, dessen Ruinen jetzt noch zu sehen sind. Mit Schmerzen vernahmen wir bei unserer Ankunft, daß alle unsere, in den hiesigen Spitälern zurückgelassenen Leute nebst dem Stadtkommandanten umgebracht worden seien, was aber meistens von benachbarten Bauern verübt worden sein soll, die, von wüthenden Pfaffen angeführt, so unmenschlich handelten. Während wir hier einige Zeit kampirend auf Verstärkung von Madrid her warteten, versperrte uns der Feind im Rücken die Kommunikation mit der Hauptstadt, so daß wir lange Zeit weder Nachricht noch Befehle von da erhielten. Den 23. Juni vernahmen wir durch einen aufgefangenen Kourier, daß zwei Divisionen unter dem Kommando von Gl. Vedel und Gl. Gobert

zu unserer Verstärkung von Madrid aus im Anmarsch seien[1]). In der That rückten diese zwei Divisionen den 2. Juli gegen das schon früher beschriebene défilé in der Sierra Morena an, das von mehr als 5000 Mann feindlicher Truppen besetzt war. Es wäre unmöglich gewesen, dasselbe in der Front anzugreifen, indem Minen, kleine Schanzen und Verhaue auf der ganzen Straße angelegt waren. Nachdem man einen blinden Angriff auf die Front gemacht hatte, wurden 2 Kompagnien Voltigeurs beordert, rechts von der Straße den Berg zu erklimmen und die Spaniolen in der Flanke und im Rücken anzugreifen. Die Spaniolen, die sich die Möglichkeit dieses Coups nicht vorstellen konnten, vertheidigten sich ohne die geringste Sorge in ihrem défilé[2]), bis sie auf einmal in der Flanke mit Steinen bombardirt und im Rücken angegriffen wurden, worüber sie in einen solchen Schrecken geriethen, daß Alles davonlief oder sich ergab. Zu gutem Glück hatten sie nicht Zeit genug, um die Minen zu sprengen, und die Kanonen blieben in den Händen der Franzosen. Bei diesem Anlaß kamen noch mehrere geflüchtete Spitäler (Spitalinsassen) aus Manzanares an, die uns die traurige Nachricht brachten, daß unser Pfarrer [illegible] im Spital daselbst einen Tag vor dem großen massacre an der Ruhr gestorben sei.

III. Insonderheit die Kranken und Sterbenden haben sehr viel mit ihm verloren, indem er gewöhnlich alle Tage zwei Mal hin-

[1]) R. von [illegible] von Bern, der als Hauptmann dem ersten Bataillon des dritten Schweizerregiments [illegible] und damit der Division Vedel angehört hat, der zweiten des Armeecorps Dupont, gedenkt dieser Kämpfe im Berner Taschenbuch 1857 S. 15[illegible].

[2]) Im [illegible] vergleicht [illegible] da, wo er den Vormarsch Vedels erwähnt, das Défilé der Sierra Morena mit der Teufelsbrücke im Kanton Uri: „hat man dieses Défilé passirt, so ist noch ein großer Berg da, vier [illegible] der als die [illegible] Berg, wo die Landstraße über 20 Mal [illegible] und [illegible] werden kann“.

ging und ihnen Citronen, Oranges und Mandarinen mitbrachte; er war ihnen eine sehr große Stütze und ein Trost, und alle die dépenses, die er für die Kranken machte, waren aus seinem kleinen Geldbeutel bestritten; kurz sein bisheriges Betragen und seine Verdienste machten ihn bei Jedermann beliebt (dessen er auch würdig war), so daß Alles, was in Zürich begegnet ist, ewig vergessen zu werden verdient. B.]

Den 1. Juli kam ein spanischer Parlamentär der Provinz Andalusien und kündete uns im Namen der Junta (in Sevilla, vom Juni, datirt: d. 6.ten) den Krieg an, insofern wir nicht sogleich ganz Spanien verlassen würden. Dies kam uns sonderbar vor, indem wir schon einen Monat Krieg hatten. Den 2. wurde ich mit zwei Kompagnien nach einer Mühle am Guadalquivir, 2 Stunden oberhalb Andujar, geschickt, mit dem ausdrücklichen Befehl, dieselbe bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, da es die einzige war, die wir weit und breit hatten und die der ganzen Division Mehl verschaffte; ohne sie wären wir gezwungen worden, diese wirklich gute Position zu verlassen. [B. Um nämlich Etwas zu . . essen, mußten wir Alles selbst schneiden, dreschen und mahlen, wozu von jedem Bataillon täglich eine gewisse Anzahl Mannschaft aus der ganzen Armee beordert und jedem Detaschement ein Feld angewiesen wurde, weil die Bauern entweder weggegangen waren, oder die Häuser nicht verlassen konnten; diese corvée habe ich früher auch viel erlebt. B.] Kaum war ich angelangt und hatte meine Vorposten ausgestellt, so zeigte man mir an, daß eine ziemlich starke Kolonne feindlicher Infanterie und Kavallerie im Anmarsch sei, worauf ich sogleich auf eine Anhöhe marschirte, auf welcher ich Alles übersehen konnte, und detaschirte eine halbe Kompagnie vorwärts, um den Feind aufzuhalten; mit der andern Hälfte rückte ich nach; die andere Kompagnie ließ ich hinter dem Hügel, wo sie nicht gesehen werden konnte, als Reserve stehen. Nachdem wir ungefähr eine Viertel-

stunde geplänkelt hatten, zogen sich die Spaniolen zurück, wobei ich mit meinen Leuten stehen blieb, weil ich zu schwach war, mich von der Mühle zu entfernen. Als sich der Feind ganz zurückgezogen hatte, kehrte ich in meine Position zurück; indessen hatten wir einen Offizier und 4 Mann verwundet, und die Spaniolen mehrere Todte und Verwundete. Den 8. Juli rückten wir wieder im Lager ein. Bis zum 10. hatten wir alle Ruhe; aber diesen Tag, Morgens mit Tagesanbruch, hörten wir auf einem Berg jenseits des Flusses, wo wir unsere Vorposten hatten, schießen. Diese, durch sehr starke Kolonnen gedrängt, zogen sich, von feindlicher Kavallerie verfolgt, den Berg hinab in den Brückenkopf, wo ein Bataillon und 6—8 Piecen waren. Nachdem man einige Kanonenschüsse auf die feindliche Kavallerie abgefeuert hatte, zog sie sich geschwind wieder auf den dem Brückenkopf gegenüberstehenden Berg zurück, wo indessen eine spanische Armee von 60,000 Mann unter dem Kommando des Generals Castaños deployirte und sich auf zwei Linien aufstellte, sogleich vor ihrer Mitte zwei Batterien errichtete, den Brückenkopf mit 7—8 Kanonen beschoß und besonders gut Granaten warf. Nach einigen Stunden, als wir diesem Feuer aus unserem Lager zugesehen hatten, kam eine Ordonnanz und zeigte an, daß eine starke Kolonne unseren Rücken bedrohe, worauf sogleich zwei Bataillone Franzosen von der 3. Legion dahin detaschirt wurden, um obige Kolonne zu rekognoszиren; sie mußten aber nicht weit gehen, so trafen sie auf dieselbe, griffen sie an, schlugen sie bis in die Gebirge und machten noch viele Gefangene, worauf wir von dieser Seite her Nichts mehr zu besorgen hatten. Mit einbrechender Nacht hörte die Kanonade auf; allein wir mußten die ganze Nacht unter dem Gewehr bleiben, indem wir bestimmt erwarteten, angegriffen zu werden. Den 16. war der Tag noch nicht ganz angebrochen, so ging das Kanonenfeuer wieder an, und wir erhielten Befehl, in den Brückenkopf zu marschiren, wo wir, ohne einen Mann zu

verlieren, einrückten. Diesen zum Theil für arme Blessirte un- [B.
glücklichen, zum Theil für mich außerordentlich glücklichen Tag
werde ich meiner Lebtage nicht vergessen, indem ich im stärksten
Kanonenfeuer seit langer Zeit wieder einmal einen Brief von
Hause und von Herrn Oberst Ziegler erhielt und auch im Eifer
des Lesens — denn hundert Mal mußten diese lieben Briefe
gelesen und wieder überlesen werden — bald das Schießen nicht
mehr hörte; kurz, einen so angenehmen Augenblick habe ich lange
nicht mehr gehabt. Zu vielen tausend Malen dachte ich in meiner
unglücklichen Gefangenschaft an jene himmlischen Worte, die am
Ende des Briefes von Herrn Oberst Ziegler stehen: «Man muß
nie verzagen!» und lese sie meinen Herren Offizieren alle Tage
vor, wobei Jeder wieder fröhlich ist. Trotzdem der Feind B.]
mehrere Male versuchte, den Brückenkopf mit Sturm wegzu-
nehmen, mußte er sich immer mit großem Verlust an Leuten
und 2 Kanonen, die ihm eine Escadron Kürassiere weggenommen,
auf den Berg zurückziehen. Als nun der feindliche General
Castaños sah, daß er diese Position nicht nehmen konnte, ließ
er uns ganz ruhig; nur bisweilen wurden unsere Kavalleristen
und Trainsoldaten, wann sie ihre Pferde tränken wollten,
dabei beunruhigt; dafür gaben wir ihnen bei ähnlichem Anlaß
revanche [1]).

Den 17. kam endlich die schon lange erwartete 2. Division
in Andujar an, welche sich bis dahin in Carolina und im
Gebirge der Umgebung aufgehalten hatte; allein am nämlichen
Abend erhielt sie Befehl, in geschwindem Schritt nach Baylen

[1]) Diese Zeitangabe stimmt mit derjenigen A. v. Muralts überein
(a. a. O., S. 236); Bebel langte aber noch am 16. in Andujar an.
Der Angriff des Generals Castaños bei Andujar war jedoch nur ein
Scheinangriff, bestimmt, dem General Reding Zeit zu gewähren, um
Dupont zu umgehen und im Rücken zu fassen.

zurückzugehen, um jene Position auf's Aeußerste zu vertheidigen, im Falle, daß sie daselbst angegriffen werden sollte, denn man wußte schon, daß eine Armee von 40—60,000 Mann unter dem Kommando von Gl. Reding von Granada her im Anmarsch gegen Baylen war. Wirklich traf die 2. Division auf die Avantgarde von Reding, nahm ihm 2000 Mann gefangen[1]) und marschirte nach Carolina, statt in Baylen Position zu nehmen und stehen zu bleiben. Den 18. Abends um 6 Uhr brachen wir in der größten Stille, so, daß die Spaniolen von unserem Abmarsch bis zum folgenden Morgen Nichts wußten, nach Baylen auf, weil der Feind sich auf allen Seiten verstärkte und wir nun in Gefahr standen, gänzlich eingeschlossen zu werden, insofern der Feind Baylen besetzen und Position fassen konnte; allein wir hofften noch immer, daß dieß die 2. Division, die noch immer aus 12—14,000 Mann bestand und noch dazu durch einen Theil der 3. Division (Gobert) verstärkt war, verhindern werde. Wir hatten aber noch nicht den halben Weg nach Baylen zurückgelegt, so sagte man uns, daß der Feind daselbst sehr stark sei und sich verschanzt habe, worauf 2 Bataillone Infanterie, 2 Escadrons Kavallerie und einige Piecen leichter Artillerie vorausgeschickt wurden. Unser Bataillon, eine Kompagnie ausgenommen, die bei der Avantgarde war, mußte die Equipage und Artillerie eskortiren. Der Tag war in einer Stunde noch nicht angebrochen, als wir, von einem hohen Berge gegen Baylen hinuntermarschirend, schon den Blitz beidseitiger Kanonen sahen. Unsere Avantgarde stieß eine halbe Stunde diesseits Baylen in einem Olivenwald

---

[1]) Landolt verwechselt offenbar den hier genannten Kampf mit dem Gefecht von Mengibar, wo General Gobert, der Chef der 3. Division, Redings Truppen über den Guadalquivir zurückdrängte, jedoch im Kampfe den Tod fand (Dufour ward sein Nachfolger); wenigstens hatte Bedel auf seinem Rückweg keine beträchtlichen Truppenmassen zu bekämpfen.

auf den Feind, der mehrere Fleschen darin angelegt hatte, die Unsrigen ganz nahe anrücken ließ und sie mit einem so fürchterlichen Kartätschen- und Kugelregen empfing, daß sie ganz in Unordnung einige hundert Schritte zurückprallte. Gl. Dupont, der schon leicht verwundet war, sammelte sie und rückte wieder vor, wobei er, von mehreren Seiten verstärkt, die Fleschen wegnahm und den Feind im Centrum und im linken Flügel aus dem Walde verjagte. Wir waren schon ganz nahe mit unserem Park, als wir von dem Kavalleriegeneral Fresia den Befehl erhielten, unverzüglich ohne Park vorzurücken; wir merkten aber an den Gesichtern der Herren, daß unsere Sache nicht glaslauter war. „Hier hieß es jetzt: Vogel, friß oder stirb!“ Schon um 1/23 Uhr (?) des Morgens als am 19. Juli standen wir im Feuer und nahmen gleich bei unserer Ankunft eine auf unserem rechten Flügel vom Feind stark besetzte Anhöhe mit Sturm weg. Von da aus sah man die ganze, auf drei Linien aufgestellte spanische Armee nebst ihrer starken Artillerie, was wirklich bei Aufgang des dicken Nebels einen fürchterlich schönen Anblick gewährte. Unsere Division, die zu Anfang des Krieges 10—12,000 Mann zählte, hatte jetzt kaum noch 5000 Mann ausrückenden Standes; mithin war zum Voraus zu sehen, daß wir uns hier nicht lange gegen eine so große Macht halten konnten. Auf der Anhöhe blieben wir nicht lange ruhig. Man beorderte uns zur Bedeckung einer Batterie auf der großen Straße unten am Berg, die aber ein sehr schwaches Feuer unterhielt, theils weil es uns an Munition fehlte, theils um die nächste Nacht durchbrechen zu können. Kaum waren wir eine Viertelstunde hier, so ging das Feuer auf der Anhöhe wieder an, die wir soeben verlassen hatten und wo unsere Voltigeurs-Kompagnie zurückgelassen war. Wir erhielten deßwegen Befehl, die Anhöhe wieder zu nehmen. Als wir beinahe oben und aus dem Walde herauskamen, wurden wir mit einem tüchtigen Pelotonsfeuer empfangen, das wir ebenfalls beantworteten,

und waren im Begriff, die noch nicht ganz ausgebaute viereckige Schanze, aus der man auf uns feuerte, wegzunehmen, als das ganze darin stehende Bataillon die Hüte auf die Bajonnete steckte und uns gut Deutsch zurief: «Wir wollen nicht gegen einander schlagen, wir sind auch Schweizer, wie Ihr!» Herr Oberstlieutenant Christen kommandirte sogleich das Gewehr in Arm; wir gingen auf die Schanze zu, wo wir vor derselben Halt machten und sehr freundlich empfangen wurden. Offiziere umarmten sich; Unteroffiziere und Soldaten drückten sich brüderlich die Hände, wie wenn wir nie Krieg gehabt hätten, als auf einmal der uns unvergeßliche Schurke, der Kommandant dieser vermeintlichen Schweizer, unseren braven Oberstlieutenant Christen überreden wollte, sich mit dem Bataillon zu ergeben, und schon nach unserer Fahne griff, welche auf der Schanze war. Allein der Herr Oberstlieutenant stieß nebst einem andern Offizier, der dabei stand und dies hörte, den Fähndrich mit der Fahne in unser Bataillon hinab, worauf die Spaniolen wieder auf uns feuerten und dabei manchen Braven todtschossen, aber in einem Sprung waren wir in der Schanze; was nicht gefangen oder niedergemacht war, lief davon. 50 Grenadiere und 3 Hauptleute, die gefangen waren, wurden in das Hauptquartier geschickt, wo sie Gl. Schramm wegen ihrer infamen Handlung sogleich hätte todtschießen lassen, wenn nicht Herr Hauptmann Gantin, der sie eskortirte, als Schweizer für sie Pardon erbeten hätte[1]). Ohne uns einen Augenblick ruhen zu lassen, beorderte man uns auf das Centrum, von wo aus man in Massen die feindliche

---

[1]) Daß hier ein Irrthum im Augenschein vorliegt, ist bereits im Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft, 1872, S. 5, an Hand der Vergleichung mit dem Bericht des Hauptmanns Franz Meyer von Urseren betont worden, der dem spanischen Schweizerregiment Nr. 3 angehört hat; der nöthigen Kürze halber verweisen wir auf jene Stelle.



Photogr. Reproductions-Verfahren des Art. Institut Orell Füssli.

Linie durchbrechen und uns mit der Division Bedel vereinigen wollte; allein diese Division war noch in Carolina, hörte uns schießen und kam gemächlich gegen Baylen; unterwegs aber machte sie einen zweistündigen Halt, um abzukochen, so daß gerade die beste und für uns wichtigste Zeit verloren ging. Drei Mal durchbrach man die beiden ersten Linien; allein ermattet und auf's Aeußerste erschöpft, mußte man bei der dritten mit großem Verlust zurück. Jedoch nahm man dem Feind mehrere Fahnen und Kanonen ab, welche letztere aus Mangel an Zugpferden zurückgelassen werden mußten, und im selbigen Augenblick erhielten, was wir später von einem gefangenen spanischen Offizier vernahmen, alle spanischen Regimenter den Befehl zum Rückzug; wirklich war schon ein Theil der Artillerie zurückmarschirt.

Nach diesen drei fehlgeschlagenen Stürmen wollte man ruhig die so lange mit Ungeduld erwartete 2. Division abwarten, als auf einmal mehrere spanische Regimenter sich eines Theils des Olivenwaldes auf unserem linken Flügel bemächtigten; kurz darauf jagten wir sie wieder heraus; indessen hatten wir dieses Mal ziemlich viel Leute verloren, indem wir mit den Garde-Wallonen zu thun hatten, die unstreitig die besten Truppen waren. Beim letzten effort, den wir machen mußten, war unser wackerer Herr Oberstlieutenant Christen gezwungen, wegen Ermattung (Folge der Ruhr, die beinahe in der ganzen Armee hauste), zurückzubleiben, und in diesem Augenblick vertraute man mir das Bataillonskommando an. General Schramm gab mir den Befehl, mit dem Bataillon auf eine uns gegenüberliegende Anhöhe loszugehen, um wo möglich zwei Kanonen, die uns großen Schaden zufügten, wegzunehmen; aber kaum waren wir unter den Kanonen und jagten immer noch die Garde-Wallonen vor uns her, so zogen sich auch die Kanonen so schleunig als möglich zurück. Wir nahmen ruhig Besitz von der Anhöhe und glaubten schon Alles gewonnen zu haben, als man auf einmal auf der ganzen

Linie den Wirbel schlug und damit das Feuer beendigte. Von den letzten Schüssen erhielt ich noch eine Kontusion.

Die spanische Armee von Andujar, welche erst am Morgen nach unserem Abmarsch unsere Abwesenheit bemerkte, folgte sogleich, und um 12 Uhr Mittags war ihre Avantgarde schon mit den Unsrigen im Plänkeln begriffen, so daß wir Abends um 5 Uhr von allen Seiten eingeschlossen waren. Von der 2. Division hörten wir noch gar Nichts, indessen rückte ein Theil der dritten unter dem Kommando des Generals Gobert gegen Baylen an, welcher unglücklicher Weise für uns durch die ersten Schüsse getödtet wurde[1]); dieser General war ein muthiger und geschickter Offizier, der geliebt und geachtet war. Da blieb uns keine andere Wahl übrig, als eine gute Kapitulation zu schließen oder uns durchzuschlagen, welches letztere in der Nacht vom 19. auf den 20. hätte stattfinden sollen, wenn man uns nicht nachstehende, vortheilhafte Kapitulation unterschrieben hätte:

Kapitulation zwischen den Armeen unter den Befehlen der Generale Reding, Castaños und Dupont.

1. Den 23. Juli soll die ganze Division Dupont (die höchstens noch 3000 Mann stark war) mit allen Kriegsehren abziehen;

2. Zwei Stunden hinter der spanischen Armee die Waffen ablegen, die Kavallerie die Pferde abgeben, wo ein sp. Kommissär Alles in Empfang nehmen werde;

3. behält Jeder sein Eigenthum; die Offiziere behalten ihre Degen, Pferde und Equipagen;

---

[1]) Wenn Landolt hier sagt, daß Gobert „unglücklicher Weise für uns durch die ersten Schüsse getödtet wurde", so beweist diese Bemerkung neuerdings, daß er nicht sicher wußte, bei welchem Anlaß Gobert den Tod fand; während er bei Mengibar fiel, sollte man nach dieser Stelle annehmen, er sei bei der Ankunft auf dem Schlachtfeld von Baylen getödtet worden.

4. Die französischen Truppen marschiren nach St. Lucar, wo sie ihre Waffen wieder erhalten, werden eingeschifft, um nach Frankreich zurückzukehren, und dienen nicht mehr gegen Spanien, ꝛc.

Dies waren nun die Hauptpunkte der uns so schlecht gehaltenen Kapitulation, die den Spaniolen ein ewiger Schandfleck bleiben wird. So standen unsere Sachen ...; [B. zwei ganze Tage lang standen wir zwischen Leben und Tod, so daß ich manchmal bei mir selbst dachte, wenn ich nur hätte in der Schlacht glücklich sterben können, als vielleicht, wie viele unserer Leute, durch die barbarischen Bauern bis auf den Tod gemartert und verstümmelt zu werden. Es ist hierbei zu bemerken, daß Herr Oberst Freuler weder in der Affäre bei Andujar, noch in der Schlacht bei Baylen gegenwärtig, sondern krank hinter der fechtenden Armee war und dort blieb, bis Alles vorbei war; dann kam er wieder hervor, und man sah zum größten Erstaunen, daß er sich so wenig um uns bekümmerte, daß er glaubte, wir hätten schon Baylen weggenommen, und mit Verwunderung vernahm, daß wir immer noch wären, wo zuvor. Nach drei Tagen, als wir kapitulirt hatten, war er ganz gesund und defilirte à la tête mit der größten Parade vor dem Feind vorbei. Der Verlust bei unserem Bataillon, das am Morgen noch aus 400 Mann bestand, war: 1 Offizier todt[1]), 17 Offiziere blessirt, und 300 Mann todt oder blessirt; davon hatte ich 5 Todte und 12 Blessirte, in Allem 17 Mann verloren; insonderheit aber litten am B.] meisten die zwei Schweizerregimenter Preux und Reding, die bei uns waren und die Brigade Schramm bildeten. Den 19. Abends waren wir alle so ermüdet, daß wir vor Mattigkeit, Hunger und Durst kaum mehr stehen konnten. Wir kamen aus einem Lager oder vielmehr Bivouac, wo 14 Tage ein Commißbrod unter 16 Mann vertheilt wurde. Jetzt war an das Essen gar nicht zu

[1]) Lieutenant Gatschet von Bern.

denken. Wollte einer unserer Leute hinter unserem Rücken aus einem trüben, schlammigen Bach Wasser holen, wurde er ungeachtet des Waffenstillstandes wie das Vieh von den Spaniolen todtgeschossen; allein wer weiß, wie weit der Durst führt, wird sich nicht verwundern, wenn man sagt, daß die Unglücklichen dessen [B. ungeachtet doch gingen. Am Abend zahlte ich selbst für ein Glas schlechtes Wasser 3 Livres, und andere 6 Livres. Diese drei Tage kann ich nicht fürchterlich genug schildern; sie zerrissen mir fast das Herz beim Gedanken, meine lieben Soldaten ohne Geld, ohne Brot und ohne Wasser halb verschmachten zu sehen; im Geheimen mußte ich ihnen etwas Geld aus meinem Sack geben, sonst hätte ich beim Bataillon eine Empörung verursacht. Am ersten Abend, als wir im Lager nach der Affäre bei Baylen einrückten, wollten unsere braven Soldaten bei einem Brunnen, der eine Viertelstunde von uns entfernt war, während weit und breit kein anderer zu finden war, Wasser holen; dort wurde der größte Theil davon von den rasenden Bauern erschossen oder verstümmelt, worauf eine Uebereinkunft getroffen wurde, daß wir des Morgens und die Spaniolen Nachmittags Wasser ohne Hinderniß holen könnten[1]). Von Zeit zu Zeit kam ein Bauer von Baylen mit einem mit Brot beladenen Esel; er konnte aber nicht einmal recht ankommen, so war schon Alles um einen horriblen Preis verkauft; ich selbst habe für ein kleines Brot, das man bei uns mit 2 Schilling bezahlt, zehn Livres gegeben. Von Wein oder Branntwein war nur keine Rede. Freilich sah ich mehrere Male, sowohl in Andujar, als auch hier, daß unser Oberst alle Tage seine 15—20 Rationen Wein erhielt;

---

[1]) Dieser Notiz, welche das Tagebuch selbst nicht enthält, entspricht hier die Mittheilung: „Indessen wurde uns, nachdem man sich wohl zehn Mal darüber beschwert hatte, eine Quelle angewiesen, wo man mit bewaffneter Hand das Wasser holen konnte."

hingegen wir brave Offiziere, die gewiß ihr Glas Wein, das nirgends zu kaufen war, mit saurem Schweiß verdienen mußten, bekamen manchmal 14 Tage lang keinen. Dessen ungeachtet hätte er nicht so viel Liebe für seine Hauptleute, bei denen er in einer Trotte logirte, gehabt, daß er nur einen Tropfen anerboten hätte, und doch konnte er diese Rationen nicht alle selbst trinken, sondern sie wurden Landesfremden durch seine dazu bestimmten Bedienten verkauft ..... Bis zum 23. Juli litten wir vom Hunger B.] und Durst und besonders von einem unaussprechlichen Gestank ganzer Haufen todter Menschen und Pferde, die schon am ersten Tag bei der unausstehlichen Hitze in Fäulniß übergegangen waren. Morgens um 7 Uhr (23. Juli) defilirten wir vor der Armee des Gls. Castaños, die links von der Straße in großer Parade aufgestellt war. Während wir mit Pelotons im Feldschritt vorbeimarschirten, riefen sie öfters: «Es leben die braven Schweizer! Zum T ..... mit den Franzosen!» Auch hielt man uns für mehrere Schweizerbataillone, was daher rührte, daß man uns sehr schnell auf verschiedenen Stellen brauchte.

Um 9 Uhr marschirte die ganze Division Dupont zwei Stunden hinter der Armee links von der Straße in einem Felde auf, streckte das Gewehr und marschirte nach Villanova, einem großen Flecken, wo wir übernachteten und einen Rasttag hielten. Ein Bataillon Spaniolen vom Regiment Burgos eskortirte uns. Wenn ein armer, kranker Soldat nur 100 Schritte zurückblieb, wurde er umgebracht, was schon am ersten Tag 16 Mann von unserem Bataillon begegnete, obschon uns die Armee Reding hoch leben ließ. Das Nämliche wäre uns da und dort auch [B. begegnet, wenn wir nicht eine hinreichende Bedeckung von Kavallerie und Infanterie gehabt hätten; auch können wir den Kavallerieobersten der Spaniolen, der uns kommandirte, nicht genug rühmen; er war sehr menschlich, und so Etwas wird nie vergessen. Sonderbar war es, daß die Spaniolen uns Schweizer anfangs besser

ansahen und behandelten, als die Franzosen (in der Folge zeigte sich der Grund davon deutlich, indem sie glaubten, uns in ihre Dienste zu bekommen; als ihnen aber dieser Streich fehlte, wurden wir noch ärger behandelt). Wenn man anfangs sagte, daß wir Schweizer seien, so war Alles gewonnen, wovon die Franzosen auch profitirten, indem sie den großen Nationsnamen nicht mehr führen durften, um etwas sicherer auszugehen. Den nämlichen Namen haben sie also angenommen, den sie auf dem Marsch von Frankreich nach Spanien so manches Mal spitzbübischer Weise verläumdet hatten; wenn nämlich ihre Leute oder Soldaten schelmischer Weise in Häuser ruhiger Bürger einbrachen oder plünderten, so sagten sie, es wären unsere Leute gewesen und wir hätten lauter Lumpenpack, wenn wir schon ihre eigenen Leute stehlen sahen und sie auch selbst gestraft und geprügelt haben; wir mußten den französischen Offizieren, die meistens als Soldaten zu ihren jetzigen Stellen erhoben wurden oder ganz jung, „Herrli" waren, die von ersteren Nichts Gutes lernen konnten, vieles übersehen; wir hatten aber so wenig Umgang mit ihnen als nur möglich; auch im Dienst selbst waren wir wie Hund und Katze.

3. Kriegsgefangenschaft zu Lande.

Nach einem Marsch von 10 Tagen, während dessen wir auf eine abscheuliche Art beschimpft und mißhandelt wurden, kamen wir nach Cabeza, einem ziemlich großen, auf einem Hügel gebauten Städtchen, von dem wir eine halbe Stunde entfernt einen Bivouac bezogen (was von Villanova her auf dem ganzen Marsch geschah), da man uns nicht einquartieren wollte, aus [illegible]cht, wir könnten in unseren Quartieren umgebracht werden.
[illegible] Tag nach unserer Ankunft erwarteten wir mit Ungeduld,

hingegen wir brave Offiziere, die gewiß ihr Glas Wein, das nirgends zu kaufen war, mit saurem Schweiß verdienen mußten, bekamen manchmal 14 Tage lang keinen. Dessen ungeachtet hätte er nicht so viel Liebe für seine Hauptleute, bei denen er in einer Trotte logirte, gehabt, daß er nur einen Tropfen anerboten hätte, und doch konnte er diese Rationen nicht alle selbst trinken, sondern sie wurden Landesfremden durch seine dazu bestimmten Bedienten verkauft ..... Bis zum 23. Juli litten wir vom Hunger B.] und Durst und besonders von einem unaussprechlichen Gestank ganzer Haufen todter Menschen und Pferde, die schon am ersten Tag bei der unausstehlichen Hitze in Fäulniß übergegangen waren. Morgens um 7 Uhr (23. Juli) defilirten wir vor der Armee des Gls. Castaños, die links von der Straße in großer Parade aufgestellt war. Während wir mit Pelotons im Feldschritt vorbeimarschirten, riefen sie öfters: «Es leben die braven Schweizer! Zum T ..... mit den Franzosen!» Auch hielt man uns für mehrere Schweizerbataillone, was daher rührte, daß man uns sehr schnell auf verschiedenen Stellen brauchte.

Um 9 Uhr marschirte die ganze Division Dupont zwei Stunden hinter der Armee links von der Straße in einem Felde auf, streckte das Gewehr und marschirte nach Villanova, einem großen Flecken, wo wir übernachteten und einen Rasttag hielten. Ein Bataillon Spaniolen vom Regiment Burgos eskortirte uns. Wenn ein armer, kranker Soldat nur 100 Schritte zurückblieb, wurde er umgebracht, was schon am ersten Tag 16 Mann von unserem Bataillon begegnete, obschon uns die Armee Reding hoch leben ließ. Das Nämliche wäre uns da und dort auch [B. begegnet, wenn wir nicht eine hinreichende Bedeckung von Kavallerie und Infanterie gehabt hätten; auch können wir den Kavallerieobersten der Spaniolen, der uns kommandirte, nicht genug rühmen; er war sehr menschlich, und so Etwas wird nie vergessen. Sonderbar war es, daß die Spaniolen uns Schweizer anfangs besser

ansahen und behandelten, als die Franzosen (in der Folge zeigte sich der Grund davon deutlich, indem sie glaubten, uns in ihre Dienste zu bekommen; als ihnen aber dieser Streich fehlte, wurden wir noch ärger behandelt). Wenn man anfangs sagte, daß wir Schweizer seien, so war Alles gewonnen, wovon die Franzosen auch profitirten, indem sie den großen Nationsnamen nicht mehr führen durften, um etwas sicherer auszugehen. Den nämlichen Namen haben sie also angenommen, den sie auf dem Marsch von Frankreich nach Spanien so manches Mal spitzbübischer Weise verläumdet hatten; wenn nämlich ihre Leute oder Soldaten schelmischer Weise in Häuser ruhiger Bürger einbrachen oder plünderten, so sagten sie, es wären unsere Leute gewesen und wir hätten lauter Lumpenpack, wenn wir schon ihre eigenen Leute stehlen sahen und sie auch selbst gestraft und geprügelt haben; wir mußten den französischen Offizieren, die meistens als Soldaten zu ihren jetzigen Stellen erhoben wurden oder ganz jung, „Herrli" waren, die von ersteren Nichts Gutes lernen konnten, vieles übersehen; wir hatten aber so wenig Umgang mit ihnen als nur möglich; auch im Dienst selbst waren wir wie Hund und B.] Katze.

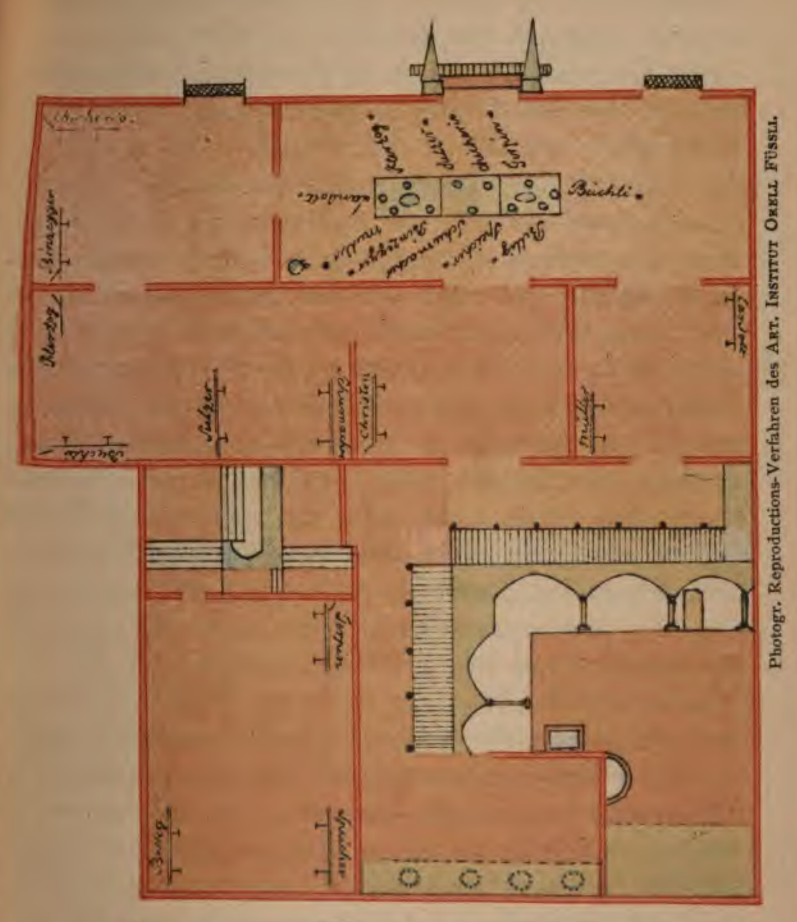
3. Kriegsgefangenschaft zu Lande.

Nach einem Marsch von 10 Tagen, während dessen wir auf eine abscheuliche Art beschimpft und mißhandelt wurden, kamen wir nach Cabeza, einem ziemlich großen, auf einem Hügel gebauten Städtchen, von dem wir eine halbe Stunde entfernt einen Bivouac bezogen (was von Villanova her auf dem ganzen Marsch geschah), da man uns nicht einquartieren wollte, aus Furcht, wir könnten in unseren Quartieren umgebracht werden. Den Tag nach unserer Ankunft erwarteten wir mit Ungeduld,

auf dem Guadalquivir eingeschifft zu werden; auch glaubten wir schon jedes Schiff, welches wir uf jenem Fluß sahen, für uns bestimmt. Aber wie groß wa nach 8 langen Tagen, die wir in diesem fatalen Bivouac zugebracht hatten, unser Erstaunen: anstatt eingeschifft zu werden, um nach Frankreich zurückzukehren, wurden wir in Kantonnemente beordert. Den nämlichen Tag wurde unser Bataillon in 2 Abtheilungen getheilt; die eine kommandirte Herr Oberst Freuler; sie sollte nach Alcala kommen; die zweite mußte ich übernehmen, ich mußte aber einstweilen nach Alcala marschiren, wo mir weitere Befehle ertheilt werden sollten. In der Zeit unseres Bivouacs bekamen wir viele kranke Offiziere und Soldaten; darunter war auch unser lieber Herr Oberstlieutenant Christen, der den 10. August in der Stadt Cabeza an einem hitzigen Fieber starb und von uns mit allen Ehren, wie er es auch verdiente, bestattet wurde. Ebendaselbst starb den 15. mein treuer Diener Martin Elsinger von Menzingen, der schon beim Regiment Bachmann mich treu bedient hatte, ebenfalls am hitzigen Fieber. Am Tag nach unserer Eintheilung langten wir bei dem auf einer steilen Anhöhe gelegenen Städtchen Arcos an, wo wir an dessen Fuß bivouakirten, während ein Bataillon von der 4. Legion in demselben bleiben mußte. Wir waren allseits sehr froh, daß uns das Loos nicht dahin traf, indem sich die Einwohner, besonders die Pfaffen, nicht wie Menschen, sondern wie wilde Thiere gegen die Truppen betrugen, denn als wir ganz ruhig in unserem Lager waren, warfen sie Steine auf uns herunter und tödteten uns mehrere Soldaten, die ruhig auf rohem Boden schliefen, so daß wir Alles aufbieten mußten, unsere Soldaten davon abzuhalten, die spanische Wache zu entwaffnen, um mit ihren Waffen die Spaniolen zu strafen. Auch hatten wir in dieser Nacht alle Mühe, unser Equipage, das in der Stadt war, zu erhalten, da der Pöbel, an dessen Spitze die ehrsame Geistlichkeit war, dasselbe plündern wollte. In dieser

nämlichen Stadt wurde in der Folge das ganze Bataillon, welches daselbst bleiben mußte, ermordet. Den 17., Morgens um 2 Uhr, brachen wir (nämlich unser Bataillon, das kaum mehr 250 Mann betrug) wieder auf, von einer Kompagnie Spaniolen eskortirt. Da unser Weg über sehr hohe Berge und schmale Fußsteige führte, so mußten unsere Equipage-Wagen auf der Hauptstraße über Paterna, ein kleins Städtchen, folgen, und konnten erst einen Tag nach uns in Alcala eintreffen. Nach einem heißen und beschwerlichen Marsch von 11 Landstunden langten wir in Alcala an, wo wir, wie gewohnt, wie wilde Thiere in unserem Bivouac begafft wurden, aber es kam keinem dieser Gaffer in den Sinn, unseren armen Soldaten Etwas zu essen zu geben. Herr Oberstlt. Freuler und die andern Offiziere erhielten Erlaubniß, in der Stadt in einem Haus zu logiren; die Offiziere von der Wache und ich als provisorischer Kommandant (weil ältere Hauptleute diesen Ehrenposten gerne vermieden), mußten im Bivouac bleiben und durften denselben nicht verlassen. Der 17. war ein großer Unglückstag für uns, da der spanische Offizier, der bei der Equipage-Wache war und dieselbe kommandirte, zurückkam und uns die traurige Botschaft brachte, daß die Einwohner der Stadt Paterna die Equipage-Wache angegriffen, Alles, was sich widersetzte, ermordet und die Wagen rein ausgeplündert hätten, was den nämlichen Tag noch durch unsere zurückgebliebenen Leute, die ihr Dasein ihren noch gesunden Füßen zu verdanken hatten, bestätigt wurde. Es kamen nämlich über 500 Bauern, überfielen die Wache und mißhandelten sie; mehrere Male wurden dem Offizier die Messer auf die Brust gesetzt, und mit Noth konnte er sich, nachdem Alles geplündert war, durch die Flucht retten[1]). Da nun der Offizier, der uns eskortirte,

[1]) Schumacher, der an jenem Marsch durch Paterna theilgenommen hatte, gedenkt der hier ausgestandenen Leiden in seinem Tagebuche (siehe: Geschichte der Schweizer, 2c. I, 377—378).



Photogr. Reproductions-Verfahren des Art. Institut Orell Füssli.

Die Zimmer unserer Gefangenschaft
in Ximena de la Frontera.
in Andalousia.



dies durch seine eigenen Leute vernahm, die bei den Wagen gewesen, so bat er uns, unseren Verlust anzugeben, indem er uns Hoffnung machte, daß wir Alles wieder bekommen sollten. Allein, wenn Jemand betrogen worden ist, wie wir, so glaubt er, was er will. Mein Verlust ist schrecklich. Ohne meine Gewehre, Pistolen und Bücher und über 2000 Livres, die ich von der Kasse zu fordern hatte, habe ich 1751 Livres verloren, das nämliche Geld, das ich mehrere Male hatte nach Hause schicken wollen, wovon mir aber immer von spanischen Kaufleuten wegen Unsicherheit der Straßen abgerathen worden war, und nun ist Alles bis auf das Wenige, das ich noch an Geld hatte, verloren. Den 18. in aller Frühe ging ich zu meinen Kameraden, sprach ihnen Muth ein, den gewiß die meisten von ihnen verloren hatten, schwur bei mir selbst, keinen Menschen meine innerliche Plage sehen zu lassen, und nahm, da ich glaubte, daß wir alle von den Bauern zusammengehauen würden, für immer Abschied von ihnen. Vielleicht war dies die Ursache, daß ich wieder die Ehre und den Vorzug erhielt, Kommandant zu sein. B.]

Da der spanische Offizier, der uns eskortirte, auf mich wartete, verließ ich, das gestehe ich, mit schwerem Herzen meine lieben Kameraden und ging zu meinem Detaschement, das aus 11 Offizieren und 162 Unteroffizieren und Soldaten bestand, und dann traten wir wieder einen Marsch von 7 Stunden über große, kahle Berge und Felsen an, den wir erst Abends um 7 Uhr endigten; bei einer guten Wasserquelle brachten wir die Nacht zu, wo wir unser mitgebrachtes stinkendes Rindfleisch mit dem besten Appetit verzehrten und bei einem Trunk frischen Wassers glücklich waren. Als ob wir die beste Mahlzeit im Zürcher Schwert [B. gehabt hätten, legten wir uns nieder und schliefen ruhig, bis uns die Trommel unserer Eskorte weckte. Sie können sich leicht vorstellen, daß wir das Bivouakiren wohl gewohnt sein mußten,

da wir seit dem 24. Mai weder Zimmer, noch Betten gesehen hatten und immer im Lager sein mußten; darum haben wir so viele todte und kranke Offiziere . . . .; dazu traf noch das Unglück ein, daß unser Schurke von Bataillonschef nicht im Geringsten Etwas verstand und noch dazu zu faul war, Jemand zu besuchen;
B] allein hier kam die Schuld von oben herab. Den 19. . . marschirten wir nach unserem Bestimmungsort, und um 11 Uhr Morgens trafen wir in Ximena de la Frontera, unter einer ungeheuren Menge von Zuschauern ein. Viele unter denselben fielen über unsere armen, abgematteten und unbewaffneten Soldaten her, theils um sie zu schlagen, theils um ihnen ihr kleines Eigenthum noch zu rauben, wobei sich vorzüglich der erste Vorgesetzte Herraiz auszeichnete und unserer Wache selbst kein Zeichen zur Beschützung der Mißhandelten gab; „hin und wieder riß man den Soldaten ihre Adler ab“. So hatten wir nach allem dem keine gute Idee von der zukünftigen Behandlung.

Sowohl Offiziere, als Soldaten fanden ihre Quartiere schon bereit. Die Soldaten und Unteroffiziere wurden in ein großes Haus eingesperrt, wo kein Stroh war . . . ., so daß sie auf dem bloßen und feuchten Boden liegen mußten. Hierauf wurden wir Offiziere von dem Alkalden, dem Offizier, der uns bewachte, und mehreren wunderwitzigen Herren vom Flecken, die uns wieder wie wilde Thiere angafften („denn hier hatten sie seit der Zeit der Mauren keinen vernünftigen Menschen mehr gesehen“), in unser Haus begleitet, das ziemlich geräumig, jedoch, wie bei den Soldaten, ohne Stroh noch Strohsäcke und ziemlich weit von den Soldaten entfernt war, so daß wir keine Verbindung mit denselben haben konnten. Nebst zwei unserer Soldaten zu unserer Bedienung und einer Wache von 1 Korporal und 4 Mann sp. Soldaten zu unserer Bewachung erhielten wir von der löbl. sp. Regierung durch den Alkalden den scharfen Arrest, mußten unsere Degen abgeben und wurden durchsucht, ohne daß man

uns dieses Mal Etwas wegnahm; den folgenden Tag aber bemächtigte sich unser Offizier meines Pferdes, das ich noch behalten hatte. Allein seit dem Augenblick, da mir mein [B. lieber Schimmel abgestohlen war, wurde er krank, und es wird ohne Zweifel sterben, das kranke Thier, das keinen ungesunden Augenblick hatte, so lange es mein war; oft machte es mich bei allem Elend lachen, denn wenn ihm ein Spaniol nahte, so schlug und biß es, daß er sogleich weglaufen mußte, während es sonst Niemand das Geringste that. B.]

Bis den 23. fiel nichts Neues vor, als daß denselben Tag der Vorgesetzte zu uns kam, einen großen Brief in der Hand haltend, der von Sevilla gekommen sein sollte; er zeigte uns frohlockend an, daß wir Schweizer, Deutsche, Italiener, Polaken ꝛc. in spanische Dienste treten könnten, die wir, obschon er uns bis zum folgenden Tag Bedenkzeit gestattete, mit wenigen Worten und mit Abscheu verwarfen. Zu gleicher Zeit erhielt ich den Befehl, dies meinen Leuten vorzulesen; ich ermangelte aber nicht, ihnen zu bemerken, daß kein einziger von uns Offizieren sich dazu verstehen werde; allein der Soldaten jetzige Lage (sie hatten über drei ganze Tage Nichts zu essen bekommen) erheische nun, daß sie in spanische Dienste träten, wo sie wenigstens einstweilen ernährt würden und bei der ersten Gelegenheit wieder ihre Freiheit suchen könnten. Den folgenden Tag erhielten wir 3 Mann mehr zu unserer Bewachung, da unsere Bedenkzeit verflossen war und wir als ehrliche Offiziere den spanischen Dienst ausgeschlagen hatten, worauf man uns zudem einen unserer Bedienten wegnahm, der sogleich spanische Dienste nehmen mußte. Den 20. 7ber erhielten wir endlich Strohsäcke, denn bis dahin mußten wir wie die Soldaten auf dem bloßen, mit Steinen besetzten Boden schlafen. Unsere Lebensmittel mußten wir durch unsere Wache einkaufen lassen, denn unser einziger uns zurückgelassener Soldat durfte nicht mehr ausgehen; dabei aber wurden wir auf eine unverzeihliche

Art betrogen und durften noch kein Wort dazu sagen, obschon wir den zehnfachen Beweis leisten konnten. Alle Tage kamen, was in unserer Lage sehr unangenehm war, Weiber, Kinder, Bauern, Pfaffen, Herren rc. ungehindert auf unser Zimmer, um uns wie fremde Thiere vom Kopf bis zu den Füßen zu betrachten, verspotteten uns in Gegenwart des Vorgesetzten und gaben uns durch sehr deutliche Zeichen zu verstehen, daß man uns die Gurgel abschneiden müsse; dies mußten wir geduldig schlucken. Bis zum 30. erschien der Vorgesetzte nicht mehr, was für uns um so auffallender war, als er an allen andern Tagen uns besucht hatte. Allein an diesem mir unvergeßlichen Tag kam er Abends an der Spitze des Gemeinderaths, des Corregidors und eines starken Detaschements, das von unserem spanischen Offizier kommandirt war, auf unser Zimmer, worüber wir sehr erstaunt waren, da wir durchaus nicht errathen konnten, was dies zu bedeuten habe. Er las uns . . ., die vor diesem Pact wie arme Sünder stehen mußten, einen Befehl der Junta von Sevilla vor, laut welchem »uns Alles, was nur einen geringen Werth hätte, abgenommen werden sollte,» was auch so pünktlich vollzogen wurde, daß man Sackuhren, Geld, Ringes rc., kurz Alles unter diesem Titel wegnahm. Nachdem nun Mantel und Strohsäcke und alle Winkel der Gefangenschaft durchwühlt waren, mußten wir alle auf ein Glied einstehen, uns bis auf's Hemd ausziehen, wurden durch einen Weibel oder Polizeidiener durchsucht, und Alles, was noch in den Taschen übrig geblieben, ward weggenommen[1]). Bei diesem Anlaß nahm ein Mitglied dieses edlen Stadtrathes einem unserer Offiziere eine Sackuhr aus einem

[1]) Schumacher weicht in der Erzählung der Leiden von Ximena von der Darstellung Landolt's da und dort ab; so hat nach ihm die oben erwähnte Beraubung schon am dritten Tage des Aufenthalts stattgefunden (a. a. O., I, 381).

Gilet, das zufälliger Weise an der Wand hängen geblieben war, und steckte dieselbe in seinen Sack; allein der Eigenthümer, der schon voraussah, daß die Uhr für ihn verloren sei, führte den Dieb am Arm zu den andern, so daß er sie wieder aussäckeln und zum andern Gestohlenen legen mußte. Als der löbl. Rath sah, daß man uns Nichts mehr nehmen könne, und daß wir arm wie Kirchenmäuse seien[1]), zeigte er uns großmüthig an, daß man einem Jeden von jetzt an zwei Livres des Tags von dem uns abgenommenen Gelde zu unserem Unterhalt geben werde. Auch der spanische Offizier, Namens Bellarde, von Burgos, vom Regiment gleichen Namens, wollte Etwas davon haben, trotzdem der größte Theil seines Detaschements über unsere Behandlung aufgebracht war. Um jedoch Etwas zu bekommen, kam er während der Plünderung zu Jedem von uns, streckte seine Hand aus, indem er Jedem leise in das Ohr sagte, wenn Einer noch Etwas von Werth besitze, das ihm lieb sei, und er es behalten wolle, so solle er es ihm anvertrauen, er sei ja Offizier wie wir und wolle es wie ein Heiligthum nach der Durchsuchung zurückgeben, worauf ihm die Einen eine Uhr oder Geld, 2c. gaben, nicht glaubend, daß er das Empfangene nicht zurückgeben würde; wie groß war aber unser Erstaunen, als er mehrere Male zu uns kam und immer dem Gespräch darüber auszuweichen suchte! Auch unser Zartgefühl erlaubte uns nicht, ihn darüber zur Rede zu stellen. Unterdessen, da es mehrere Wochen angestanden und wir vernahmen, daß er vielleicht bald verreisen werde, ersuchten wir

---

[1]) Im Brouillon berichtet Landolt: „Geld, Uhren, Gabeln, Löffel, sogar meine Waagen und mein mathematisches Etui, kurz Alles wurde uns abgenommen, und zuweilen noch Etwas dazu gestohlen, so daß ich jenen Abend nicht einmal meine Mehlsuppe essen konnte, ohne daß mir einer meiner Kameraden einen hölzernen Löffel lieferte". Bei der Durchsuchung durch den „Weibel" war Landolt als Kommandant der erste, der herhalten mußte.

ihn sehr höflich, uns die ihm anvertrauten Sachen zurückzugeben, indem wir nun außer Gefahr wären, ferner beunruhigt zu werden; allein er betheuerte hoch, man hätte ihn, nachdem er uns verlassen, ebenfalls visitirt und ihm Alles abgenommen, was Alles erlogen war; denn wenn ihm dies wirklich begegnet wäre, warum sagte er es nicht sogleich am ersten Tag, ohne darüber befragt zu werden? Auch versicherte uns nach dessen Abreise der Vorgesetzte, daß er nie untersucht worden sei[1]).

[B. Den 3. September kam in der Nacht um 2 Uhr ein ganzer Teufel voll Lumpenpack vor unsere Wohnung und rief: «Herunter mit den Spitzbuben!» Dabei ist leicht zu begreifen, daß wir bald von unseren Strohsäcken aufgestanden waren, um das Weiteres zu erwarten; allein Niemand kam vor die Thüre, und das „Pack" vertheilte sich nach und nach, aber uns war's doch nicht ganz lauter bei der Sache. Am 4. brachte uns der Offizier die Nachricht, daß sich die ganze französische Armee in Portugal auf Diskretion ergeben habe. Er machte uns noch bestimmt die Bemerkung, daß jene Armee sich «auf Diskretion» ergeben habe, nicht durch Kapitulation, wie wir (damit wollte er sagen, daß sie gewiß schlechter behandelt würden, als wir; allein das ist nicht möglich); doch wie mögen wohl jene armen Tröpfe behandelt werden, da man trotz Kapitulation so mit uns umgeht? Kurz, man brachte uns immer Neuigkeiten, die uns beunruhigen sollten; des Tages kamen die Herren, des Nachts aber die Bauern. Allein Gott schenkt uns noch immer Gesundheit

[1]) Mit vielen anderen Werthgegenständen erhaschte der Offizier eine goldene und zwei silberne Taschenuhren nebst einer Epaulette, in welche Goldstücke eingenäht waren, und einer Schachtel voll Ringe; die erstere gab der Spitzbube zurück, aber mehrere Quadrupel fehlten: die Epaulette war augenscheinlich geöffnet und wieder zugenäht worden (Brouillon); „wenn nur der General Reding dies erfahren könnte!"

und Muth; weiter brauchen wir hier Nichts, denn sonst würde es uns genommen. Zu gutem Glück aber war die Gefangennehmung der fr. Truppen erlogen[1]). B.]

Unterdessen blieben unsere armen Unteroffiziere und Soldaten in ihrer Gefangenschaft an Wasser und Brot, ohne Stroh, um sie desto eher zum spanischen Dienst zu zwingen. Da wir [B. wußten, daß unsere armen Soldaten, seitdem wir hier waren, nichts Anderes erlangt haben, als Brot und dazu schlechtes Wasser, so daß es mich wundert, daß wir nicht mehr kranke Leute faßten, so bat ich schon manches Mal den Vorgesetzten, ihnen auch ihre Sache zu verschaffen; allein die Antwort war, die Gemeinde wolle Nichts verschaffen, und so blieben die armen Soldaten . . an Wasser und Brot in einem Hause wie eingesperrt, um sie desto geschwinder zum Dienste zu zwingen. Eines Tages ließ B.] man sie ausrücken; Jeder, der sich weigerte, ward in Ketten gelegt und in ein Gefängniß geschleppt, wo sie, von Hunger und Durst gezwungen, Freiwillige wurden; hierbei zeichneten sich vorzüglich der Wachtmeister Kündig und der Korporal Buchmann aus, die Alles auf's Aeußerste kommen ließen und mehrere Tage im Kerker waren[2]). „So war in 3 Tagen mein ganzes Volk für uns verloren."

Den 2. Oktober langten zwei Offiziere vom Regiment Reding Nr. 2 von Alcolea an und brachten mir einen Brief von Herrn Oberst Freuler, worin er mich ersuchte, diejenigen Leute, welche in englische Dienste zu gehen wünschten, zu den

---

[1]) Allerdings, denn am 30. August wurde ja in der Kapitulation von Cintra bestimmt, daß die französische Armee auf englischen Schiffen nach Frankreich zurücktransportirt werden solle, und dieses Uebereinkommen ist, soweit es dabei auf die Engländer ankam, in den meisten Punkten eingehalten worden (a. a. O., I, 477—506).

[2]) Auch Schumacher erwähnt diese beiden wackeren zürcherischen Unteroffiziere.

Spaniolen übertreten zu lassen, damit sie eher Gelegenheit finden
[B. möchten, zu den Unsrigen zurückzukehren[1]); hierbei wurden
wieder einige Leute in Ketten gelegt, weil sie nicht gleich Dienste
nehmen wollten ...; den 3. Morgens um 5 Uhr, verreisten
unsere Soldaten mit jenen Offizieren nach Sevilla, wo ein Korps
errichtet werden soll, um die Franzosen tüchtig zu empfangen ;
ich hoffe aber, es werde umgekehrt sein. Den nämlichen Tag
kam ein Bataillon spanischer Infanterie hier vorbei; es kommt
aus den lignes von Gibraltar und marschirt auch gegen Sevilla.
Jetzt sind wir ganz ohne Soldaten und hoffen zu Gott alle Tage,
vom einen zum andern, den Befehl zu erhalten, nach Frankreich
zurückzukehren. Aber wann kommt der himmlische Tag denn
einmal? Den 5. Mittags um 1 Uhr hörten wir eine sehr starke
Kanonade gegen Gibraltar zu; es müssen sehr große Piecen
gewesen sein, denn bei uns krachte es so stark, daß man geglaubt
hatte, es wäre höchstens eine Viertelstunde von hier; jeden Schuß
hörten wir, und manchmal gingen 10 derselben gleich nach einander
los, was ungefähr eine halbe Stunde dauerte; bis jetzt
konnten wir noch nicht erfahren, was dies Alles gewesen sei .. — .
Letzthin kam unser Offizier und hatte die Dummheit, uns auf
die Frage, ob man denn noch keinen Bericht von den Armeen
habe, zu antworten, er habe vier Briefe auf einmal aus Kastilien
erhalten, aber keiner von allen sage ein einziges Wort über die

[1]) Im Lauf des Monats September waren „über 15 Mann von unseren Leuten desertirt und hatten sich nach Gibraltar geflüchtet, um in englische Dienste zu treten; es sind aber zehn derselben unterwegs von den Bauern aufgefangen und hierher zurück in die prison geführt worden; ich hätte sehr gewünscht, daß sie glücklich hätten durchkommen können, indem alle die schlechtesten Kerle von der Welt sind, die sich nicht schämten, die niederträchtigsten Sachen von ihren Offizieren zu sagen, was vermuthlich auch die Ursache sein mag, daß sie desertirt sind, da ihr Gewissen ihnen nicht erlaubte, länger zu bleiben . . ." (Brouillon).

Kriegsangelegenheiten; folglich schlossen wir hieraus, daß die Franzosen in ganz Kastilien seien. Auch müßte ich mich sehr in meiner Rechnung betrügen, wenn die französische Armee den Weg über Madrid nehmen sollte und nicht über Salamanca gegen Portugal ginge . . .; gewiß ist's, daß die Franzosen unendlich viele Leute durch die hohen Berge und die für die entsetzlich große spanische Armee vortheilhaften und fast unüberwindlichen défilés durch Andalusien verlieren würden[1]). Zwar haben die Franzosen in allen Ländern, die sie in Europa erobert haben, Landesverräther genug angetroffen, die ihnen die Wege zeigten; allein hier und in ganz Spanien . . . zieht Alles gegen den gemeinschaftlichen Feind bis auf den letzten Mann zu Feld, und doch bleibt den Spaniern ewig die Schande zurück, arme Kranke in den Spitälern gemartert und umgebracht zu haben. Ich würde selbst als gefangener Schweizer die Spanier und ihren Eifer für's Vaterland hoch loben, wenn sie nicht so manchen Unschuldigen auf die erbärmlichste Art umgebracht hätten. Aber jenes Benehmen entehrt wieder Alles.

Den 8. wurden sehr viele Deutsche, Franzosen und 11 von unseren Leuten, die bei der Affäre bei der Brücke gefangen genommen und immer für todt gehalten waren, hier vorbei nach St. Roc geführt, welches nur zwei Stunden von Ximena entfernt ist, um dort eine neue Armee zu formiren. Ich hatte einen Augenblick Gelegenheit, mit ihnen zu reden; sie konnten uns nicht genug sagen, wie unbarmherzig man mit ihnen umgegangen sei, wie auch mehrere, die mit ihnen gefangen worden, mit der schrecklichsten Marter umgebracht worden seien . . . .; o, sollten die Franzosen noch dazu wissen, daß wir so infam behandelt würden . . .!

---

[1]) Bekanntlich hat im Frühling 1810 just dieser Feldzug (Soults) durch Andalusien Landolt und andern Schweizern die Flucht von den Pontons von Cadix ermöglicht.

Wir sind, obschon wir mehrere Male den Offizieren und den Vorgesetzten den Rapport machten, daß unsere s. v. Kommoditä[t] voll sei, gezwungen, dieselbe um unserer Gesundheit willen selbst zu säubern, denn den Gestank mochten wir nicht mehr ausstehen, und die Pest ist sonst hier nicht gar selten.
B.]

Bis zum 23. Oktober blieben wir ziemlich ruhig, aber an diesem Tag wurde hier die Wahl eines Vizekönigs auf folgende Art gefeiert: Morgens um 2 Uhr schon wurde mit allen Glocken geläutet, was unausgesetzt bis 8 Uhr dauerte, so daß wir keinen Augenblick schlafen konnten und eigentlich zuerst nicht wußten, was dieses Läuten zu bedeuten habe. Um 8 Uhr ging man in die Kirche und hörte die Messe an, und der ganze Tag war für jeden Bürger ein lustiger Tag. Abends wurde eine Prozession abgehalten, die, wie alle in Spanien, sehr schön war; nachher wurden die Häuser illuminirt, wobei unser Nachbar vis-à-vis, Namens Francisco del Gau, einen Kürbis so aushöhlen ließ, so daß er einem Kopf ähnlich war; darauf steckte er eine Kerze hinein und schrieb oben drauf: «der abgeschlagene Kopf von Bonaparte», und andere solche Dummheiten mehr, eigentlich nur, um uns zu ärgern. Bei diesem Anlaß wurde aus Freude geschossen, wobei einige Lumpenkerls Vergnügen daran fanden, uns ein Dutzend Kugeln durch unsere Fensterladen hindurch in das Zimmer zu schicken, wobei aber Niemand getroffen wurde. Unsere Wache, die diesem Unfug hätte abhelfen sollen, machte ebenfalls den Spektakel mit. Den 27. traf ein neu errichtetes Bataillon von St. Roc her ein, wobei mein Fourrier und 20 von unseren Soldaten waren. Diese braven Leute kamen auch jetzt wieder vor unsere Gefangenschaft, um uns zu besuchen und Abschied von uns zu nehmen, wie sie es früher thaten, als man sie mit Gewalt von uns trennte.

[B. Schon seit einigen Tagen fangen die Bauern und andere Canaille wieder an, uns zu beschimpfen und zuzurufen, daß man

uns nächstens die Hälse abschneiden werde. Die Ursache muß eine bataille gewesen sein, die natürlich nicht zu ihrem Vortheil ausfiel. Darauf hin dürfen wir laut einer neuen consigne nicht mehr in den Hof, sondern müssen im Zimmer bleiben. Ein Unbekannter ließ uns bedenken, es wäre sehr wohl möglich, daß man uns noch einmal berauben wolle; jetzt haben wir folglich wieder eine sehr tröstliche nouvelle: von Allem beraubt, Nichts zu sehen, als Himmel und Erde und böse Menschen, die einen martervollen Tod theils prophezeien und wünschen, theils gerne an uns vollziehen möchten. Allein man muß nie verzagen, was auch gottseidank noch keinem von uns begegnet ist und nicht begegnen wird, denn . . . immer haben wir Hoffnung auf den künftigen Tag, daß er besser werde und daß wir nicht immer in dieser Lage bleiben können . . . .

Endlich kommt auch wieder einmal ein Regen. Ein Paar Donnerwetter ausgenommen, hatten wir seit dem 17. Juni so zu sagen keinen Tropfen Regen; daher können Sie sich leicht vorstellen, daß es schrecklich trocken sein mußte. Seit diesem Regen, der den 5 9bris zu fallen anfing, wird hier Alles grün und schön; es scheint uns, als wenn der Sommer erst beginnen würde. O, welch' ein großer Unterschied zwischen der Hitze der Sonne bei Andujar, Baylen und Cabeza, wo man sich vor der Sonnenhitze und den verfluchten Mücken und andern Thieren nicht verstecken konnte, sondern Tag und Nacht davon geplagt wurde, und dieser Jahreszeit! Unter diesen bösen Thieren befindet sich hauptsächlich der sogenannte Hundertfüßler, ein braungelber, 4—5 Zoll langer und sehr zäher Wurm mit 100 Füßen zu sehr geschwindem Laufen und einer Zange zur Vertheidigung durch Klemmen versehen. Einer dieser Würmer, die nur des Nachts herumstreichen und des Tags sich auf den Olivenbäumen aufhalten, kam mir im Lager von Cabeza durch die Weste, die ich vor Hitze offen hielt, in das Hemd; ich erwachte darob und glaubte, es

sei eine Fliege, und wollte sie wegjagen; allein auf einmal empfand ich solche Schmerzen auf meiner rechten Brust, daß ich aufsprang und überlaut schreien mußte; ich glaubte jetzt heilig, es sei ein Skorpion, und wollte ihn in der Dunkelheit der Nacht vertreiben; allein diese Operation wollte nicht gerathen, vielmehr blieb das Thier und biß mich noch einmal; jetzt war guter Rath theuer; ich hatte alle Mühe, den Ketzer wieder auf dem Weg herauszulassen, auf dem er hereingekommen war. Die Schmerzen, die man ungefähr 10 Minuten von diesem Thiere empfindet, kann ich Ihnen nicht fürchterlich genug schildern; man wird beinahe rasend. Kaum waren wieder einige Nächte vorbei, so kam mir eines dieser Höllenthiere in die Hosen und biß mich wieder. Da hätten Sie die Geschwindigkeit sehen sollen, mit welcher ich meine Hosen aufthat, und die [illegible], mit der ich das Thier aus seinem Arrest gehen ließ. Diesen Thieren hatte ich in der Folge manchmal zu wehren, bis wieder einige Andere gebissen wurden, die dann zu meiner [illegible] nicht übel das Evangelium predigen mußten. Von nun an hütete ich mich wohl, unter [illegible]bäumen zu liegen, und wenn ich ein Thier hörte, ruhte ich nicht, bis ich es umgebracht hatte, [illegible] schlafen zu können.

[illegible] Obschon ich [illegible] manche Bekannte, [illegible] und hernach .. [illegible] ... Ich [illegible] haben, als wir, [illegible] Ernst, damit [illegible] muß [illegible] meines Herr [illegible] und ich wollte [illegible] gleich [illegible] Sandsteinen, die [illegible] nehmen,

und wenn ich Nichts mehr zurückbekommen kann, werde ich sie wie die Murmelthierträger um's Geld sehen lassen, bis ich zu Hause bin.

Den 11. 9bris. Laut der Aussage eines Soldaten sollen die Sachen gar nicht gut stehen, indem ein Brief hier angekommen sein soll, der sagt, daß die spanische Armee sich von Vittoria bis nach Burgos zurückgezogen habe und die Franzosen derselben auf der Ferse nachgejagt seien[1]); dies ist wenigstens gewiß, daß das hiesige Dorf 50 Reitpferde liefern muß, eine sehr große Auflage. Wenn man nach der Traurigkeit und den üblen Gesichtern der hiesigen Einwohner urtheilen wollte, könnten die Franzosen gegenwärtig in Madrid sein . . . Am 15. 9bris verreiste unser Offizier wieder für einige Tage von hier. Ich profitirte von der Gelegenheit und bat den hiesigen Vorgesetzten, so gut wir Spanisch zusammenflicken konnten, er möchte mir erlauben, auf einen Augenblick zu ihm in sein Haus zu kommen, und die Wache avertiren, damit man mich herauslasse, worauf er mir selbst antwortete, er werde mich Morgens um 9 Uhr holen und die Wache davon avertiren lassen; allein Niemand kam bis zum 17., da der Vorgesetzte den Schreiber schickte, mir zu sagen, daß ich die Empfangsscheine[2]), die ich Deutsch geschrieben hatte, Spanisch schreiben solle; ich antwortete aber, ich könne nicht Spanisch schreiben und werde keinen andern ausstellen, worauf man mir kein Wort dazu sagte. Am 19. kamen drei Vorgesetzte zu uns und zeigten uns an, daß wir vielleicht in den nächsten Tagen ausgehen könnten, aber nicht

---

[1]) In der Nacht vom 10. auf den 11. November, nach dem Siege Napoleons bei Gamonal, wurde Burgos von den Franzosen geplündert.

[2]) Am 25. Oktober hatte Landolt schriftlich bezeugen müssen, daß er für die gefangenen Offiziere vom 31. August bis zu jenem Tag aus dem abgenommenen Geld je 2 pesetas für den Lebensunterhalt erhalten habe (die betreffende Tagebuchnotiz ist oben übergangen worden).

mehr, als drei auf einmal, weil es sonst Aufsehen machen möchte. Sie können sich unsere Freude nicht vorstellen; wir sind wie neugeboren und voll Freude darüber, bald aus unserem vier Monate langen Arrest heraus wieder einmal an die Sonne zu kommen und frische Luft zu schöpfen. Indessen war Alles erlogen, denn auch da wurde nicht Wort gehalten. Am 20. erhielten wir zwei Bauern als Wache, zwei Kerls, die uns laut lachen machten, als wir sie gemacht wurden, zerrissen und verlumpt, wie Bettler. Dann und wann kamen sie auf unser Zimmer, um zu sehen, ob nicht Etwas für sie abfallen möchte. Ist's möglich, daß man Offizieren solche Wächter gibt, die man alle Augenblicke zum Teufel jagen könnte? Wie uns einer der [illegible] bedeutete, hätte man uns früher herausgelassen, wenn man nicht gefürchtet hätte, daß wir entlaufen möchten. Dabei ist zu bemerken, daß hier in Spanien kein Offiziersehrenwort mehr gehalten noch respektirt wird. Auch sagte man uns ferner, daß man darauf nicht viel gebe ... Abends um 6 Uhr kam von der [illegible] Wachen auf unser Zimmer und begehrte, daß wir uns alle [illegible], damit sie uns [illegible] Mann [illegible] Befehl [illegible] sondern [illegible] werde ich [illegible] sagte [illegible] möglich, [illegible] ist [illegible] anderer, [illegible] sind? [illegible] Furcht, [illegible]

Am [illegible]
[illegible] ohne
[illegible] D.

sollte ich Dich auch einmal in meine Klauen erhalten, Erzdieb unglücklicher prisonniers! . . . Ich hatte von ihm mein Pferd und meine Pistolen zu fordern, Andere die Uhren und die Dritten Geld, das wir ihm anvertrauten; damit ging er zum Teufel, der Spitzbube. . . . Diesen Augenblick, wo so zu sagen Nichts mehr hier ist, als alte Weiber und Kinder, die Justiz mit eingerechnet, haben wir wenigstens des Nachts Ruhe, und nur selten werden uns mehr Steine hinaufgeworfen.

Ueberhaupt habe ich folgende Beobachtung über die Spanier gemacht: sie sind bei einer guten Nachricht ausgelassen freudig und würden ihr ganzes Eigenthum für Lustpartien anwenden, die eigentlich darin bestehen: sie versammeln sich auf einem großen Platz, tanzen und singen, zugleich accompagnirt von einem Tambourin; kurz, hundert Mal dachte ich an Campens Beschreibung der Tanzkunst der Hottentotten; der Gesang besteht nur aus entsetzlich falschen Tönen; anstatt dem Vaillant bei den Europäern stehen die Pfaffen als Zuschauer da und betrachten die Waden ihrer Beichtkinder; ist der Tanz beendigt, was bei einbrechender Nacht der Fall ist, nimmt jeder Herr Geistliche ein Paar Nymphen an den Arm und begleitet sie nach Hause, wo dann die Illumination einige Stunden lang arrangirt wird und am Ende Nichts als eine Oellampe an einem Fenster erscheint . . . Kommt aber nur im Geringsten eine schlimme Nachricht vom Kriegsschauplatz oder dergleichen, so sind sie so niedergeschlagen und traurig, daß man es sich unmöglich vorstellen kann, und gehen zwei bis drei Mal des Tags in die Kirche; des Abends halten sie eine Prozession mit Kreuz und Fahnen, wobei sich alle Einwohner einfinden müssen. Im Anfang unseres Aufenthalts mußten wir mit einem Licht an das Fenster kommen und auf die Kniee fallen, bis das heilige Wesen vorbei war; allein seitdem die Kerzen so theuer sind, thun wir es nicht mehr. . . .

Gestern erhielten wir einen alten, ausgedienten Korporal zur Wache, der unter andern Diensten 7 Jahre unter der Wallonen-Garde gedient hatte und sich über die uns zugefügte Mißhandlung nicht genug verwundern und ärgern konnte .... Wie ich vernommen, soll die hiesige Justiz an diejenige von Alcala, wo unsere andern Herren Gefangenen sitzen, geschrieben haben, um zu vernehmen, ob sie ausgehen dürfen, und wie man sie behandle, damit sie die nämlichen Maßregeln ergreifen können, was für uns ein Glück wäre, denn dort haben unsere Offiziere ihre Uhren und beträchtlich Geld behalten dürfen, so daß sie doch auch noch vernünftig leben können; zudem dürfen sie noch ausgehen.

Den 25. 9bris. Heute war wieder ein Posttag, an dem gar keine guten Nachrichten für die Spaniolen angekommen sein müssen, denn sie stecken die Köpfe entsetzlich zusammen, sind sehr höflich und außerordentlich traurig. Bei diesem Anlaß sagte uns ein Spaniol, daß die Franzosen sehr viele Spaniolen gefangen genommen hätten, und daß die Sachen nicht nach Wunsch gingen. Wir hoffen deßwegen immer, daß wir das neue Jahr anderswo als hier feiern können, denn wir haben es satt, so eingesperrt zu sein.

Heute, den 29., haben hier die jungen Burschen das Loos ziehen müssen, um auf's Neue zur Armee zu marschiren, unter andern auch ein Nachbar von uns, der sich immer sehr höflich gegen uns gezeigt hatte; auch gab ich ihm, falls er das Unglück haben sollte, gefangen zu werden, ein Attestat, in welchem ich Deutsch und Französisch bezeugte, daß Juan de la Vega uns soviel, als es nur immer möglich war, Gutes that. Aber ich sehe an allen Rekruten, die hin und wieder vor unserem Hause passiren, keinen so großen Eifer noch Liebe für das Kriegswesen mehr; im Gegentheil, sie weinen wie kleine Kinder oder zerreißen vor Wuth ihre Kleider, wenn sie das Loos zum Marschiren ziehen. Dieses Alles macht mich manchmal lachen und flößt uns mehr Hoffnung ein,

bald erlöst zu werden, um so mehr, als man sagt, der Kaiser sei unterwegs mit 160,000 Mann und werde in den nächsten Tagen in Spanien eintreffen[1]); zur gleichen Zeit sagt man auch, daß der Prinz de la paix mit 60,000 unterwegs sei. Schon im Anfang unserer hiesigen Gefangenschaft, als alle Herren Spaniolen glaubten, die ganze Welt gehöre ihnen, weil sie uns hätten, und Napoleon sei verloren, hatten sie mich gefragt, ob denn unser Kaiser nicht nach Spanien kommen wolle. Ich antwortete ihnen: «o ja, wenn er Spanien behalten will, kommt er selbst, und wenn alle Spaniolen aufstünden, hätten sie doch alle verloren und werden tüchtig gepeitscht werden, denn er kommt nicht umsonst»; ich glaube, sie haben seitdem öfters an mich gedacht. Indessen macht die Ankunft des Prinzen de la paix an vielen Orten viel Aufsehen und Bekümmerniß, weil Jedermann glaubt, er werde für die ihm zugefügte Schmach entsetzliche Rache ausüben; ich glaube auch, dies werde nicht fehlen, denn der Spaniol ist ebenso rachsüchtig, wie der Italiener.

O, welch' ein glücklicher Morgen ist der 2. Dezember! Als ich mich noch auf meinem Strohsack herumwälzte, kam der Schreiber des hiesigen Vorgesetzten und sagte mir, daß ich als Kommandant zum ersten Mal spazieren könne; Nachmittags 2 Uhr war diese glückliche Stunde. Begleitet von einem Wächter, ging ich zuerst zum Vorgesetzten und machte ihm eine Höflichkeitsvisite, die ihn sehr freute. Er entschuldigte sich, daß er mich so lange nicht habe ausgehen lassen, indem dies nicht von seinem eigenen Willen abgehangen habe; auch würden jetzt noch viele über ihn fluchen. In der That rief man mir öfters „Barbar!" nach, und das

---

[1]) Bekanntlich war Napoleon, als Landolt diese Zeilen zu Papier brachte, längst in Spanien; am 4. Dezember hielt er seinen Einzug in der Hauptstadt.

gewöhnliche „guten Tag“! war: «laßt uns ihm den Hals abschneiden, dem verfluchten Franzosen!» Wir kamen u. A. auch auf die Ruinen des alten Schlosses, wo die Aussicht überaus schön ist; die Festung oder wenigstens einen Theil von Gibraltar sieht man ganz bestimmt, St. Roc und mehrere andere Städte. Die hohen Berge, deren es hier sehr viele gibt, verhinderten mich, das himmlische Meer zu sehen. Schon waren wir wieder auf unserem Heimweg (d. h. auf dem Weg in unsere Prison), da traf ich einen spanischen Marine-Oberst an, der auch spazierte und sogleich mit mir in ein Gespräch eintrat; er flößte mir Muth ein und versicherte gleichzeitig, daß wir nächstens ausgewechselt würden. Er spricht sehr gut Französisch, hat mehrere campagnes gegen die Franzosen bestanden und scheint mir ein rechtschaffener Mann zu sein; es wäre mir lieb, wenn ich mehr Umgang mit ihm haben oder doch wenigstens besser Bekanntschaft mit ihm machen dürfte, damit ich vielleicht auch wieder einmal nach Hause schreiben kann. Jetzt ist es mir aber unmöglich, Ihnen die Empfindung zu schildern, mit welcher ich nach 4 Monaten endlich das erste Mal wieder aus unserem Loch an die frische Luft trat. Alles war mir neu; die abscheulichsten Berge hielt ich für Gärten, die Felder für das Paradies, die Bäche für Flüsse, kurz, ich war wie ein Narr; redete ich mit Jemand, so hatte ich tausend Sachen auf einmal zu sagen; dann mußte ich wieder zu mir selbst sagen: «träumst Du, oder ist's gewiß, daß Du Alles dies siehst und hörst?» Endlich kamen wir nach diesem Taumel wieder nach Hause, aber jetzt ist mir meine Freude schon wieder versauert. Ein Pfaffe, der in unserer Nachbarschaft hausirte, der nämliche, der schuld war, daß wir so lange nicht ausgehen konnten, ließ Denjenigen zu sich kommen, der mich herumgeführt, und fragte ihn, wer ihm erlaubt hätte, mich aus der Prison herauszuführen; er antwortete ihm, er habe es auf Befehl der Justiz gethan. Allein der Pfaffe unterstand sich, zu sagen, er wolle es darauf

ankommen lassen, ob die Kirche oder die Justiz zu befehlen habe. Ueberhaupt ist dieser Pfaffe ein außerordentlich boshafter und rachsüchtiger Mensch; er würde alles Mögliche thun, uns noch unglücklicher zu machen, als wir jetzt sind, und leider hat er sehr viel Einfluß im hiesigen Ort, sowohl bei der Bürgerschaft, als bei der Justiz. Er scheut sich, wenn Jemand vor unserem Hause steht, nicht im Geringsten, vor uns überlaut zu sagen: «packt Euch weg! habt Ihr diese französischen Spitzbuben noch nicht genug betrachtet?», und andere Schmähungen mehr, die ihm in seinem Stand gar nicht wohl anstehen, und die wir mit der größten Geduld ausstehen werden, bis uns Gott erlöst. Wir haben es jetzt gerade so, wie die Juden, die immer noch den Messias erwarten, und wie sie auf die Zeichen des Himmels sehen, so sehen wir auf die Gesichtszeichen der . . Pfaffen und anderer . . . Zuweilen sehen wir auch an den verweinten Augen der hiesigen Frauenzimmer, daß wieder fatale Neuigkeiten angekommen sind. Es wird nie eine derselben von ihrer Hausthüre weggehen, ohne zuerst drei Kreuze zu machen, damit sie nicht vom Teufel angefochten werde, an dessen Statt aber manchmal ein Pfaffe kommt. B.]

Am 6. Dezember, „am St. Niklausentag", fing es das erste Mal an, ein wenig kalt zu werden. Da wir in unserem Zimmer keine Fenster haben, mußten wir Etwas erdenken, um damit einen Ofen oder ein Kamin zu ersetzen. Beides findet man in Andalusien nicht; man braucht nur die sogenannten braseros, eine runde, zwei Schuh breite, aus Messing oder Eisen verfertigte Schüssel, in die man Kohlen setzt, womit man das Zimmer erwärmt. Eine solche Maschine wollte man uns aber nicht anvertrauen. Deßwegen kauften wir eine große, irdene Suppenschüssel, füllten sie mit Lehm aus und setzten Kohlen darauf, so daß uns diese Schüssel den nämlichen Dienst leistete. Indessen muß man sich wohl hüten, die Kohlen in das Zimmer zu

bringen, ehe sie ganz verbrannt sind, weil der Dunst davon sehr gefährlich ist; in Valladolid ist anfangs 1808 eine ganze Wache [B. daran erstickt. Dazu gehörte noch eine kleine Schaufel, um zuweilen die Asche ein wenig zu kehren, und diese mußte mein alter Pferdestriegel ersetzen, an dem ich alle Zähne abschlug; so hatten wir eine meisterliche Feuerordnung und froren nicht mehr, B.] denn wir saßen den ganzen Tag um unsere Suppenplatte herum.

Der 7.—12. Dezember und insonderheit der letzte waren für uns die fatalsten, ja sogar die schrecklichsten Tage, die wir bis dahin in unserer Gefangenschaft erlebt hatten. Der Alkalde, der bis dahin Alles zu unserem Besten gethan und uns auch mit der Hoffnung auf Besserung getröstet hatte, sagte uns im größten Vertrauen und mit verweinten Augen, daß das Volk in der größten Wuth und Empörung sei, und daß von mehreren Ortschaften Berichte eingegangen wären, daß man uns Gefangene alle umbringen wolle. Sicher ist, daß am nämlichen Tag in Lebrija, Arcos, Cabeza, Xeres und mehreren andern Orten alle Gefangenen auf die himmelschreiendste Art umgebracht worden sind. Alle Augenblicke kam ein Haufe Gesindel, theils Pfaffen, theils Leute aus allen Klassen, vor unser Haus, schoß uns in das Zimmer und warf große Steine hinauf, hochbetheuernd, daß sie uns in diesen Tagen ermorden wollten. Wir waren, wie gesagt, 12 Gefangene, die ihre Hälse auf jeden Fall theuer genug zu verkaufen gesinnt waren. Deßwegen hielten wir kurzen Rathschlag über unsere Vertheidigung, die freilich nicht länger als einen Tag dauern konnte, worauf wir hofften, errettet zu werden, oder unser wirklich trauriges Leben zu endigen. Auf folgende Art hatten wir nun unsere Vertheidigung beschlossen. Der unterste Theil der Treppe wurde durch Bretter und große Steine verrammelt, der obere mit einer Thüre, die wir einem unserer Zimmer entnahmen, verdeckt und ebenfalls mit großen Steinen beschwert, so daß dieselbe als Falle gebraucht werden und Alles, was

herauf wollte, todt schlagen konnte. Im Zimmer wurden 2, und für den Nothfall 4 Offiziere mit Prügeln, die wir uns früher verschafft hatten, zur Vertheidigung der Thüre des Balkons placirt. Die Steine, womit unser Zimmer besetzt war, nahmen wir heraus und häuften sie oben an der Treppe an, um uns damit zu vertheidigen. Die Nacht vom 11. auf den 12. von 1—2 Uhr war die ärgste, und wir glaubten alle, in jene bessere Welt absegeln zu müssen. Ein Haufen Bauern, über 500, bewaffnet mit langen Spießen, Gewehren, ꝛc. kam auf einmal mit einem entsetzlichen Geschrei vor unser Haus, bombardirte die Fensterladen und sprengte die erste Hausthüre auf. Aber im nämlichen Augenblick kam der Vicarius, der oben genannte Geistliche, der nahe bei uns wohnte, stellte sich vor die Thüre und schlug Jeden, der sich derselben näherte, auf die Seite, so daß wir für ein Mal wieder Ruhe hatten.

Den 13. marschirten wieder 150 Rekruten vom hiesigen Ort zur Armee ab, und zu unserer größten Verwunderung geschah dies in aller Stille, ohne daß sie uns Etwas zu Leide thaten, was ohne Zweifel daher kam, daß schon mehrere Posttage keine Briefe aus Madrid anlangten. Dies veranlaßte bei uns die Vermuthung, daß die Hauptstadt in französischen Händen sei; um so eher glaubten wir es, als wir bei den Spaniolen die größte Niedergeschlagenheit bemerkten. Es ist indessen außerordentlich lobenswerth, wie Spanien alle erdenklichen Kräfte aufbietet, um seinen geliebten König wieder zu bekommen und ihm den Thron wieder zu verschaffen; ich würde ihnen noch weit mehr Glück dazu wünschen, wenn ich nur wieder von hier weg wäre — — — — Herr Oberst Freuler und die andern Herren müssen auch gar nicht in guten Schuhen stehen, denn bei ihnen ist ein Hauptpaß, wo viele Tausende sich versammeln müssen, um im geschwinden Schritt sich dahin zu begeben, wo es fehlt. Was mich jedoch für sie tröstet ist, daß sie alle sehr gut mit dem dort [B.

befindlichen Vorgesetzten auskommen. Wir sind bloß 12 Stunden von einander entfernt, aber wir erhalten nie im Geringsten ein Wort, ob sie noch leben oder nicht; um so viel interessanter wäre es für uns, da schon einige gestorben sein sollen. Gewiß ist, daß Herr Hauptmann Zehnder von Bern gestorben ist[1]). Als er auf dem Sterbebette war, kam der Geistliche des Dorfes und wollte ihm die letzte Oelung geben und zugleich die Beichte anhören, die er aber als Reformirter nicht ablegen wollte; so wurde er auch als ein Ketzer in einem dort befindlichen Garten begraben. Dies ist in ganz Spanien gebräuchlich; wer nicht römisch-katholisch ist, oder kleine Kinder, die noch nicht getauft sind, werden in Klostergärten begraben, also auch in Krautgärten. Diese Geschichte machte beim Volk sehr viel Aufsehen, so daß gleich alle, die wir hier sind, für Ketzer angesehen sind ....

Hätte man mir nur mein mathematisches Etui gelassen, so könnte ich doch noch ein wenig leichter die müssigen Stunden durchkriegen! Allein um dieses zu ersetzen, zeichne ich uralte Sachen wohl hundert Mal, bis ich wieder einen Tag dahingeschmiert habe; auch hat mir meine Kompagnie-Komptabilität manchen müssigen Augenblick versüßt, so daß ich beinahe zwei Monate damit die Zeit zu vertreiben hatte. Ich glaube, in Kurzem wird man wieder Etwas von unserer zukünftigen Lage vernehmen, indem einer unserer Vorgesetzten von hier verreist, um in Sevilla Mehreres, was uns betrifft, abzuzahlen; auch spricht man sehr viel davon, daß man nächstens unweit Cadix ein Lager formiren wird ... Dieses Lager soll eigentlich nur für die Gefangenen bestimmt sein; wenn dann der Weg nur nicht, statt nach der Schweiz, nach London geht[2]), was gar leicht

---

[1]) Samuel Zehnder vom 4. Schweizerregiment.

[2]) Der Gedanke, in englische Kriegsgefangenschaft versetzt zu werden, bildete den Gegenstand beständiger Furcht bei den in die Hände der

begegnen könnte, wenn die spanischen Truppen zu sehr bedrängt werden sollten; aber wir vernehmen auch gar Nichts über die Kriegsoperationen, als daß eine unendliche Menge Volkes gegen die Franzosen ausrückt. O, hätten wir in den Jahren 98 und 99 so viele Leute gegen die Franzosen zu stellen gehabt, so würde sicher kein Franzose hereingekommen sein, und mein liebes Vaterland wäre noch frei! Allein man muß nie verzagen, denn was jetzt nicht ist, kann doch noch werden. Oefters sagten wir zusammen, als wir hörten, daß die Franzosen so viele fremde Truppen bei sich hätten: sind etwa unsere braven Schweizer auch gezwungen worden, ihre Succursregimenter in das Feld herzugeben oder unsere Regimenter zu verstärken, was bei Ihnen gewiß einen großen Stein des Anstoßes gefunden haben wird, indem vor einem Jahr für große Bezahlung Niemand mehr gehen wollte?

Den 15. dies ist eine überaus schöne Kanonier-Kompagnie hier durch nach Sevilla marschirt. Hätten die Spaniolen lauter solche prächtige Leute, so könnten die Franzosen gerade ganze Wendung machen und nach Hause marschiren; aber gegen uns waren sie nicht freundschaftlich, denn sowohl bei der Ankunft, als auch bei der Abreise warfen sie uns tüchtig Steine gegen die Fensterladen, so daß wir eine heftige Attaque erwarteten. So geht es alle Tage fort. B.]

Den 23. marschirten, in englische Dienste angeworben, Schweizer vom 3. Regiment nach Gibraltar hier durch, kommandirt von einem Offizier vom Regiment Royal-Suisse, der aus dem Kanton Freiburg war. Er schien aber nach seiner Aufführung uns gefangenen Landsleuten gegenüber noch sehr jung und unerfahren zu sein; „er ging mehrere Male an uns vorbei, ohne uns nur im Geringsten einen guten Tag zu wünschen“.

Spanier gerathenen Schweizern, weil dort jede Aussicht auf baldige Auswechslung und weitere militärische Carrière genommen war.

Ueberhaupt bemerkten wir leider, daß die sogenannten Schweizer-offiziere (denn selten sahen dieselben die Schweiz) in spanischen Diensten weit gröber und boshafter uns behandelten, als die ächten spanischen Offiziere, von welchen letzteren wir noch manchmal bemitleidet wurden.

Bis zum Ende des Jahres 1808 waren besonders die Nächte für uns sehr unruhig, indem wir immer unerfreuliche Besuche der Bauern auszustehen hatten; auch steckten sie öfters die Köpfe zusammen und äußerten bisweilen, es wäre besser und am sichersten, wenn man uns alle umbrächte, man hätte dann Nichts mehr von [B. uns zu fürchten. In ziemlicher Ruhe brachten wir den letzten Tag im Jahr 1808 zu und endigten denselben, wie andere arme Sünder, die im Kerker sitzen und nicht wissen, wann der Meister Fulmer kommt und uns den Kopf vom Leibe trennt, daß ein B.] Wagenrad dazwischen passiren kann. Wir wurden der Geistlichkeit übergeben, die für uns bei der Regierung mit ihren Köpfen haften mußte, was die ehrwürdigen Herren bewog, wie die Soldaten des Nachts zu wachen und zu patrouilliren.

„Im Loch, den 1. Jenner 1809. Zum Jahreswechsel werde ich hier drin Niemand gratuliren . . .“

Das Neujahr 1809, sowie der berühmte Berchtoldstag wurden zugebracht, wie man es von Menschen, die auf Leben und Tod gefangen sitzen, erwarten kann. Wir saßen nämlich um unsere Feuerschüssel herum, sprachen von den Lustbarkeiten, die an diesem Tage stattfänden, und sahen noch die Herren und Damen am dritten Tag zum Mittagessen gehen, die Augen reibend, weil sie vor lauter Lustbarkeiten noch nicht ausgeschlafen hatten. Statt musikalischer Instrumente hatten wir Morgens und Abends ein [B. fürchterliches Donnerwetter. Also mit Donnern und Krachen hat dieses Jahr angefangen; ich will gerne erleben, wie es endigen werde; ich hoffe aber, daß es freudiger werde geendigt werden, als das letzte, das wir mit Freuden angefangen hatten und mit

Lumpereien endigten. Bis zum 11. Januar hatten wir ziemlich B.]
Ruhe, aber an diesem Tag kamen wieder 400 Mann hier durch, nach Sevilla marschirend. Sie hatten eine schlechte Ordnung, indem die Offiziere vorausgegangen waren und nur die Unteroffiziere und Soldaten die Nacht über hier blieben; sie unterließen nicht, auch uns einen Besuch abzustatten, welchen sie (wie gewohnt) mit einem Bombardement anfingen, wobei sie von einem Vorgesetzten verjagt wurden. Diese Freude war aber für uns nicht von langer Dauer, denn kaum war das Gesindel fort, so kam ein weit größerer Haufen von Weibern und Kindern und allem erdenklichen Juanhagel-Pack vor unser Haus mit einem rasenden Geschrei, hochbetheuernd, uns in tausend Stücke zerreißen zu wollen. Schon waren zwei Thüren gesprengt, und mehrere solcher zerrissener Bestien waren an der Arbeit, unseren untersten Verhau auf der Treppe wegzureißen, und eben wollten wir einen Steinhagel darauf absenden, da traf wie ein Engel der schon bekannte Geistliche mit dem Allerheiligsten vor unserer Treppe ein und beschwor diese Canaille bei Allem, was heilig war, aus dem Hause zu gehen, was auch nach und nach geschah, worauf er auf der Straße Alles auseinander jagte und unsere Thüren sogleich wieder zumachen ließ. Bis diese wieder hergestellt waren, mußten einige Vorgesetzte des ehrsamen Stadtrathes und einige Pfaffen, welche letztere infamer waren, als die Bauern, uns bei ihrer Verantwortlichkeit bewachen[1]). Sie konnten uns ihre Verwunderung nicht verbergen, daß wir so geschwind einen solchen Verhau gemacht hätten, denn sie glaubten, wir hätten ihn am

---

[1]) Schumacher beschreibt als Schicksalsgefährte Landolt's in etwas abweichender Weise diesen Auftritt gleichfalls; er verlegt ihn aber auf den 28. März, den Tag vor der Abreise der Gefangenen; da Landolt von diesem Tag, wie wir später sehen, Nichts berichtet, ist ungewiß, ob es sich um zwei verschiedene Auftritte handelt oder (wahrscheinlicher) ein Irrthum in der Zeitangabe anzunehmen ist.

nämlichen Tag gemacht. Daß wir nach dieser Geschichte etwas aufathmeten, ist leicht zu begreifen, denn so weit war es bis dahin noch nicht gekommen. Bei diesem Anlaß bemerkten wir auch mit Freuden, daß beinahe alle unsere Nachbarn sich unserer annahmen, den Belagerern alle Schande sagten und ihnen die bittersten Vorwürfe machten, daß sie uns gefangene Schweizer umbringen wollten. Hingegen war es nicht so mit unserem Nachbarn vis-à-vis, del Gau. Dieser stand nämlich mit seiner Frau und den Kindern am Fenster und hetzte den schon äußerst aufgebrachten Pöbel noch mehr gegen uns auf; das ehrlose Weib zeigte seine Zufriedenheit und ihr Zartgefühl durch Händeklatschen und Gesang. Diese Familie soll die reichste und angesehenste vom Ort gewesen sein.

Bis zum 18. war Alles ziemlich ruhig. Allein an jenem Tag befahl uns der Alkalde, unsere Fensterladen zuzumachen und dieselben bis auf weitere Ordres ja nicht zu öffnen, indem wir sonst von durchreisenden Soldaten beunruhigt werden könnten. Indessen konnten wir nicht unterlassen, bisweilen durch die Ladenspalten zu gucken, durch die wir bemerkten, daß diesen Tag über 100 schwer beladene Maulthiere und Esel, theils durch Pfaffen, theils durch Soldaten eskortirt, hier durch gegen Gibraltar getrieben wurden, was uns eine förmliche Flucht zu sein schien; auch vernahmen wir den folgenden Tag durch unseren Bäcker (der uns in einem Brot die Neuigkeit meldete), daß die Franzosen stark vorgerückt seien.

Am nächsten Tag kamen zwei spanische Offiziere zu uns, von denen ich einen schon in Valladolid kennen lernte; er erkannte mich sogleich und würde zu mir gerne Etwas gesagt haben, wenn nicht der Vorgesetzte gegenwärtig gewesen wäre, der uns doppelt im Wege war, denn Niemand ächzt mehr nach Neuigkeiten, als ein Gefangener.

Den 1. Februar kamen mehrere Offiziere vom Regiment lt=Sehuta vor unsere Wohnung und begehrten, zu uns hinauf=elassen zu werden. Allein es wurde ihnen im Namen der Vor=esetzten abgeschlagen, worüber sie sehr aufgebracht wurden, in=em sie laut sagten: «ist's möglich? wir sind spanische Offiziere nd dürfen nicht einmal unsere gefangenen Kameraden besuchen? ían behandelt sie ja wie Thiere!» Den folgenden Tag, als wir och auf unseren Strohsäcken lagen, konnten sie hereinkommen nd begrüßten uns mit der größten Theilnahme. Wie ange=ehm eine freundschaftliche Behandlung einem in unserer da=ıaligen Lage war, ist nicht zu schildern, insonderheit, wenn man eht, daß sie nicht verstellt ist. Dazu waren es gerade Die, velche in der Schlacht bei Baylen uns gegenüber gestanden waren nd in derselben beinahe das ganze Regiment gegen uns ein=ebüßt hatten. Sie sagten uns selbst mehrere Male, daß sie eglaubt hätten, wir wären wenigstens 4 Bataillone, indem man uf allen Seiten die rothen Röcke hätte gewinnen sehen; das war uch wirklich wahr, denn an allen Orten waren wir glücklich. Diese braven Offiziere verreisten mit der Fahne und dem Ueber=leibsel ihres Regiments nach Sehuta, um dasselbe zu rekom=pletiren.

Den 5. sagte man uns für bestimmt, daß die Junta Sevilla verlassen und ihre Residenz in Cadix aufgeschlagen habe, weil die Franzosen sehr weit vorgerückt seien. Während des Carnevals, wo beinahe Alles betrunken war, hatten wir manches Bom=bardement auszustehen, jedoch ohne weitere Folgen, als daß wir immer auf der Wacht sein mußten.

Dieser Carneval wird hier auf folgende Art losgespielt: [B. am Abend zuvor wird tüchtig geschossen, alle boutiques werden geschlossen. Von diesem Augenblick an trinkt sich das ganze Dorf bis zum Ende des Carnevals voll und treibt alles Unheil . . . Ihre Masquerade ist für die erste und köstlichste in der Welt zu

halten; wenn nämlich Jemand über die Straße geht, stehen schon Buben und andere Lumpenkerls da; Einer wirft ihm ein Glas Wasser in das Gesicht und gleich darauf ein Anderer eine Hand voll Mehl, so daß er einer Nachteule gleicht; dies animirt sie dann so sehr, daß sie mit Pfeifen und mit einem verdammten Geschrei ihn bis nach Hause begleiten und hernach wieder auf einen andern armen Teufel passen. Dies ist die Manier, nach der hier der ganze Carneval gefeiert wird.

Ich kann über alle spanischen Bewegungen, die gegenwärtig hin und wieder geschehen, von keinem Menschen Etwas erfahren. Da mache ich mir einzig und allein des Tages tausend Gedanken darüber und stelle mir so beide Armeen einander gegenüber vor; höre ich, daß ein Flügel eine Bewegung gemacht habe, so nehme ich mein Kärtchen und lasse dann die Franzosen auch eine Bewegung machen; so werde ich jetzt . . . die Franzosen gegen Granada marschiren und dasselbe Korps Spaniolen von Madrid her abschneiden lassen[1]). Den 7. Morgens war einer unserer Offiziere am Fenster und hörte von einem Pfaffen, der einen Brief in der Hand hatte (denn es war Posttag), daß eine sehr gute nouvelle angekommen sei: der Frieden sei nämlich zwischen den Franzosen und den Spaniolen zu Stande gekommen; die Truppen würden aber einstweilen noch unter dem Gewehr bleiben; diejenigen, welche noch abmarschiren sollten, hätten Contre-Ordre erhalten, und Anderes mehr. Zuerst konnten wir es aber nicht glauben, weil es so schön für uns tönte; allein gegen Abend hörten wir es wieder, und noch mit der Versicherung, daß der Friede schon in Algeciras gefeiert und das Fest hier bis künftigen

---

[1]) Ende Januar 1810 hat der General Sebastiani genau den Kriegszug (nach Granada) zur Ausführung gebracht, den sich die Phantasie eines kriegsgefangenen Schweizers $1^3/_4$ Jahre vorher als bereits vollzogen vorstellte!

Sonntag aufgeschoben worden sei. Nun können Sie sich aber auch die Niederträchtigkeit unsers verfluchten spanischen Bedienten vorstellen; die Canaille will uns von dieser für uns so freudigen nouvelle keine Silbe sagen; vermuthlich thut er es einzig darum, weil er glaubt, wenn wir schleunig von hier verreisen müßten, so könne er allen unseren Hausrath, den wir hier besitzen, bekommen; allein er wird sich sehr betrügen, denn wir haben es schon ausgemacht: Alles, was wir nicht mitnehmen können, werden wir in tausend Stücke zerschlagen, so daß er nicht für eine Schabe Werth bekommt. Es ist mir aber auch unbegreiflich, daß auf einmal der Frieden zu Stande kommen könnte, und daß es nicht etwas Weiteres ist, als ein Waffenstillstand, der freilich zum Frieden führen könnte, denn die Spaniolen wissen den Teufel, was ein Waffenstillstand ist, und glauben, wenn es nicht immer erlaubt sei, einander zu erstechen und zu erschießen, so sei der Friede da. — — — —

In aller Frühe kam heute unser boshafter Bedienter und sagte mit dem Ausdruck der größten Freude, daß unser Kaiser in Frankreich umgebracht worden sei. Daß wir aber dies nicht glauben wollen, werden Sie ganz natürlich finden, indem diese Canaille Alles hervorsucht, was uns Verdruß und Verzweiflung an unserer baldigen Erlösung verursachen könnte. Aehnlicher Weise erzählte uns ein Pfaffe, daß man in der Gegend von Saragossa (von wo die Franzosen über 100 Stunden vorwärts sind) mit einer Mine 40,000 Franzosen in die Luft gesprengt und ebenso viele zu Gefangenen gemacht habe; dieses Alles glauben sie selbst, und sie sind so dumm, zu meinen, daß wir auch nicht wissen sollten, was eine Mine ist, und wo die Franzosen ungefähr seien.

Am 10. März kam der hiesige Vorgesetzte von Sevilla zurück, wohin er schleunig hatte reisen müssen, und besuchte uns den folgenden Tag. Sie können sich wohl vorstellen, daß wir

mit Ungeduld erwarteten, er werde uns eine angenehme Nach-richt, wenigstens die von unserer baldigen Erlösung, mitbringen; allein von allem dem wollte er Nichts wissen, sondern er sagte uns, daß er gehört habe (und dies meldeten alle Zeitungen), die Schweiz habe den Franzosen den Krieg erklärt, weil der Kaiser uns einen Prinzen habe geben wollen; dies wäre sehr lobens-werth, aber für uns doppelt unglücklich; Deutschland soll nach der nämlichen Zeitung auch den Krieg erklärt haben. Dies alles glaube ich aber nicht, bis ich bestimmtere Nachricht habe; ich be-trachte es nur als eine Falle und habe die Hoffnung auf baldige Erlösung noch nicht aufgegeben. . . . B.]

Da seit einiger Zeit ein Pfaffe (diesen Ausdruck ge-brauche ich zur Unterscheidung von andern Geistlichen, denn diese waren aus den geringsten Bettelorden, ließen sich zu allen Niedrigkeiten brauchen und waren auch meistens betrunken) in dem unteren Theil unseres Hauses übernachten mußte, sahen wir des Abends mehrere Bürger zu ihm kommen, sehr geheimniß-voll die Köpfe zusammenstecken und über den Krieg plaudern. Einer unserer Offiziere, der sehr gut Spanisch verstand, mußte an einer Thüre, die nahe bei unserem s. v. Abtritt war, diese Herren behorchen, wobei er vernahm, daß in der Gegend von Cordova eine Schlacht zum Nachtheil der Spaniolen vorgefallen sei, und daß man uns nächstens weiter transportiren wolle. Beim Abschied sagte ein Pfaffe Demjenigen, der Wache halten mußte, ob er sich nicht fürchte, so allein zu bleiben, indem doch „diese Barbaren" (damit waren wir gemeint, die ruhig schliefen) her-unterkommen, ihn umbringen und davonlaufen könnten. «Nein», antwortete er, «ich habe zwei große Steine vor die Thüre gelegt so daß es ihnen unmöglich ist, hereinzukommen» ꝛc.; allein dies hatte er jetzt nicht zu befürchten, denn wenn wir die geringste Möglichkeit eingesehen hätten, außerhalb des Fleckens durchzu-kommen, so wäre für uns gewiß kein Stein zu groß gewesen.

Den 19. brachte uns unser Aufpasser im Namen des l. Stadtrathes wieder den Befehl, daß wir bis auf weitere Ordres unsere Taglöcher zumachen und uns ganz stille verhalten sollten[1]) (dieses letztere war gewiß überflüssig, denn es ist leicht zu begreifen, daß wir in unserer damaligen Lage weder zum Singen, noch zum Tanzen aufgelegt waren), indem in diesen Tagen viele Truppen durchmarschiren und wir uns viel Unangenehmes zuziehen würden, „wenn die Seebuben ankämen"; indessen kam uns dies sehr auffallend vor, da nirgends Soldaten erschienen; wohl aber sahen wir durch die Fugen unserer Fensterladen, daß unser Nachbar vis-à-vis sein ganzes Hab und Gut bis auf die Betten theils auf Wagen, theils auf Esel laden ließ und damit gegen Gibraltar reiste, und mehrere Tage sah man Nichts, als sehr schwer bepackte Packpferde und Esel hier durchziehen und den nämlichen Weg einschlagen, wie die ersteren. Nun erkannten wir bestimmt, daß unsere Einschließung keinen andern Grund hatte, als daß wir weder sehen, noch merken sollten, daß man vor den Franzosen floh. Diese ganze Zeit ließ man uns so ruhig, daß wir uns darüber verwunderten.

Bis zum 20. März fiel nichts Bedeutendes vor. An diesem Tag aber zeigte man uns an, daß wir jeden Augenblick marschfertig sein sollten; dies war sehr leicht zu befolgen, indem uns unser Equipage nicht genirte, da es uns schon vor 7 Monaten abgenommen worden ist und Jeder seine Habschaft selbst tragen konnte. Laut der Aussage eines zuverlässigen Mannes sollen [B. unsere Herren (von Alcala) bestimmt nach Cadix transportirt worden sein; zu gleicher Zeit sagte er uns auch, daß die Fran-

[1]) Nach Landolt's Brouillon war zuerst beabsichtigt, die Gefangenen in einem eine halbe Stunde entfernten Kloster unterzubringen, aber der „geistliche Herr Vater", der Guardian, wies den Plan mit der Erklärung ab, „daß er keinen Platz für die Franzosen hätte".

zosen schon ziemlich lang dort eingeschifft seien, wo eine so entsetzlich ansteckende Krankheit unter ihnen herrsche, daß alle Tage über 50 Todte in das Meer hinausgeworfen würden; die nämliche Krankheit sei auch bei den Offizieren eingerissen. Indessen muß B.] ich gestehen, daß ich dies Alles nur für ein Mährchen ansehe[1]).

Den 29., Morgens um 8 Uhr, kam unsere Wache, die aus Contrebandisten bestand, sammt der Justiz in unser Zimmer und holte uns zum Abmarsch nach Cadix ab. Wir erfuhren zu unserem größten Erstaunen nicht nur keine Beschimpfung durch den ganzen Flecken hindurch, durch den wir ziehen mußten, sondern Jedermann wünschte uns Glück auf den Weg. Abends um 9 Uhr langten wir entsetzlich müde (wie es Leuten geht, die 7 Monate eingesperrt waren) in Alcala an, von wo unsere Kameraden schon vor 2 Monaten verreist waren; man quartierte uns sogleich in einen Pferdestall ein und ließ uns durch Bauern bewachen. Am folgenden Tag traten wir wieder frühe unseren Marsch an, zu dessen Erleichterung man uns einige Esel mitgab. Ungeachtet unserer Armuth mußten wir öfters über unsere Kara- [B. vane lachen, insonderheit über 2 Offiziere, deren lange Beine — bis auf den Boden langten, so daß, wenn sie durch einen kleinen Hohlweg ritten, der gute Esel ihnen unter den Beinen durchging B.] und sie stehen blieben. Wir langten endlich, nachdem wir 7½ Stunden Weges über Haiden, Felder und sehr schlechte Straßen zurückgelegt hatten, in Medina Sidonia an, wo man uns in einem Wirthshaus ebenfalls in einen Stall einsperrte. Der schlechten Witterung wegen mußten wir den 30. dort bleiben, was uns gar nicht lieb war, denn die Einwohner waren noch weit boshafter, als die in der Gegend von Ximena. — — Den folgenden Tag als den 31., Morgens um 10 Uhr, verließen wir Medina Sidonia unter einer Menge von Injurien, die uns

---

[1]) Vgl. dagegen a. a. O., I, 398.

sonderheit das alte Weibergezücht nachschrie, und langten glücklich
ı Leon an.

Eine Stunde diesseits Leon kamen wir auf die Hauptstraße
)n Madrid, die äußerst schön ist. Dieselbe führte uns über
ne große Ebene, die bei der Fluth ganz unter Wasser ist und
:i der Ebbe unseren großen Riedern ähnlich ist, welche mit
urbenlöchern versehen sind. Als wir kaum den halben Weg
ɪf dieser Straße gemacht hatten, fanden wir neu aufgeworfene
leschen; eine Viertelstunde weiter ist eine sehr starke tête de
›nt mit lunettes; dieses Fort heißt Carnero Sulmasen, besteht
ɪs 2 Bastionen und einer Courtine, und alle diese Werke sind
it Quadersteinen aufgebaut. In diesem Fort, wo eine Bürger-
ache, eine Kompagnie stark, Wache hielt, mußten wir über eine
›tunde warten, bis man uns unser Quartier in der Stadt
:reitet hatte. Dieses Fort ist ohne Verrätherei nicht zu nehmen,
:nn bei der Belagerung oder Einschließung der Insel Leon vom
ʃahr 1809 bis Ende 1810 durch die französische Armee gab man
:ch von Chiclana aus alle Mühe, dieses Fort zu bekommen,
ıllein immer vergebens, und wenn man es wirklich genommen
hätte, würde man noch nicht in Leon gewesen sein, indem ein
breiter Kanal, St. Pedro, der drei franz. Meilen lang, 240—420
Schuh breit, und bei hohem Wasserstand über 25—30 Schuh
tief ist, sich hinter dem Fort befindet, der Leon zu einer Insel
macht, und dessen Ufer voll Batterien sind, die das Passiren
einer großen steinernen Brücke, welche in der Mitte abgebrochen
ist, verhindern würde. Endlich langten wir sterbensmüde Nach-
mittags um 4 Uhr in der schönen Stadt Leon an, wo man uns
in ein ordentliches Zimmer einschloß. Vor die Thüre wurde
eine Schildwache gestellt; die Hauptwache aber blieb neben unserem
Zimmer. Den folgenden Tag, den 1. April, waren wir schon
bereit, nach Cadix aufzubrechen, als unser Bedienter, der die Er-
laubniß erhalten hatte, Etwas für uns in der Stadt zu bestellen,

[illegible] zwei
[illegible] wir aber
[illegible] wir mit
[illegible] mehr und
[illegible] Uni-
[illegible] Theil ge-
[illegible] nämlich
[illegible] [illegible]chen
[illegible] [illegible]ellen;
[illegible] [illegible]iren
[illegible] dem
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible] Digue.
[illegible]
[illegible] ist.
[illegible] eben
[illegible] Digue [illegible]
[illegible] nebst
[illegible] [illegible]mando
[illegible] Berre
[illegible] und
[illegible]
[illegible] uns
[illegible] vor
[illegible] so
[illegible] [illegible]mando
[illegible] [illegible]kes
[illegible]

[illegible]

mußten wir schleunig weggeschafft werden. Durch mehrere Kasematten der Vorwerke kamen wir endlich in das Freie, mußten aber über Hals und Kopf laufen, bis wir das Fort Puntales erreicht hatten. Hier wurden wir in eine Kasematte eingesperrt, in welcher gar keine Oeffnung war, so daß wir weder Sonne, noch Sterne sahen; die Seitenwände waren voll Salpeter; da und dort quoll Wasser heraus, und da ließ man uns ohne Stroh auf dem bloßen Boden die Nacht zubringen. Mehrere unserer Kameraden, die, vom Gefangenenschiff aus hertransportirt, in einem Spital waren, bei dem wir vorbeigehen mußten, und das einige hundert Schritte von unserem Fort entfernt war, erkannten uns und riefen uns zu; allein unsere Wache stieß uns fort, so daß wir ihnen Nichts sagen konnten. Indessen schickten sie uns durch einen Spaniolen Geld, da sie uns in dieses Nest einführen sahen, weil sie wußten, daß wir dessen beraubt waren, um Wein oder Lebensmittel zu kaufen; allein der Herr Kommandant des Forts gab uns nicht nur Nichts davon, sondern steckte es in den Sack, ohne uns ein Wort davon zu sagen. Schon in Cadix beklagten wir uns, daß wir schon 2 Tage weder Besoldung, noch zu essen erhalten hätten; man versicherte uns dort, daß der Befehl schon gegeben worden sei, und daß für uns im Fort gesorgt werde; aber auch da erhielten wir Nichts, als mit Mühe einen Kübel — Wasser!

Den folgenden Tag als den 2. April, um 7 Uhr, öffnete man unsere mit großen Riegeln versehene eiserne Thüre, und ein Pfaffe befahl uns, bereit zu sein, sogleich nach dem Ponton hinüber zu fahren, wo ein Theil unserer Kameraden sein sollte. Bald nachher kamen 2 spanische Marineoffiziere, nahmen uns in Empfang und schifften sich mit uns in eine Schaluppe ein, und in kurzer Zeit langten wir auf dem Ponton alt-Castilla an, wo wir dem Himmel dankten, daß wir nicht mehr unter den Händen der Pfaffen und Bauern waren.

4. Der Aufenthalt auf dem Ponton.

Nachdem wir uns bei dem Kommandanten des Schiffs, der ein Großmajor der Franzosen war, gemeldet hatten, sagten wir ihm, daß es nun der dritte Tag sei, daß wir Nichts mehr zu essen bekommen hätten; allein dieser gnädige Herr zuckte mitleidsvoll die Achseln und sagte mir ganz höflich, er könne uns nicht helfen, aber für's Geld könnten wir Wein und Lebensmittel bekommen. Dieser Herr, dem Nichts mangelte, dachte nicht daran, daß gerade das uns fehlte.

Indem wir nicht ohne Sorgen für die Zukunft in das Schiff hinunterstiegen, um unsere Lager aufzusuchen, rief mir einer meiner Bekannten [illegible] Quartiermeister vom 8. Regiment, und sagte mir, er wisse, daß wir kein Geld hätten, deswegen habe er 100 Fr. für mich bereit, was ich mit Dank annahm, worauf ich sogleich Lebensmittel einkaufte, die mir [illegible]. Nach dem Essen kamen wir aus dem Schiffe [illegible] auf dem Verdeck zusammen und [illegible] bis dahin überstandenen Abenteuer. [illegible], was alle [illegible] Schiffe [illegible] zu bedeuten hätten [illegible]. Das erste [illegible] war der „Souverain", das zweite der „[illegible]" [illegible], das dritte die alte „[illegible]" [illegible], 4. der „Vencidor", [illegible] 5. der „[illegible]" [illegible], 6. der „[illegible]" [illegible] der „[illegible]" eine Fregatte[2]). [illegible] Real

[illegible]

[2]) [illegible]

und der Insel Leon, im oberen Theil des Meerhafens von Cadix, und alle diese Schiffe waren voll von Kriegsgefangenen, theils von der Division Vedel und Dupont, theils auch von später angekommenen Kriegsgefangenen der Alliirten.

Herr Deflüe, welcher sehr krank war, konnte uns die traurige Lage nicht genug schildern, in welcher sie im Anfang ihres Eintritts auf das Ponton waren, indem sich eine Art Pest auf allen Gefangenenschiffen verbreitete, die täglich 40—50 Menschen dahinraffte. Diese Todten wurden, während das Meer ablief, in dasselbe geworfen; allein wenn die Fluth eintraf, wurden die Leichen an die Küste von Cadix angelegt, was einen so entsetzlichen Geruch verursachte, daß die Regierung endlich den Befehl ertheilte, Spitäler zu errichten (deren zuvor noch kein einziges existirte), und daß sie Schaluppen an die Gefangenenschiffe abschickte, um die Gestorbenen abzuholen; diese wurden dann zum Aergerniß der noch lebenden Gefangenen am Hals oder an den Füßen an ein langes Seil hinter der Schaluppe befestigt (ihre Zahl belief sich manchmal bis auf 20—30); sie segelten dann vorbei, um sie in der Gegend von Quada zu begraben. Diese Krankheit dauerte zwar für den Patienten nicht lange, denn den ganzen Tag gesund und wohl, legte man sich in die Hängematte, beklagte sich beim Schlafengehen über Kopfschmerzen, und am folgenden Morgen war man todt gefunden, ohne daß der Nachbar im Geringsten Etwas davon bemerkte. Auch habe ich später die Beobachtung gemacht, daß alle Diejenigen, welche während dieser Krankheit in den Pontons waren, hitzige Fieber bekamen oder nachher an der Auszehrung starben. Ehe ich hier anlangte, sprang [B. der junge Lieutenant Bryner von Fehraltorf[1]) in einem hitzigen

[1]) Heinrich Bryner, vom 3. Regiment, hatte nach seinem Dienstétat 9 Dienstjahre und 2 Feldzüge zu verzeichnen, als er, 27 Jahre alt, mit dem Grade eines 1. Lieutenants in kaiserliche Dienste trat.

Fieber in das Meer hinunter und ertrank, obschon man ihm augenblicklich nachsprang. Jedermann bedauerte ihn, indem er ein B.] sehr artiger Mensch war.

Da wir nun von diesem Tag an unser ménage einrichten mußten, erwählten wir unter uns einen Ordinäremeister, der, wenn das Marktschiff anlangte, Fleisch und Zugemüse aufkaufen mußte; der Koch war unser übrig gebliebener Soldat. Wir aßen nur ein Mal des Tags, und zwar um 4 Uhr Abends; auch konnten wir bisweilen ein Glas Wein dazu trinken. Uebrigens war unser tägliches Leben sehr eintönig. Des Morgens früh stand man auf, wusch und putzte sich, ging auf das Verdeck, wo man entweder spazierte, oder sich niedersetzte, um die Gegend zu betrachten, die wirklich sehr schön ist und einem Seestückmaler Gelegenheit gegeben hätte, sehr schöne tableaux zu malen. Wenn es anfing heiß zu werden, gingen wir zum Marketender, der ein Spaniol war, und Jeder nahm ein Gläschen Branntwein und ein wenig Brot zum déjeûner; nach diesem ging Jeder in sein Quartier und las in einem Buch (Bücher bekamen wir von den Marineoffizieren, welche meistens artige Leute waren; diese Offiziere waren beim Ausbruch des Krieges in dieser Bai von den Engländern und Spaniolen mit mehreren Kriegsschiffen eingeschlossen und bombardirt, worauf sie kapitulirten und sich ergaben); auch unterhielt man sich miteinander; bisweilen fischten wir, wobei es sehr gute Fische gab. Nachher legte man sich, wenn die größte Hitze vorhanden war, in seine Hängematte und schlief einige Stunden, bis das Mittagessen bereitet war. Darauf ging man auf das Verdeck, spazierte und plauderte, indem man eine Pfeife Tabak rauchte (den Tabak sowohl, als die Cigarren erhielten wir von den englischen Matrosen sehr billig); Andere machten Spiele oder trieben ihre Possen, als wenn sie in der größten Freiheit wären.

Der 6. war einer der glücklichsten Tage, die ich je erlebt habe. Während ich in meiner Hängematte über unser trauriges und ungerechtes Schicksal nachdachte, kam einer unserer Kameraden vom Verdeck herunter und sagte mir, es wäre soeben ein spanischer Offizier auf unserem Schiff angekommen, der mir nachgefragt habe und mich zu sprechen wünsche, was mir sonderbar vorkam, denn ich wußte Niemand, der mich hier kennen sollte. Indessen ging ich hinauf und präsentirte mich dem Offizier, der ein aide de camp des Generals Morla war und damals in Cadix kommandirte. Nachdem er meinen Namen und Rang erfahren, sagte er mir, daß von London aus ein Wechsel von 50 Louis d'or für mich angelangt sei und er mir denselben auf Befehl obgenannten Generals nächstens auszahlen werde. Meine Freude darüber ist nicht zu beschreiben; ich stand da, wie ein Stück Holz, ohne ein Wort sprechen zu können; immer glaubte ich, geträumt zu haben, denn gerade im Zeitpunkt meiner größten Armuth, als ich ohne Geld und ohne Kleider war und wenig Hoffnung für die Zukunft hatte, kam diese von mir nie zu vergessende Hülfe; woher oder von wem, konnte ich nicht erfahren, bis ich in die Schweiz zurückkam. Meine Kameraden freuten sich mit mir ebenso sehr; hingegen den Franzosen wollte es nicht in den Kopf, daß dies mit rechten Dingen zugegangen sei, und sie wollten Verrätherei, Einverständniß mit den Spaniolen und andere solche Dummheiten aus diesem Wechsel schließen; allein ich bekümmerte mich nicht darum und lachte dazu.

Indessen vergingen einige Tage, da unser Marktschiff nicht erschien, und da man keine großen Provisionen einkaufen konnte, mußten wir sehr schmal leben. Dazu fehlte uns das Trinkwasser, das noch unentbehrlicher ist, als die Lebensmittel, und um das man sich, wenn wieder etwas Weniges anlangte, gegenseitig fast bei den Haaren faßte. Die Ursache dieses Ausbleibens der Lebensmittel mag wohl eine Revolte in Cadix gewesen sein;

die einen Einwohner wollten sich nämlich den Franzosen ergeben, die andern hingegen wollten sich vertheidigen; letztere aber wurden Meister, und wir wurden sehr streng bewacht; von 50 zu 50 Schritten lag ein ziemlich stark bemanntes Wachtschiff vor uns.

[B. Heute (den 9.) mußten wir in aller Frühe aufstehen, weil man den Schiffsboden waschen wollte, was auch in ein paar Stunden vollbracht war. Zu diesem Behuf wurden von jedem Geschwader einige Mann bestellt, welche dann die ganze Brücke mit Wasser anfüllten und mit Besen den Unrath, die Flöhe und die entsetzliche Menge von Läusen wegwischten; darauf ließ man dieses unsaubere Wasser in das Meer laufen, und hernach kamen mehrere Leute mit Wischern . . ., welche unbegreiflich geschwind B.] trocken und sehr sauber machen.

Den 14. kam ein spanischer Korporal und zeigte uns an, daß am nämlichen Tag noch 240 Offiziere und Unteroffiziere von Quada und Leon auf unserem Schiff anlangen würden. Den gleichen Abend kam ein spanischer Schiffskapitän zu unserem Kommandanten und hielt eine lange Epistel; u. a. versicherte er, daß es nicht die Schuld seines Generals sei, wenn man uns keine Lebensmittel und kein Wasser bringe; er warf die Schuld auf den Kommissär, der damit beauftragt wäre. Indessen kam am folgenden Tag ein spanischer Unteroffizier, der den Auftrag hatte, die Lebensmittel zu untersuchen und, falls sie nicht recht wären, zu konfiszieren; allein diese Verordnung dauerte nicht lange, wie es vorher zu sehen war, denn der Untersucher war vom Verkäufer schon bestochen, ehe verkauft wurde; mithin waren sie noch schlechter, als je zuvor.

Auf den Soldatenschiffen ging es gar unmenschlich zu. 3—4 Tage lang bekamen sie Nichts zu essen (ihre einzige Speise war eine Ration Bohnen), oder man brachte ihnen mehrere Tage lang keinen Tropfen Wasser, und wenn sie solches erhielten, fielen sie mit einer solchen Begierde darüber her, daß viele daran den

folgenden Tag starben. Alle Tage muß ich empfindlicher werden [B.
über das Betragen unseres Herrn Oberst Freuler, der immer mehr Beweise gibt, wie wenig er seine Offiziere liebte, die ihm doch gewiß nirgends Schaden zufügten. . . . . Wie schon oben gesagt wurde, ging es dem Herrn Oberst und den andern Herren in Alcala sehr gut; es wurde ihnen beinahe Nichts abgenommen, so daß sie sich fast gar nicht beklagen konnten. Der Herr Oberst gab freiwillig über 3000 Livres her; ob er es aus Großsprecherei oder aus Furcht that, weiß man nicht, allein letzteres ist mir am wahrscheinlichsten; seit dem Anfang dieses Krieges litt er oft an dieser Krankheit und bewies es noch mehr, ehe er sich einschiffte, indem er aus seinem Sack denjenigen Wachen, welche ihn bis zur Einschiffung begleiten mußten, 25 Louis d'or und eine goldene Repetiruhr von großem Werth schenkte; obschon er wußte, daß der größte Theil seiner Offiziere ihr Equipage und Alles verloren und das meiste nur noch in der Hand hatten, gab er doch lieber diese großen Summen feindlichen Spitzbuben[1]). Ich bin auch ganz sicher, daß er unsere Ankunft hier durch den Regimentspater vom 3. Regiment vernommen hat, da dieser Hochwürdige in ganz Cadix, wo er will, herumspazieren kann und beinahe alle Tage auf den Transportschiffen der Abreisenden war. Allein da wurden wir auch wieder vergessen. Wie ich von Herrn Hauptmann Imthurn vernahm, sind wir nicht die Einzigen; allein mit der Zeit wird unsere Tour ebenfalls kommen, wo wir einmal, wie wir hoffen, auch Recht erhalten werden, indessen haben wir eine gute Stütze an Herrn Oberstlieutenant Christen verloren. B.]

---

[1]) Der Vorwurf, den Landolt gegen Freuler erhebt, ist nicht unbegründet, wie aus den Mémoires d'un apothicaire sur la guerre d'Espagne hervorgeht (I, 244; siehe: Geschichte der Schweizer, I, 394).

Um uns recht tüchtig damit zu ärgern, banden die Spaniolen je 10—20 solcher Todten, wie schon oben gesagt, an ein langes Seil, befestigten es am Schiff (denn in das Boot nahmen sie keinen Todten) und segelten in größter Parade bei uns vorbei, uns versichernd, daß sie Hoffnung hätten, bald so mit uns zu defiliren; allein wir waren über diesen Artikel so erkaltet, daß wir nicht nur nicht mehr darauf achteten, sondern manchmal wegen ihrer abgeschmackten Erfindungen lachen mußten. Alle Tage kamen neue Gefangene an, die öfters über 100 Stunden hinter der Armee gefangen und bisweilen mitten durch die französische Armee transportirt worden waren und uns die unbeschreiblichsten Grausamkeiten der Spaniolen erzählten. [B. Soeben kommen wieder mehrere Offiziere, die theils bei Madrid, theils in Portugal gefangen worden sind .... Aus Galizien und aus Portugal haben wir keine beruhigenden Nachrichten von unserem lieben ersten Bataillon; die Grenadiere sollen ihre Offiziere bis an den Lieutenant Sartori verloren haben; ist dies möglich, wo ist dann mein lieber Vetter Gottfried?[1]) und wo sind meine andern lieben und treuen Kameraden? Leben sie wohl noch? Schade, ewig schade, wenn nur ein Tropfen Blut meiner braven Kameraden um das v— Spanien hätte verloren gehen sollen! Ich will aber das Beste hoffen und denken, daß man sich wohl in Acht nehmen muß, wer einem diese Berichte bringt; wenigstens erhielten sie doch eine ehrenhafte Kapitulation[2]), die ihnen gehalten wurde; jetzt sollen sie schon wieder in Spanien sein und uns, wohin sie kommen, rächen .... Gestern, den 20. April,

[1]) Sartori ward bei Vimeiro verwundet, war aber nicht Lieutenant bei den Grenadieren, sondern Lieutenant der Voltigeurs; Grenadierlieutenant war dagegen der hier mit Vornamen genannte Gottfried von Meiß von Zürich, bei Vimeiro ebenfalls verwundet.

[2]) Kapitulation von Cintra.

kam einer unserer Offiziere und rief mir, ich solle den Herrn Hauptmann Imthurn empfangen, der gänzlich hergestellt aus dem Spital von der Quaba nahe von Cadix herkam. Die Freude, wieder einen meiner treuen Kameraden anzutreffen, können Sie sich wohl vorstellen . . . Es sind wenigstens 12 den Weg alles Fleisches gegangen, darunter der gute Isler von Gutenschweil[1]), der immer ein getreuer und braver Equipage-Offizier war und diesen Dienst auch fleißig versah; das hinderte nicht, daß er von Anfang an bis zu seinem seligen Ende ein E . . l blieb . . . . B.]

Den 23. hatten wir ein fürchterliches Donnerwetter, auf welches ein so entsetzlicher Sturm folgte, daß das Brüllen der Wellen uns keinen Augenblick einschlafen ließ; Keiner durfte seine Hängematte verlassen, sonst wurde er wie eine Fliege auf dem Boden herumgewälzt oder fiel auf einen auf dem Boden angeklammerten Franzosen, der dann ein Zetergeschrei erhob und damit das ganze Schiffsvolk aufschreckte. Den 1. Mai veranstaltete ein spanischer Kommissär die gewöhnliche monatliche Musterung. Den 13. bemerkten wir Abends um 6 Uhr wenigstens 50 Schiffe, worunter ungefähr 10 Linienschiffe waren; darüber gab es sehr vieles zu reden, da noch mehrere unserer Offiziere aus dem Spital anlangten, die uns sagten, man habe ihnen versichert, daß wir nächstens eingeschifft und fortgeschafft würden. Den 14. vernahmen wir, daß Tags zuvor unser lieber Deflüe gestorben sei, welcher von uns allen herzlich bedauert wurde. Den 17. auf den 18. hatten wir wieder einen heftigen Sturm, von einem solchen Wolkenbruch begleitet, daß Diejenigen, welche nicht in Hängematten, sondern auf dem Boden lagen, beinahe ertrinken mußten. Den 20. fuhren mehrere Schiffe voll Herren und Frauenzimmer, von Cadix herkommend, bei unseren

---

[1]) Johannes Isler, Lieutenant im 4. Regiment.

Schiffen vorbei und riefen uns so absurde Schandwörter hinauf, daß wir beinahe nicht glauben konnten, das schöne Geschlecht könne sich solcher Ausdrücke bedienen, allein das war leider nur zu wahr; auch schossen sie uns bisweilen mit kleinem Schrot in das Schiff, wobei sie einige leicht verwundeten.

Obschon es uns erlaubt war, um unser Schiff herum zu baden, was uns auch wirklich unsere angenehmsten Erholungsstunden verschaffte, so hatten sich unsere barbarischen Wächter dennoch ihre größte Freude daraus gemacht, ohne gegebenen Anlaß auf uns zu schießen, wobei sie jedoch Niemand trafen. Wir beklagten uns, aber den folgenden Tag ging es uns ebenso, oder noch ärger.

Den 5. Juni begab ich mich mit mehreren meiner Kameraden in das Spital von St. Charles auf der Insel Leon. Obschon wir keineswegs krank waren, mußten wir doch das Ansehen haben; deßwegen griff man zu folgendem Hülfsmittel: man ließ sich den Oberarm, wenn der Oberarzt auf das Schiff kam, mit einer Binde tüchtig zuschnüren, so daß der Puls sehr schwach schlug; dann wurden wir fieberisch befunden und erhielten das Spitalbillet nach Leon, wo wir nach kurzer Zeit anlangten. Dieses Spital ist eigentlich eine ungeheuer große, schöne und ganz neu erbaute Kaserne für Infanterie, worin 15,000 Mann bequem logirt werden konnten. Sie bildet ein Viereck, in dessen Mitte sich ein Hof befindet, in dem ein Bataillon zum Manövriren genug Raum hat; die Zimmer sind sehr schön und groß, insonderheit die Pavillons der Offiziere, worin wir uns als Kranke befanden. Indessen mußten wir doch, um allen Verdacht zu meiden, täglich Arzneien einnehmen. Nachdem ich meine Geschäfte mit unserem Quartiermeister, der immer hier blieb, beendigt hatte und eine ganze Woche hier geblieben war, sehnten wir uns wieder nach dem Schiff und kehrten zurück.

Den 20. Juni kamen ein spanischer Unteroffizier und 8 Mann auf unser Schiff, jagten alle Offiziere, die auf dem Verdeck waren, herunter mit der Anzeige, daß sie den Befehl hätten, uns zu durchsuchen, ob wir keine Waffen versteckt hielten. Kaum waren wir auf unseren Plätzen, um nachzusehen, daß bei diesem Anlaß Nichts von den Visitatoren entwendet werde, wie es immer geschah, so kamen mehrere Wächter und jagten uns wieder hinauf auf's Verdeck. In diesem Augenblick zerschnitt einer dieser Räuber meinen Mantelsack und erwischte mir in demselben fünf ganze Quadrupel. Sogleich beklagte ich mich bei dem spanischen Offizier, der eben angelangt war; aber, wie gewohnt, erhielt ich nicht nur keine Antwort, sondern er lachte noch herzlich dazu, was mich natürlich sehr aufbrachte, und wenig fehlte, ich hätte mich an jenen Kerls vergriffen, wenn sie nicht sogleich abgereist wären. Einige Tage nachher kam ein spanischer Offizier in Geschäften auf unser Schiff, dem ich eine Klageschrift an den General Morla mitgab; er versprach mir heilig, dieselbe an den Kommandanten abzugeben, aber keine Antwort erfolgte.

Den 14. Juli zog eine Kolonne Braunfische auf 30 Schritte an unserem Schiff vorüber. Diese Fische bilden eine ungeheure Masse; der größte davon mochte wohl 30 Schuh lang und 6—7' breit gewesen sein; er hat einen großen Kopf und schnarcht, wenn er mit dem Kopf und dem halben Leib über das Wasser kommt, wie ein Schwein; seine Farbe ist schwarz; er soll aber nicht eßbar sein; sein Fett braucht man zum Brennen. Wann dieser Fisch, der immer in Gesellschaft von 8—10 ist, von einer Seite herkommt, kann man richtig darauf zählen, daß den nämlichen Tag Wind oder Sturm nachfolgen wird.

Den 6. August trafen wieder einige Kriegsschiffe nebst einer großen Anzahl Transportschiffe in der Rhede an; die ersteren mußten ausgebessert werden, die andern brachten englische Truppen nach Cadix und segelten nach einigen Tagen wieder ab. Den 14.

probirten einige Offiziere, sich durch Schwimmen an das Land zu retten. Sie packten ihre Kleider in ein kleines Fäßchen und stießen dasselbe abwechselnd vor sich her, bis sie gegen das Land kamen; dann aber geriethen sie in einen solchen Schlamm, daß sie endlich nur mit vieler Mühe und Lebensgefahr, das Fäßchen preisgebend, den festen Boden erreichen konnten. Nackt, ohne Kleider und Geld, gingen sie einige Stunden weit und glaubten bis zur ersten Gelegenheit, sich zu kleiden, mit den Feldfrüchten sich durchzuhelfen; allein zu sehr abgemattet, mußten sie sich bei einem Dorfvorgesetzten melden, der sie sogleich dem spanischen General gefangen überschickte; von da wurden sie auf ein Soldatenschiff gebracht, wo sie ebenfalls Soldatenkost erhielten.

Den 1. September langten wieder einige Gefangene hier an, die in Portugal gefangen worden waren und sich wieder über die grausame Behandlung der Spaniolen bitterlich beklagten, und — was noch ärger für uns war — keine Hoffnung auf baldige Erlösung war vorhanden. Den 7. kam auf einmal ein Befehl auf unserem Schiffe an, daß wir alle auf ein anderes Schiff gehen müßten, damit man das unsrige ausputzen könne ꝛc. Die Lieutenants mußten den Anfang machen und hingehen. Aber wie verwundert war Jeder: anstatt daß man ihnen einen Platz anwies, nahm man ihnen Uhren, Geld und Alles, was nur einigen Werth hatte, ab. Den 8. kamen 3 Schaluppen voll spanischer Soldaten bei Anbruch des Tages auf unser Schiff und stellten sich, wie die größten Helden, die eine Batterie weggenommen hatten, auf der Lünette in Schlachtordnung, ihre Offiziere daselbst erwartend; sie langten auch bald an, gingen zu unserem Kommandanten, bei dem alle Chefs versammelt waren, und lasen ihm einen schriftlichen Befehl der spanischen Regierung vor, laut welchem, wie gewohnt, unter dem Vorwand, Landkarten zu suchen, Alles geraubt und gestohlen wurde. Herr Hauptmann Imthurn sollten den Anfang machen, damit die Herren Franzosen,

die mehr besaßen, als wir, sich darnach richten konnten. Sobald wir nun vor dem sogenannten Herrn Obersten erschienen, sagte ich ihm, meinen vor kurzer Zeit geplünderten Mantelsack zeigend, gut Deutsch: «Herr, wo Nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren!» Ich weiß nicht, ob er mich verstand, wenigstens lachte er und ließ uns beide ohne weitere Untersuchung laufen. Unterdessen wurden die Herren Chefs ebenfalls durchsucht; einer, dem die Sackuhr abgefordert wurde, schleuderte dieselbe vor dem Offizier in das Meer, was diesen so aufbrachte, daß er sogleich unser Schiff verließ und auf ein anderes ging, um die Plünderung fortzusetzen. Alle, welche noch hier waren, ausgenommen Hr. Imthurn und ich, mußten auf ein anderes Schiff abgehen. Als nun endlich nach einigen Tagen die Visitation vorüber war, kamen alle Deportirten auf unser Schiff zurück und konnten sich nicht genug über die schlechte Behandlung beklagen.

Den 10. September, als ich Abends von der oberen Brücke herunterging, um aus meiner Hängematte Etwas zu holen, schlug ich, indem ich über die Pumpe schritt, mit meinem linken Bein an ein kleines Fäßchen, das unglücklicher Weise im Wege stand. Da ich im ersten Augenblick keine großen Schmerzen empfand, ging ich wieder auf das Verdeck zu meinen Kameraden, fand aber zu meinem Verdruß, daß meine Pantalons und Ueberstrümpfe voll Blut waren; ich hatte nämlich einen zolllangen Schnitt über das Schienbein, welches aber sogleich durch einen Arzt verbunden wurde, der mir befahl, die Hängematte nicht zu verlassen. Den folgenden Tag fühlte ich große Schmerzen, und ich entschloß mich den 13., in das Spital nach Quada zu gehen. Glücklich langte ich daselbst an, aber in der Nacht bekam ich ein starkes Wundfieber; der Brand hatte schon ein wenig an der Wunde angesetzt. Den dritten Tag machte der Oberarzt im Spital, der wie ein Henker aussah, wenig Hoffnung auf Erhaltung meines Beines und sprach schon vom Abnehmen; ich gab ihm aber kein Gehör,

unterstützt von mehreren andern französischen Offizieren, die m[illegible] herzlich bemitleideten, da mir der Arzt täglich zwei Mal, thei[ls] um den Brand zu stillen, theils aber auch, um zu verhüten, [daß] Luft in das gespaltene Bein eindringen könne, siedendes Wa[sser] und Salben in die Wunde goß. Gewiß litt ich sehr; allein [ich] fühlte nach Verfluß von acht solchen schmerzhaften Nächten [und] Tagen eine große Erleichterung, indem die Wunde sehr gr[oß,] aber frisch wurde und ich nun ungeachtet meiner großen Schw[äche] wieder ein paar Stunden außerhalb des Bettes zubringen kon[nte.]

Bis zum 28. fiel nichts Neues vor, aber an diesem Tag, Morgens um 7 Uhr, erhielten wir auf einmal Befehl, uns alle Augenblicke marschfertig zu halten, um in einem Schiff in das Spital in Leon geführt zu werden. Auch hier wieder schien mich der Unglücksstern noch nicht verlassen zu wollen, indem ich vor einigen Tagen 2 Paar ganz neue Nanking-Pantalons und 2 neue Hemden in die Wäsche gab, die ich aber vor unserer Abreise nicht erhielt. Dies zeigte ich sogleich dem Spitaldirektor an, welcher mir heilig versicherte, daß er mir Alles nachschicken wolle; allein ich erhielt nie Etwas davon. Abends langten wir in unserem neuen Spital an, wo aber in Beziehung der Ordnung und Reinlichkeit ein großer Unterschied war, und wo wir beinahe Nichts zu essen bekamen. In meiner Abwesenheit sind über 10 Offiziere [illegible] welche theils gefangen und [illegible] wurden. Dies [illegible] aber uns [illegible] Behandlung. Wir hatten des [illegible] bezahlte zwei [illegible] große Summe war. [illegible] große Be- [illegible] zelegten [illegible] Den [illegible] Gefangenen- [illegible]

Den 17. vernahmen wir für sicher, daß die Spaniolen an mehreren Orten tüchtig geklopft worden seien, was aber zur Folge hatte, daß man in Cadix davon sprach, uns auf die kanarischen Inseln transportiren zu lassen. Dies veranlaßte Mehrere, einen Plan zu entwerfen, um dieser Deportation zu entgehen und uns zu flüchten. Unsere Wache wurde deßwegen bestochen und war zufrieden. Das Schiff, welches uns vom 11. auf den 12. an das Land bringen sollte, war schon da; Jeder — es waren 27 Offiziere — hatte eine Flasche Branntwein und etwas Zwieback bei sich. Wir waren im Begriff, das Schiff zu besteigen, als ein spanischer Matrose uns leise in das Ohr sagte: «gehen Sie geschwind zurück! Sie sind verrathen; alle Wachtschiffe erwarten Sie, und ohne mich anzuhören und meinem guten Rathe zu folgen, sind Sie alle verloren». Der ehrliche Ton, mit welchem er uns das sagte, hatte viel Wahrscheinlichkeit; auch bestätigte es sich in der Folge, und Jeder zog sich ruhig auf seinen Platz zurück. Diese Niederträchtigkeit machte uns ein Franzose, der, aus Furcht getrieben, zum Kommandanten des Schiffes eilte und ihm folgende Lüge erzählte: daß ein Komplott im Schiff sei, welches den Plan gemacht habe, in jener Nacht zum ersten Wachtschiff zu schwimmen, die Wache niederzumachen und mit dem Schiff durchzugehen; zugleich zeigte er an, daß seit einigen Nächten dieses Komplotts wegen über 80 Offiziere nicht mehr ruhig schlafen könnten; der Kommandant lachte natürlich darüber, traf indessen doch seine Maßregeln.

Nachdem uns unsere Flucht mißlungen war und wir gesehen hatten, daß gewisse Offiziere uns nicht trauten, uns auf allen Schritten beobachteten und belauschten, wollten wir ihnen einen Possen spielen. Den folgenden Tag, als wir auf dem Verdeck miteinander plauderten, bemerkten wir wieder einige Aufpasser, die immer in unserer Nähe sein wollten; sogleich fingen wir, wie schon verabredet war, leise — jedoch so, daß es gehört werden

[illegible] sagen, daß [illegible] Kahn [illegible] Uhr [illegible] Schiff uns [illegible] werde [illegible]. Dies machte einen [illegible] Eindruck auf die Herren, daß sie [illegible] Kahn [illegible], während [illegible] ruhig schliefen, [illegible] den Abtritt gehen wollte, [illegible] Reiter herzlich lachte. [illegible] überhand nahm, war ich [illegible] das Spital zu begeben. Mehrere Soldaten vom 1. Bataillon, das in Portugal kriegte, wurden [illegible] gefangen [illegible] in das Spital hierher geführt, wo sie mir [illegible] von meinen [illegible] Kameraden erzählen mußten, die, wie wir, sehr böse Zeiten gehabt hatten.

So endigte das Jahr 1809, und im Spital wurde das 1810te mit der Hoffnung ([illegible]) angetreten, daß wir endlich auch einmal erlöst werden könnten!

---

5. Die Franzosen in Sicht.

Den 6. Januar 1810 kehrte ich auf unser Schiff zurück, wo ich mich wieder, wie zuvor, an das Marineleben gewöhnen mußte. Den 19. langte unser Lebensmittelschiff später an, als gewöhnlich. Der Lieferant begab sich sogleich zu unserem Kommandanten und zeigte ihm an, daß nachtheilige und unglückliche Nachrichten für Spanien von der Armee her angekommen seien, worüber nun in Cadix Alles in Aufruhr sei, weßwegen er vielleicht mehrere Male verhindert würde, hierher zu kommen; deßhalb brachte er uns eine Quantität Zwieback, Wasser und Wein.

Seit einiger Zeit nahmen die Ratten und Mäuse so überhand, daß kein Brot noch andere Lebensmittel mehr sicher waren;

des Nachts spazierten die unangenehmen Gäste einer nach dem andern einem über das Gesicht, so daß man beinahe keinen Augenblick ruhig sein konnte. Deßhalb mußte Etwas erfunden werden, um doch wenigstens dieses Ungeziefer zu vermindern, wenn es nicht möglich war, dasselbe gänzlich auszurotten. Jedermann beeiferte sich, eine Mäusefalle zu machen, um am meisten zu fangen; in der That fingen wir eine schwere Menge. Unglücklicher Weise fing aber unser Chirurg-Major Chapuis[1]), der ein überaus starker Spaßvogel ist, eine Ratte. Ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, zog er dieselbe aus, ließ sie in einer sauren Brühe mit Zwiebeln zubereiten und lud drei von uns auf den folgenden Tag ein, ihm ein Kaninchen essen zu helfen, was wir mit Dank annahmen; der größte Spaß hierbei war der, daß alle drei Jäger waren. Wir fanden uns also um die bestimmte Zeit richtig ein und saßen mit wässerndem Mund um das vermeintliche Kaninchen herum, das aber wohlweislich zerschnitten war, und dem noch vier Côteletten beigefügt worden. Ich erhielt als meinen Antheil Etwas von der Seite; hierbei konnte ich mich nicht enthalten, die Bemerkung zu machen, daß dieses Kaninchen entsetzlich klein, jedoch sehr delikat sei, indem ich zugleich glaubte, daß es nur ein Eichhörnchen sei; der Major gab mir darauf ein Zeichen zum Stillschweigen, das aber keiner der Andern bemerkte, da sie bis an das Ende getreulich zuschnabulirten. Jeder ging in seine Hängematte und konnte das genossene Kaninchen nicht genug loben. Den folgenden Morgen kam der Major und erzählte uns, daß wir statt eines Kaninchens eine große Ratte gegessen hätten. Ich gestehe gerne, daß ich, wenn ich es gewußt hätte, vielleicht keine Lust dazu gehabt haben würde; allein jetzt, da ich davon gegessen, kann ich Ihnen versichern, daß ich ohne den geringsten Wider-

---

[1]) **Louis Chapuis vom 4. Regiment, aus der Waadt, nach dem Urtheil seiner Kameraden ein ausgezeichneter Militärarzt.**

willen eine ganze essen würde, wenn sie einige Tage im Ge- fangen ist.

Gestern als den 15. echappirten zwei aides de camp glücklich. Heute hatten wir schon von ihnen Briefe. Sie setzten sich nämlich Morgens in das Lebensmittelschiff, dessen Meister sie mit einer ungeheuren Summe bestachen, sie nach Cadix zu führen, wo sie glücklich in der Nacht nach Portenschluß anlangten; noch konnten sie nicht gleich in die Stadt hereinkommen und mußten — denn da sie Englisch sprachen, gaben sie sich für englische Offiziere aus — in einem Schiff, in dem gerade Spaniolen waren, auf die Erlaubniß warten, in die Stadt gehen zu können. Endlich erschien ein spanischer Offizier, holte sie ab und quartierte sie als englische Offiziere in einem Wirthshaus ein, wo man ihnen alle Höflichkeiten erwies; den folgenden Tag begaben sie sich, ohne lang Dank abzustatten, in ihr vertrautes Haus. Der eine, Namens Marbeaux, aide de camp beim Prinzen Berthier, ist ein vertrauter Freund von mir und war zugleich eine Hauptperson bei der Verschwörung im vergangenen Jahr, die so manchem Manne eine schlaflose Nacht machte; der andere ist aide de camp beim General Kellermann, heißt Turenne und soll ein naher Verwandter des Marschalls Turenne sein . . .

B.]

Den 20. fingen die Sachen an ernstlicher zu werden, indem auf allen Seiten Kanonen aufgeführt wurden. Den 23. wurden unsere Anker gelichtet, um die Lage des Pontons abzuändern, so daß wir zwischen Cadix, das Fort Puntales und das Fort Trocadero zu stehen kamen. Den 27. Abends spät kamen beinahe alle im Spital befindlichen Offiziere mit Weibern und Kindern unvermuthet auf unserem Schiff an. Man kann sich leicht vorstellen, daß dies dem größten Theil der Weiber nicht angenehm war, unter 7—800 Offizieren, Unteroffizieren und Soldaten zu wohnen, die sich sowohl in unanständigen Reden,

als Werken nicht genirten. Den 28. langte der Lebensmittel-Lieferant an. Diese Lieferanten mußten nämlich, um das Glück zu haben, uns Lebensmittel und andere Sachen fourniren zu können, der spanischen Regierung eine ungeheure Summe bezahlen. Diese Ehrenstelle wurde natürlich dem Meistbietenden überlassen, der dann nicht ermangelte, uns die Rechnung so zu stellen, daß er noch seinen schönen Profit dabei machte. Er bemerkte uns, daß er unmöglich mehr Lebensmittel herführen könne, wenn wir ihn nicht jedes Mal baar auszahlen würden. Dies war in der That ein Donnerschlag für uns, indem wir schon seit 20 Tagen keine Besoldung mehr erhalten hatten, ungeachtet, daß unser Kommandant an den spanischen General geschrieben; dennoch war keine Hoffnung vorhanden, uns aus dem Elend zu ziehen, da man immer noch keine Antwort erhielt und mein mir noch übrig gebliebenes Geld zum Gebrauch für unser Ordinäre auch aufgebraucht war. Den 28., den nämlichen Tag, fingen die Engländer an, die Forts an der spanischen Küste, welche, wenn sie in französische Hände fielen, am Aus- und Einlaufen hindern konnten, in die Luft zu sprengen, was uns einen sehr schönen Anblick gewährte. Den 29. wurden wir mit unseren Pontons auf eine kleine halbe Stunde gerade vor die Stadt Cadix versetzt, wo wir die schönste Aussicht genossen hätten, wenn wir in Freiheit gewesen wären. Unser Schiff steht links vom englischen Admiral. Der Hafen ist mit vielen hundert größeren und kleineren Schiffen bedeckt, die theils bewaffnet, theils unbewaffnet sind. Vor allen zeichnen sich die englischen, von denen gegenwärtig nur vier große sich da befinden, durch die Schönheit und Säuberlichkeit aus. Den 30.: das Sprengen der Forts an der Küste dauert immer noch fort. Es scheint, daß man sehr damit eilen wollte, indem man dazu Tag und Nacht anwandte. Ungeachtet, daß wir über 2 Stunden davon entfernt waren, verursachte doch jeder Knall der Explosion eine starke Erschütterung bei uns.

Die Tage vom 1. Februar an kann ich nicht schrecklich genug schildern! Mitten in der englisch-spanisch-portugiesischen Flotte, auf einen Kanonenschuß von Cadix, erhielten wir schon fünf
[B. ganze Tage weder Lebensmittel, noch Geld. Den 3., als der Hunger bei uns allgemein war, und als wir unser kleines Vermögen mit unseren Kameraden schon aufgezehrt hatten, ging ich mit Hauptmann Gantin[1]) zu einem Chef, von dem wir wußten, daß er noch einige 1000 [?] Livres hatte, und baten ihn, daß er doch die Güte haben möchte, uns gegen einen Schein vom 3. und 4. Regiment eine kleine Summe auszustellen und unser Leben noch um einige Tage zu verlängern; allein er schlug sie uns gänzlich ab und durfte so niederträchtig sein, uns für 24 Offiziere 5 Livres anzubieten, was wir ihm natürlich mit Lachen abschlugen, und wenig hätte gefehlt, ich hätte ihm diese Antwort mit einer tüchtigen Ohrfeige bezahlt; diese 5 Livres hätten uns nicht ein-
B.] mal einen halben Erdapfel verschafft . . . . . Zum größten Glück hatten wir noch etwas Bohnen auf unserem Schiff, die in kleinen Portionen vertheilt wurden; hingegen auf den andern Schiffen, wo die Soldaten waren, befand sich gar Nichts, so daß sie am 4. Tag ihre auf's Schiff mitgebrachten Hunde tödteten und sie heißhungrig zerrissen; aber wie sollte diese kleine Portion für 840 Menschen genügen? Den fünften Tag, nachdem man allen Behörden, sogar dem englischen Admiral unsere entsetzliche Lage geschildert und jedem vorbeifahrenden Schiff um Lebensmittel nachgeschrieen hatte, erhielten wir — weder Lebensmittel, noch Antwort. Dies brachte unsere armen Soldaten auf dem neben uns stehenden Schiff zu solcher Verzweiflung, daß sie zwei dort befindliche Neger auf den Abend tödten und fressen wollten. Endlich, den 5. Abends, konnte einer unserer Chefs auf einer englischen Schaluppe zum englischen Admiral gelangen, dem er

---

[1]) Amédée Gantin vom 4. Regiment, aus der Waadt.

die traurige Lage schilderte. Darüber war der Admiral sehr erstaunt; er gab ihm einen Offizier mit, welcher ihn zum spanischen Admiral führte, der dann hoch betheuerte, der Lieferant habe ihm versichert, daß keinem Gefangenen Etwas fehle, während wir doch fünf volle Tage fasten mußten. Gleich nach der Rückkunft unseres Abgesandten langte für Jeden von uns eine Ration Brot und ein Schoppen Extra-Wein an, so daß am Abend die Freude ebenso groß war, als am Morgen die Trauer.

Den 6. erhielten wir die Nachricht, daß die Franzosen in Xeres, zwei Stunden vom Meer, eingerückt seien, und alle Augenblicke erwarteten wir sie am Ufer. Den 7. segelte eine englische Schaluppe mit einem weißen Pavillon (Zeichen eines Parlamentärs) nach St. Maria. Eine Stunde darauf (um 10 Uhr Morgens) fuhren mehrere Kanonierschaluppen nach dem Kanal vom Trocadero, und gleich bei ihrer Ankunft fingen sie an, tüchtig gegen das Land zu feuern. Gegen den Mittag fuhr ein spanisches Linienschiff zwischen das zum Theil von den Engländern ruinirte Fort Trocadero und dasjenige von Puntales und gab ganze Ladungen gegen die auf dem Land befindlichen Magazine. Das Höllenfeuer aus diesem Schiff und den 6 Schaluppen dauerte einige Stunden fort, bis wir französische Kavallerie und Infanterie sahen, die immer auf dem gleichen Fleck stehen blieben; die 6 Schaluppen feuerten die ganze Nacht hindurch gegen das Land.

Unterdessen langte wieder das Brotschiff an, und wir Schweizer bemerkten, daß die Franzosen, die ebenso wenig Geld hatten, als wir (denn ihre Chefs, denen es nicht daran fehlte, gaben ihnen selten oder Nichts, obschon Jeder täglich 6 Franken hatte) Gutscheine ausstellten. Der Kehr zum Brotfassen kam an uns; unser Ordinäremeister ging weg, worauf man uns fragte, warum dies geschehen sei; wir antworteten, wir hätten kein Geld, und sogleich, nachdem man den Chefs Vorstellungen gemacht hatte, faßten auch wir, wie die Franzosen, gegen Bons Brot.

Den 8. zogen sich die Franzosen, wie wir leicht sehen konnten, ein wenig vom Fort Trocadero zurück, worauf sogleich englische Truppen davon Besitz nahmen und unaufhörlich darin arbeiteten, um jene Seite gegen die Franzosen auszubessern. Den 9. entfernten sich die englisch-spanischen Schaluppen etwas vom Land, wobei ein starkes Musketenfeuer stattfand. Den 10. zogen sich sämmtliche Kanonierschaluppen vom Fort gegen die Carraca zurück (Carraca ist eine kleine Insel nahe bei Leon, wo eine große Schiffswerkstätte ist), denn die Spaniolen glaubten, die Franzosen würden einen Angriff darauf machen.

[B. 11. Hornung: Wir liefen gewiß ganz ungeduldig hinauf und hinunter, weil der Lebensmittel-Lieferant ankam und wir noch keine Lebensmittel zu kaufen vermochten. Als wir gerade wieder in unsere Hängematte gehen wollten, um den Hunger zu verschlafen, kam ein französischer Offizier und rief uns zu einem der Chefs. Dieser sagte uns nämlich, daß für mich 50, für zwei andere von unseren Offizieren 40 (?) Piaster[1]) angelangt seien, die wir sogleich erhielten. Dieses Geld kam alles von unseren Kaufleuten von Cadix. Stellen Sie sich nun die Freude vor, als Jeder, nachdem wir während 48 Stunden eine Zwiebelbrühe ohne Brot genossen hatten, nicht nur wieder ein ganzes Brötchen, sondern auch die fernere Existenz vor sich sah! Dies alles bewog mich, öffentlich auf dem Schiff die Bemerkung zu machen, wie es traurig und unverzeihlich sei, daß wir alliirte Schweizer bei dem Feind selbst mehr Kredit hätten, als bei unseren Chefs, worauf Niemand etwas sagen durfte. B.]

Den 19. endlich sahen wir zu unserer größten Freude mehrere spanische Kanonierschaluppen gegen das Fort St. Catalina (unweit St. Maria) segeln; allein auf einmal kamen sie ebenso

---

[1]) Diese Zahl wurde hier eingesetzt, weil im Original in Folge eines Versehens ebenfalls 50 Piaster genannt sind.

geschwind zurück, indem die Franzosen aus demselben Fort, das sie wiederhergestellt hatten, auf sie feuerten, so daß wir die Kugeln sehr gut im Wasser absitzen sahen. Der 20. Februar war wieder ein Unglückstag für mich. Während wir diesen Morgen am Tisch saßen, kam Herr Grivel (Kapitän der Garde-Marine) und gab mir das Zeichen der Erlösung. Unser gewöhnliches Wasserschiff war angekommen, auf welches wir schon lange das Auge gerichtet hatten. Man ließ die Wasserfässer heraufziehen; einige gingen hinunter, unter dem Vorwand, Brot zu kaufen. Unterdessen trat ich an eine Schießscharte, um das Zeichen zum Hinabsteigen zu erwarten. Als nun dieses gegeben wurde, konnte ich mich nicht sogleich durchdrängen, und als ich endlich auf die Treppe kam, war das Schiff schon zehn Schritte von mir entfernt, und die Segel waren aufgezogen; also war es mir unmöglich, mich darein zu setzen. Nun blieb mir Nichts übrig, als hier zu bleiben und meine lieben Kameraden absegeln zu sehen. Die Ursache ihrer so eiligen Abfahrt war die Ankunft einer englischen Kanonierschaluppe. Sobald sich die Unsrigen von unserem Schiff entfernten, fingen die sich noch im Wasserschiff befindenden Bauern an zu schreien, sprangen in das Wasser und riefen den Wachtschiffen zu, welche sogleich darauf feuerten und einen französischen marinier erschossen. Dessen ungeachtet segelte das flüchtende Schiff mitten durch die ganze Flotte, ohne aufgehalten zu werden, und strandete glücklich unweit vom Fort St. Catalina. Indessen wurden sie von mehreren englischen Kanonierschaluppen verfolgt und beschossen, jedoch ohne beschädigt zu werden.

Den 28. kam ein spanischer Kommissär, musterte uns und that uns mit wenigen Worten kund und zu wissen, daß man uns Zurückgebliebenen, bis das von unseren Kameraden weggenommene Schiff bezahlt sei, nur den halben Sold geben werde, und da hielt er Wort. Zugleich wurde bei Todtschießen verboten, während das Wasserschiff oder ein Lebensmittelschiff bei

dem unsrigen sich aufhalte, an die zunächst anstoßenden Sabords — die Stückpforten oder Schießscharten — zu gehen; selbst nicht einmal auf die obere Brücke zu gehen, wurde erlaubt. Daß die Spanier nicht scherzten, beweist folgende traurige Geschichte: eines Morgens, einige Wochen nach diesem Befehl, wollte ein Offiziersbedienter eine Schüssel mit Wasser, ohne mehr an den Befehl zu denken, zum Sabord hinausgießen, als er von einem im Schiff befindlichen spanischen Soldaten eine Kugel durch den Kopf erhielt, so daß er todt zu Boden stürzte.

Den 5. März fing ein entsetzlicher Sturmwind an, von Süden kommend. Um 11 Uhr wüthete das Meer schrecklich; die Wellen rückten in Thurmshöhe gegen unser Schiff, welches dadurch so umhergeschleudert wurde, daß um 12 Uhr der vordere Mast in das Meer stürzte; eine halbe Stunde darauf hatte der mittlere das nämliche Schicksal und stürzte unter fürchterlichem Krachen, jedoch ohne Jemand zu schaden, herunter. Kaum waren beide Masten im Meer, als ein Offizier vom benachbarten englischen Schiff zu uns kam, um uns zu fragen, ob Jemand von uns verwundet sei, und ob wir einen Arzt bedürften, welche sehr wünschenswerthe attention Jeden von uns herzlich freute. Der Sturm wurde immer heftiger; Jedermann glaubte, unser Ankerseil werde zerreißen, allein dies mußte noch nicht sein; „Gott hat uns für andere Sachen aufbehalten, wie Sie in der Folge sehen werden". Vom 5. auf den 6. änderte sich der Wind und kam von Südwesten immer heftiger; mehrere Male hörten wir Nothschüsse im Brüllen der Wellen. Den 6. mit Tagesanbruch kroch ich auf's Verdeck (denn das Gehen war wegen des Schwankens des Schiffes unmöglich), um den schrecklichen Spektakel selbst zu sehen. Mehrere spanische und portugiesische Kauffahrteischiffe und spanische Kanonierschaluppen waren auf die französische Küste geworfen, ihr Equipage ertrank oder wurde gefangen. Der 7. und die Nacht auf den 8. waren die unglücklichsten für viele hundert Familien. Der Wind,

das Meer und der Himmel, Alles war entweder in Bewegung, oder im Feuer; es schien, als wenn die ganze Welt umgekehrt werden sollte. Was nicht festgenagelt war, wurde über den Haufen geworfen; hier sah man einen Tisch, dort ein Weib, „deren es leider auch hier gibt", ein Kind, „einen Offizier", Suppenschüsseln „oder eine Kaffeekanne" durcheinander purzeln, was alles nach seiner Art Töne von sich gab und selbst in der traurigen Lage lächerlich war. Die Aussicht wurde aber um 1 Uhr ernsthafter, denn die Ankerseile mehrerer spanischer Linienschiffe zerrissen, und ungeachtet ihrer Nothschüsse getraute sich Niemand, ihnen zu Hülfe zu kommen; sie wurden an die Küste von Puerto Real geworfen, wo sie strandeten, in kurzer Zeit ihre Masten zerbrachen und in das Meer stürzten. An diesem unglücklichen Tage befanden sich in einigen Stunden 4 spanische Linienschiffe, worunter der schöne Dreibrücker «la Concepcion», eine englische und eine portugiesische Fregatte und wenigstens 25—30 Kauffahrteischiffe waren, auf obgenannter Küste gestrandet. Von letzteren kam eines ganz nahe an unser Schiff; es war ganz zertrümmert und beinahe voll Wasser, und nur der Schiffskapitän war mit einer kleinen Schaluppe darin; wir wollten ihm Seile zuwerfen, allein er gab uns durch Zeichen zu verstehen, daß man es unterlassen solle, worauf er 500—1000 Schritte von uns in der Nähe des Forts Puntales unterging.

Wir blieben indessen auch nicht nur ruhige Zuschauer, um soviel mehr, als unsere Marineoffiziere versicherten, daß wir gewiß mit auflaufendem Meer, wie die andern Schiffe, an die französische Küste zu sitzen kämen, wenn wir die Ankerseile abschneiden würden. Dies wurde sogleich von dem größten Theil beschlossen. In der Nacht vom 8. auf den 9. sollte das Ankerseil abgehauen werden; aber auch diese Freude dauerte nicht lange und mußte uns vereitelt werden, indem 6 Schildwachen mit geladenem Gewehr vor dem Ankerseil standen; die ganze Wache

blieb unter dem Gewehr, so daß Keiner von seiner Hängematte sich entfernen konnte, ohne einen Rippenstoß zu erhalten. Man erkundigte sich nach der Ursache dieses Benehmens unserer Wache und erfuhr mit nicht geringem Erstaunen, daß es mehrere Chefs waren, welche die ganze Sache dem spanischen Wachtmeister verrathen und ihm noch Geld gegeben hatten, um unseren Plan zu vereiteln; hier zeichnete sich ein gewisser Großmajor, Namens Mollard, aus. Es ist leicht zu begreifen, daß deßwegen unsere Chefs in einem Zeitpunkt, wo alle Subordination verschwunden war, vieles Unangenehme hören und noch dazu mäusestill sein mußten. Den folgenden Tag war ein völliger Aufruhr im Schiffe; Jedermann schrie laut: «Jetzt wären wir frei, wenn man uns nicht verrathen hätte!» Gerade Diejenigen waren die schlimmsten und klagten am meisten über die Verrätherei, welche am Tage zuvor so sehr dagegen gewesen waren. Den 10. endlich legte sich der Sturm; jedoch dauerten die großen Wogen noch immer bis zum 11. fort, an welchem Tage dann die Engländer und Spaniolen unaufhörlich auf die gestrandeten Kauffahrteischiffe schossen und sie verbrannten; „sie schossen aber unendlich liederlich, so daß die Flöchner nur noch beherzter wurden". Die Linienschiffe hatten, nachdem deren Mannschaft gerettet war, das nämliche Schicksal, ungeachtet, daß sich die Franzosen mit 10—12 Kanonen alle Mühe gaben, die Engländer und Spaniolen daran zu verhindern und sie davon zu entfernen.

[B. ... B.]

Den 12. gab uns die spanische Regierung wieder ein Zeichen ihrer Existenz, indem sie uns folgenden Befehl schickte, der wörtlich so lautet:

«Wenn noch ein Offizier sich untersteht, sich zu entfernen, und gefangen wird, soll er nebst zwei der zurückgebliebenen Offiziere gehängt werden; sollten aber mehrere desertiren und durchkommen, so soll die doppelte Anzahl unter den Zurückgebliebenen genommen werden.»

Dieser verruchte Befehl wurde von den Mitgliedern der spanischen Junta unterschrieben und auf deren Geheiß auf unserem Schiff angeschlagen; allein diese harte Behandlung und Drohung verfehlte ihren Zweck ganz und machte gar keinen Eindruck. Man schickte „sogleich, als der Offizier, der diese verfluchte Ordre gebracht hatte, weg war“, dem englischen Admiral eine Kopie dieses Befehls sammt einer Klage; allein keine Antwort erfolgte. Dies veranlaßte uns, einige Offiziere zu bevollmächtigen, der spanischen Regierung in Cadix unter dem 16. März folgende Antwort zu übersenden:

«Wir können keinen Ausdruck finden, Ihr Herren, um Euch unsere Verwunderung bei Empfang eines Befehls zu beschreiben, womit Ihr uns beehret. Wir mußten ihn mehrere Male durchlesen, um uns von der Möglichkeit zu überzeugen, daß Personen von einer Nation, die für civil gehalten sein will, so grausame Bedrohungen, wie diejenigen, welche in besagtem Befehl ausgedrückt sind, ausstoßen können, viel weniger solches noch gegen Offiziere thun. Dies ist eine Hintansetzung allen Anstandes und allen Ehrgefühls, auf welche wir nicht vorbereitet waren, ungeachtet aller üblen Behandlung und Herabsetzung ohne Zahl, mit welcher uns die spanische Nation gekränkt hat. Ihr Herren! Ihr macht uns für die Flucht unserer Kameraden verantwortlich; es sind also nicht mehr Diejenigen, denen die Sorge, über die Gefangenen zu wachen, anvertraut ist, die allein dafür haften sollen, sondern es sind die Gefangenen selbst, die sich bewachen müssen, und dies unter der Strafe, gehängt zu werden; welcher Umsturz aller bis auf diesen Tag bei gesitteten Völkern angenommenen Grundsätze! Welche Nation kann ein Exempel einer solchen Ungerechtigkeit aufweisen? Die Völker, die Ihr Barbaren nennt, die ihre Gefangenen zu Sklaven machen, haben sich noch nicht beifallen lassen, die Flucht Derjenigen, die ihrer Bewachung entwischten, an Denen zu rächen, die in ihren Händen blieben.

Seit wann hat man den Gedanken hegen können, daß die Liebe zum Leben uns herabwürdigen könnte, Verräther an uns selbst zu werden? Ihr habt ohne Zweifel vergessen, daß Ihr mit Militärs sprecht, die bei mehr als einer Gelegenheit bewiesen haben, daß sie den Tod nicht fürchten, und sollten sich unter uns einige finden, denen es an genügender Erfahrung im Soldatenstand gebricht, um die Gewohnheit angenommen zu haben, dem Tod im Gefecht mit Kaltblütigkeit entgegenzutreten, so haben sie, seitdem sie in Euern Händen sind, Zeit gehabt, sich mit einem Tod hinlänglich vertraut zu machen, von dem Ihr ihnen täglich das Gemälde vor Augen stellt.

Ihr Herren, Ihr habt wenig Kenntniß von dem Charakter unserer Nation, wenn Ihr nicht vorausgesehen habt, daß so herabwürdigende Maßregeln weit entfernt sind, in uns die Begierde, auch zu fliehen, zu verringern, daß sich vielmehr der Begierde, uns mit unseren Waffenbrüdern zu vereinigen, die noch viel mächtigere, wenn es möglich ist, zugesellen wird, uns vor einem Volk zu bewahren, welches fähig ist, so unerhörte Grausamkeiten auszuüben. Ihr wollt, Ihr Herren — wir können nicht daran zweifeln — uns zur Verzweiflung bringen; aber wir schwören alle, daß, was für ein Schicksal Ihr uns auch bestimmt, wir es mit dem Adel ertragen werden, welcher der Nation eigen ist, der wir angehören; wir ziehen den Tod der Schmach vor, und wir werden ihn, wenn die Zeit herannaht, dergestalt ertragen, daß wir ein Exempel von Muth und Standhaftigkeit geben, so wie Ihr hingegen ein Exempel von Ungerechtigkeit und Grausamkeit hinterlassen werdet.»

(Hierauf folgen über fünfzig Unterschriften.)

Auch auf dieses Schreiben erfolgte keine Antwort. Den 19. erwarteten wir, daß die Franzosen auf den Josephstag Etwas unternehmen würden, aber der ganze Tag verstrich in größter Ruhe. Abends wurde die Stadt St. Maria prachtvoll illuminirt.

Den 2. April hatten wir wieder einen General=Alarm auf unserem Schiff. Ein Bedienter brachte nämlich dem spanischen Wachtmeister einen geschlossenen Brief unter der Adresse des spanischen Generals. Da aber der spanische Wachtmeister keinen verschlossenen Brief annehmen durfte, ließ er denselben durch einen unserer Offiziere, der gerade da war, lesen. Er lautete mit wenigen Worten dahin, als wäre nämlich wieder ein Komplott auf unserem Schiff, welches bereit sei, bei dem ersten günstigen Wind das Ankerseil abzuhauen, und nannte sogar 6 Offiziere, die der Angeber für Rädelsführer hielt. Der Leser gab dem Wachtmeister vor, daß sie nun beide hierbei kompromittirt seien, und daß der Wachtmeister angeklagt wäre, uns die Hand zur Flucht geboten zu haben, so daß es dem Wachtmeister himmelangst wurde und er mit dem Brief sogleich zum Obersten des Schiffes lief; dieser zerriß ihn sofort, was aber die Angeklagten sehr aufbrachte, indem man die Unterschrift sehen wollte. Der Oberst versicherte aber, daß der Brief nicht unterschrieben sei, und daß er Mittel finden werde, den Bedienten, den der Wachtmeister zu erkennen glaubte, ausfindig zu machen. Nach dem Essen mußten wir alle auf die obere Brücke und einer nach dem andern bei dem spanischen Wachtmeister vorbeidefiliren; endlich wurde der Briefträger unter der Zahl der Bedienten erkannt, sogleich in Verhaft gesetzt und verhört. Den ersten Tag läugnete er Alles ab, hingegen am zweiten bekannte er und berichtete, daß ihm sein Herr (wieder obgenannter Mollard) diesen Brief gegeben, um denselben dem spanischen Wachtmeister zu bringen; natürlich konnte man diesen armen Teufel nicht abstrafen, indem er getreu den Auftrag seines Herrn vollzogen hatte. Am folgenden Tag wurde ein procès verbal gemacht, der bis zu unserer Erlösung aufbehalten wurde; der Major durfte aber sein Zimmer nicht verlassen.

Den 3. wollten einige Offiziere, die im Spital waren (denn alle Kranken wurden seit einiger Zeit auf Schiffe gebracht), ein Schiff, das mit Wasser ankam, wegnehmen und damit an das Land flüchten; allein die vier ersten wurden von der Wache, die sich im Schiff befand, erschossen oder massakrirt. Ein spanischer Geistlicher, der mit dem Schiff gekommen war, zeichnete sich hierbei aus; während die vier Offiziere in das Schiff sprangen, nahm er ein Gewehr und verwundete einen durch's Bein, worauf er ihm das Leben mit einem Sackmesser endigte.

Den 10. wurde unsere Wache von einer andern abgelöst. Der Unteroffizier derselben befahl unseren Chefs, das Zimmer auf der Lünette auf der Stelle zu verlassen, welches sie von Anfang an bewohnt hatten, indem er die Wache daselbst logiren wolle; als aber anfangs die Herren Komplimente machten, ließ der Wachtmeister die Wache, die aus 25 Mann bestand, ohne Weiteres davon Besitz nehmen, worüber wir herzlich lachten. Dies wäre gewiß nie begegnet, wenn sie sich in den jetzigen Umständen freundschaftlicher und höflicher gegen uns andere Offiziere betragen hätten.

Den 16. schiffte man auf einmal 1000 Mann Spaniolen in einer in unserer Nähe gelegenen Fregatte ein. Wir konnten aber ihre Bestimmung nicht errathen, da sie gegen Abend abfuhr und erst des Nachts aus der Bai heraussegelte, so daß wir nicht sehen konnten, welche Richtung sie genommen hatte; übrigens war den ganzen Tag eine auffallende Thätigkeit im ganzen Hafen. Den 20. zeigte uns der spanische Wachtmeister an, daß die schon lange erwartete schwere Artillerie der Franzosen in Puerto Real angelangt und daß man soeben damit beschäftigt sei, dieselbe in die dazu verfertigten Verschanzungen auf dem Trocadero aufzuführen, worauf wirklich über 50 spanische Piecen den ganzen Tag unaufhörlich feuerten, ohne daß die Franzosen einen Schuß erwiderten. Den 21. hingegen warfen die Franzosen auf die

nächstgelegenen Kriegsschiffe und Kanonierschaluppen Haubitz-granaten, worauf diese schleunig ihre Stellung verlassen und sich zurückziehen mußten. So blieb nun den Engländern Nichts mehr auf jener Seite übrig, als das auf der Erdzunge gelegene Fort Matagorda, welches sie auf das Ruhmvollste vertheidigten. Den 22. April Morgens begannen die Franzosen aus 2 Batterien mit mehr als 30 Piecen eine furchtbare Kanonade gegen das Fort Matagorda und öffneten eine Bresche, worauf es von den Engländern mit Verlust der Hälfte der Besatzung den nämlichen Tag verlassen wurde. Am folgenden Tag nahmen die Franzosen Besitz vom Fort, welches sogleich gegen das Meer hin ausgebessert wurde, ungeachtet, daß das gegenüberstehende Fort Puntales unaufhörlich bis zum 24. darauf feuerte, jedoch ohne daß das Feuer von den Franzosen beantwortet wurde.

Bis zum 1. Mai blieb Alles ruhig, so daß wir, ich und 8 gute Kameraden, uns entschlossen, den Doktor mit allerlei Krankheiten zu beluxen, um in das Spitalschiff zu gelangen, das kaum eine halbe Stunde vom Fort Matagorda vor Anker lag, und von da aus uns durch Schwimmen zu retten. Alles gelang uns sehr wohl, und am nämlichen Tag langten wir im Spital an. Bei einbrechender Nacht sollte Einer nach dem Andern in aller Stille in das Wasser hinuntersteigen und dann mit auflaufendem Meer an das Land schwimmen. In dem Augenblick, als wir schon auf der Treppe und im Begriff waren, das Seil zu verlassen, um in das Wasser zu springen, rief der oberste: «Das Wachtschiff kommt!» Schleunig stiegen wir wieder hinauf. Wir gingen wieder in unsere Betten, ruhig wartend, bis das Wachtschiff wieder abgehen würde; allein es blieb wie angeschraubt, bis das Meer wieder ablief, und wir verschoben unsere Flucht auf den folgenden Tag. Wir schliefen ruhig bis zum Morgen, als unser spanischer Wachtmeister uns alle aufweckte, aufstehen und ankleiden hieß und uns mit nicht gar höflichen Ausdrücken einer

Wache von 16—18 Mann übergab, die vor unseren Augen scharf laden mußte. Von da wurden wir auf's Hauptwachtschiff, das eine Corvette war, transportirt; unterwegs sagte uns der kommandirende Unteroffizier, daß wir daselbst unfehlbar erschossen würden. Daß es uns nicht ganz wohl bei der Sache war, ist leicht zu begreifen, da schon mehrere Offiziere und Soldaten, die desertirt und erwischt worden waren, erschossen wurden. Allein als wir daselbst anlangten, empfing uns ein Offizier, der eher einem Henker glich, und verlas uns einen Befehl der spanischen Regierung, welcher ihn beauftragte, uns — und dennoch hatte er durchaus keinen Beweis — nebst einer Rüge über unser Betragen, die aus Nichts, als den niedrigsten Ausdrücken und Schimpfworten bestand, die Wohlthat des Pardons anzuzeigen und uns hernach wieder in unsere alte Gefangenschaft, in die „Castilla" („Alt-Kastilien") zu führen, wo wir auch in kurzer Zeit anlangten.

Bis zum 15. Mai war ich etwas unpäßlich; dazu war das Meer ziemlich in Bewegung. Ich fühlte, daß ich mich erbrechen sollte, was mir bis dahin auch beim größten Sturm nicht begegnet war; deßwegen ging ich auf die Poullaine (das ist der vordere Theil des Schiffes, wo die Soldatenabtritte sind). Als ich eben daselbst einen Augenblick zugebracht hatte, verlor ich auf einmal die Besinnung und — stürze rücklings unter dem Mast de beauprès (dem vordersten kleinen Mastbaum) durch ein Loch ungefähr 6 Schuh auf einen Balken hinunter, wo ich zwischen Himmel und Erde liegen blieb. Zu meinem Glück sah mich ein Schiffsjunge hinabfallen, der sogleich Lärm machte, so daß einige unserer mariniers herbeieilten und mich in dieser Lage fanden; hierauf stiegen einige zu mir hinab und zogen mich — wie, weiß ich jetzt noch nicht — aus meiner gefährlichen Lage herauf, wo ich erst das Bewußtsein wieder erhielt, als man mich entkleidete. Im ersten Augenblick fühlte ich gar keine Schmerzen; später aber

npfand ich, daß ich eine starke Kontusion im Rückgrat und am chten Fußgelenk erhalten hatte, was ich noch mehrere Jahre achher spürte.

6. Flucht und Rückkehr.

Den nämlichen Abend, um 1/28 Uhr, entschloß man sich bei einem Westwind, unsere Befreiung mit Abschneidung unserer Ankerseile ohne weitere Ceremonie anzufangen, denn der größte Theil war dafür gestimmt, und die Widerspenstigen mußten nachgeben und mitmachen. Wie gesagt, wurde um 1/28 Uhr angefangen, mit Aexten die beiden Ankerseile abzuschneiden[1]; zu gleicher Zeit ward unsere Wache davon benachrichtigt, die, wie sie es hörte, im größten Amtseifer herunterkam; sie wurde aber auf der Treppe, ehe sie daran dachte, gepackt, desarmirt und in den untersten Schiffsraum eingesperrt. Unserem Schiff gab man unterdessen, ohne von Jemand bemerkt zu werden (wenigstens war noch kein Alarm in der Flotte), die Richtung so, daß wir, von der Fluth getrieben, gegen ein Bombardirschiff liefen, das im Vorbeifahren weggenommen werden sollte; allein dieses merkte den Spaß, hob die Anker und enfernte sich, ohne uns im Vorbeifahren zu begrüßen.

[1] Nach Schumacher hatten die beiden Taue des Pontons nicht weniger denn 28 Zoll Umfang. Schon lange vor dem festgesetzten Tage war von französischen Offizieren Schwefelsäure zur Vernichtung der Taue bereit gehalten worden; allein diese Flüssigkeit versagte im entscheidenden Augenblick ihre Wirkung. Ueber die hier erzählten Vorgänge (und die Kriegsgefangenschaft überhaupt) geben, abgesehen von Schumacher's Tagebuch, ausführliche Auskunft die erwähnten Mémoires d'un apothicaire (t. I) und die Mémoires d'un officier français prisonnier en Espagne, par un officier de la garde royale.

Wir wurden von dem Strom gegen das Fort Puntales getrieben, was ohne Zweifel die Ursache gewesen sein mag, daß uns die Engländer und Spaniolen nicht verfolgten, weil sie glaubten, daß wir daselbst stranden würden. Wir waren kaum noch 200 Schritte vom Fort entfernt, mithin ohne Extra-Hülfe vom Himmel verloren; gerade da galt auch das Sprüchwort: «wenn die Gefahr am größten, ist die Hülfe am nächsten.» So ging es jetzt auch; wir blieben nicht lange in dieser gefährlichen Lage. Der Wind, der ganz aufgehört hatte, kam nun wieder ziemlich stark. Jeder eilte mit seiner Hängematte herbei, um ein Segel zusammenzuflicken; Andere trugen Kugeln, Eisenstücke, Steine, Tische u. s. f. zur Vertheidigung auf das Verdeck, falls die Engländer und Spaniolen an unser Bord kommen sollten, was auch nicht lange anstand, denn eine halbe Stunde hernach kamen mehrere Kanonierschaluppen, umzingelten unser Schiff, welches nun ziemlich schnell vorwärts ging, und schossen uns tüchtig auf den Pelz; zwei Schaluppen wollten rechts von unserem Schiff entern; sie wurden aber so entsetzlich mit einem Kugel- und Steinregen empfangen und getroffen, daß sie nicht nur über die Hälfte ihrer Mannschaft verloren, sondern daß auch die Schiffe zerschmettert wegeilen mußten und eines davon auf 50 Schritte Entfernung von uns unterging; die andern ließen uns auf eine kleine Distanz fahren, worauf sie uns mit Kanonen nachfeuerten, deren Kugeln aber meistens über uns wegflogen. Indessen wurde doch bei diesem Anlaß unser Schiffskapitän Moreau, der von Jedermann bedauert wurde, getödtet, indem ihm die zweite Kanonenkugel auf dem Verdeck den Kopf wegriß.

Um ½11 Uhr vermehrte sich der Wind so, daß wir um 11 Uhr an der Küste von Matagorda gestrandet waren[1]). Wir warfen sogleich einen Anker, der uns noch übrig geblieben war,

[1]) Nach Schumacher's Bericht strandete das Ponton erst um 2 Uhr.

um nicht beim Ablaufen des Meeres wieder auf unseren alten Posten getrieben zu werden. Zu gleicher Zeit wurden einige Schwimmer an den ersten französischen Posten abgeschickt, um ihm unsere Ankunft zu melden. Bei unserer Strandung wurden wir so wunderbar und glücklich gestellt, daß das Fort Puntales, welches wir am meisten zu fürchten hatten, nicht unser Schiff bestreichen konnte, weil dessen Schießscharten nicht breit genug waren, um die Kanonen nach links zu richten. Indessen suchte es doch mit 10—12 Piecen das Landen der Schwimmer zu hindern, wobei aber nur wenige getroffen wurden. Dieses Schießen dauerte bis zum hellen Tag fort, worauf dann die Franzosen auf einmal aus allen Batterien im Trocadero und in Matagorda mit mehr als 50 Piecen ein fürchterliches Feuer anfingen, so daß das Fort Puntales nur schwach antwortete; dabei bemerkten wir, daß mehrere spanische Piecen unbrauchbar gemacht worden waren. Indessen wurden diese durch neue englische und spanische Kanonier- und Bombardirschiffe ersetzt, die uns meisterlich einschenkten.

Um 6 Uhr Morgens war das Meer ganz abgelaufen, so daß wir nicht mehr als 7 Schuh Tiefe hatten[1]). Dies verursachte, daß sich über 100 Personen in das Meer stürzten, um mit Hülfe eines Stückes Holz oder eines kleinen Fäßchens an das Land zu schwimmen, das jetzt bloß 50 Schritte vom Schiff entfernt war, von denen aber viele, ohne daß wir ihnen Hülfe leisten konnten, vor unseren Augen ertranken. Dieses Schicksal hatte einer von unseren Kameraden, Hauptmann Barthes vom 3. Regiment[2]); es war uns um so empfindlicher, als man in jenem Augenblick

---

[1]) Schumacher's Tagebuch weicht in dieser Angabe von der Darstellung Landolt's ab; des letztern Zahlenangaben sind jedenfalls nicht überall richtig (siehe Seite 247, Anm. 1).

[2]) Peter Joseph Wilhelm Barthes von St. Gallen.

vier Schaluppen zu unserer Hülfe auf Wagen dahersprengen ließ und wir es ihm deßwegen abgerathen hatten. Kaum waren die vier Schaluppen auf 100 Schritte von uns angelangt, so fiel eine Bombe in eine derselben, noch ehe sie im Wasser war, zerschmetterte sie und schlug die vier dazu gehörenden Matrosen todt. Die ersten angekommenen Schaluppen wurden sogleich mit Weibern und Kindern angefüllt, die zuerst gerettet werden mußten; nachher kamen die Verwundeten, und dann je 12 und 12 Mann. Um 11 Uhr kamen noch mehrere Bombardirschiffe zur Verstärkung der Spaniolen an und bombardirten uns so lästerlich, daß keine Bombe fiel, ohne unser Schiff mehr oder weniger zu berühren; entweder fielen sie in das Schiff oder zerplatzten gerade oberhalb desselben oder daneben. Um 11 Uhr fing unser Schiff an mehreren Orten an zu brennen; das Feuer wurde aber immer mit nassen Lumpen, die auf allen Brücken deßwegen in Bereitschaft waren, gelöscht. Die Ausschiffung dauerte unausgesetzt bis Abends 5 Uhr fort. Nachdem die Letzten mit den gefangenen Spaniolen am Lande angelangt waren, schickte man ein französisches Detaschement aufs Schiff zurück, um noch Etwas von unseren zurückgelassenen Effekten zu holen, denn wir hatten Nichts mitnehmen können; allein die Spaniolen und Engländer, die nicht begreifen konnten, daß wir schon alle heraus wären, richteten immerfort ein solches Höllenfeuer auf das Schiff, daß dasselbe in Brand gerieth und das Detaschement unverrichteter Sache zurückkehren mußte.

Wir hatten am Ende dieser Expedition einen Chef, der in seiner Hängematte von einer Bombe in zwei Theile getheilt wurde, und 6 Offiziere todt, 13 Offiziere und Soldaten verwundet; die Anzahl der Ertrunkenen kennt man nicht, allein ich glaube die Zahl von 120—130 Personen nicht zu übertreiben[1]). Als wir

[1]) Schumacher nennt genau die Zahl von 176 getödteten und von 742 geretteten Flüchtlingen. Unter den Todten befanden sich zwei Mann

auf dem Lande angekommen waren, wurden wir von Offizieren und Soldaten auf das Freundschaftlichste empfangen und bewirthet. Unsere Empfindung, als wir an das Land kamen, ist nicht zu schildern; Jeder glaubte zu träumen. In diesem Taumel kamen wir nach Puerto Real, wo wir einquartiert wurden und uns, Herrn Imthurn und mich, ein artiges Zimmer und eine gut bedeckte Tafel erwarteten, was wir beides mit Freuden annahmen. Nachdem wir unsere Kleider getrocknet hatten [denn beim Ueberfahren konnten unsere Schaluppen nicht ganz an das Land kommen, weßwegen wir aussteigen und über 200 Schritte weit im Meer gehen mußten[1]), wo uns bisweilen das Wasser bis unter die Arme ging], betrachteten wir von dort aus, eine Stunde weit, unsere alte Gesangenschaft, die lichterloh bis auf's Meer abbrannte; indessen bedauerten wir unsere armen, auf den andern Schiffen zurückgelassenen Kameraden.

Den folgenden Tag marschirten wir nach St. Maria, dem Hauptquartier des Marschalls Viktor († am 1. März 1841), wo wir einen Rasttag hatten und von dem dortigen Offizierskorps sehr schön gastirt wurden .... Den 19. marschirten wir nach San Lucar, wo Herr Imthurn und ich bei einem Kanonikus einquartiert wurden, der uns nicht gar höflich empfing; er wurde

der Schiffswache, welche von den feindlichen Kugeln ereilt worden waren; ihre an das Land gebrachten Gefährten wurden, sagt Schumacher, „mit guten Empfehlungen“ entlassen.

[1]) Hier liegt in Landolt's Tagebuch ein handgreiflicher Widerspruch vor: die von den Schaluppen bis zum Ufer zu Fuß zurückgelegte Distanz soll nach dieser Stelle noch 200 Schritte betragen haben, nachdem die Schaluppen die Flüchtlinge bereits eine Strecke weit vom Ponton weg transportirt hatten; nach Seite 245 aber betrug die Entfernung sogar vom Ponton bis zum Land bloß 50 Schritte; Schumacher sagt dagegen: „das Schiff stand noch etwa 24 Schuh tief im Wasser, doch auf eine Entfernung von 500—600 Schritten fanden die Schwimmer Grund“.

aber in kurzer Zeit so edificirt, daß er wie ein Lamm wurde, denn Jeder zitterte in dieser Gegend, wie er hörte, daß wir jene Gefangenen wären, die von den Pontons geflüchtet seien, weil ihnen ihr Gewissen nichts Gutes weissagte; indessen begnügten wir uns damit, es ihnen nur zu sagen, und es war schon genug, um recht höflich und gut verpflegt zu werden. . . . . Den 21. schifften wir uns auf dem Guadalquivir nach Sevilla ein, mußten aber noch zuerst Waffen vor unserer Abfahrt fassen, weil diese Gegend voll Guerillas war: jedoch segelten wir den Fluß hinauf bis in die Nacht, ohne etwas Unrichtiges bemerkt zu haben, und warfen die Anker, worauf wir die Nacht hindurch ruhig schlafen konnten. Mit Tagesanbruch lichteten wir die Anker und segelten mit gutem Wind weiter den Fluß hinauf durch die schönsten und angenehmsten Gegenden der Provinz Andalusien, ungefähr eine Stunde Entfernung an Xeres vorbei, und langten ohne Hinderniß Abends in Sevilla an. Wir freuten uns schon zum voraus darauf, sogleich einquartiert zu werden; allein wir betrogen uns sehr, da wir noch bis zum folgenden Tag auf den Schiffen bleiben mußten. Als wir uns ausschifften, musterte uns der Marschall Soult, der uns . . . endlich einquartieren ließ; „wir wurden sehr gnädig aufgenommen, so lange man ihn Nichts fragte“. Neun Tage mußten wir hier bleiben. Zwei Mal des Tags hatten wir Verlesen; die übrige Zeit sprengte man uns für Nichts und aber Nichts herum, was ich sehr wohlfeil gegeben hätte, da meine Füße ganz wund waren und ich den ganzen Tag zu Hause blieb[1]). Nach acht Tagen gab man uns Säbel oder vielmehr Schwerter und Gewehre und theilte uns in Kompagnien und Pelotons ein, welche die ältesten Offiziere kommandirten. Sevilla ist eine alte, reiche und eine von den berühmtesten und bevölkertsten Städten in ganz Spanien . . . Die Hauptkirche ist überaus groß und

---

[1]) Diese unlogisch redigirte Notiz ist wörtlich so im Original enthalten.

schön, sowie auch der königliche Palast und das Schloß, in welchem nun Herr Marschall Soult so frei war, zu logiren . . . Man zählt daselbst 120 Spitäler, die alle sehr geräumig sein sollen. Diese Stadt liegt auf dem linken Ufer des Guadalquivir in einer großen Ebene, die mit Allem, was zum Bedürfniß und zum Wohlleben nöthig, versehen ist.

Den 1. Juni marschirten wir „in guter Ordnung" mit einer Escadron Kavallerie nach Carmona, sechs Mordstunden von Sevilla, wo wir nach einem beschwerlichen Marsch und einer fast unausstehlichen Hitze Abends anlangten, nachdem Mehrere deßhalb todt zu Boden gefallen waren. Hier wurden wir wieder bei einem Kanonikus einquartiert, der uns aber sehr höflich empfing und uns seine Lebensgeschichte auf folgende Art erzählte: nachdem er 20 Jahre in spanischen Diensten gedient hatte, nahm er seinen Abschied und verheirathete sich; seine Frau gebar ihm zwei Töchter und einen Sohn, starb aber bald nachher; dies betrübte den guten Mann so sehr, daß er Kanonikus wurde. Bei dieser Erzählung rollten ihm Thränen über seine Wangen, und nach einem tiefen Seufzer fuhr er fort und sagte uns, was ihm aber jetzt noch am meisten Kummer mache, sei das, daß sein einziger Sohn als spanischer Offizier in französischer Gefangenschaft und in Frankreich sei. Wir trösteten ihn darüber, so gut wir konnten, und versicherten ihm, daß die französischen Gefangenen nicht so unmenschlich behandelt würden, wie diejenigen, welche das Unglück hatten, in Spanien gefangen zu werden, und ich ersuchte ihn, mir einen Brief an seinen Sohn mitzugeben. Allein als wir am folgenden Tag abmarschiren mußten, gab er mir nur die Adresse, mit der Bitte, ihm selbst zu schreiben, was ich auch sogleich nach meiner Ankunft in Rennes that, und später, nach einigen Jahren, nachdem ich aus Rußland nach Nancy gekommen war, wo er gefangen war, machte ich seine persönliche

Bekanntschaft, die mich immer freuen wird, da ich in ihm einen biederen Mann gefunden habe.

Den 3. Juni verließen wir Carmona und langten nach mehreren großen und beschwerlichen Märschen in Ecija an, in welchem Ort man uns auf unserem Durchmarsch als Gefangene grausam behandelt und mehrere Leute umgebracht hatte. In diesem Nest, das zwar eine artige und ziemlich große Stadt ist, zeichnete sich einer der ersten Gastwirthe aus, der uns (mehreren Offizieren), die bei ihm zu Mittag aßen, eine so unverschämte Zeche machte, daß wir sie zuerst nicht bezahlen wollten, indem wir früher mit ihm den bestimmten Preis des Essens abgemacht hatten; indessen gaben wir wegen einer Menge Volkes, das in den Hof gedrungen war und Miene machte, uns die Hälse, wie der Pöbel schrie, abzuschneiden, endlich das von uns Geforderte her und waren froh, noch mit heiler Haut davonzukommen. Bei unserer Ankunft daselbst ward mit mehreren guten Kameraden abgeredet, diesem Gastwirthe einen Besuch zu machen. Allein das Regenwetter, das uns bis dahin ganz durchnetzt hatte, verhinderte mich, in Gesellschaft hinzugehen; deßhalb ging ich allein und fand die ganze Familie nebst zwei französischen Gendarmes am Mittagessen. Die Wirthsfrau, die mich nicht kannte, lud mich sofort zum Mittagsmahl ein; der Wirth hingegen, der mich sogleich erkannte, wurde todtenblaß und konnte kein Wort reden. Um ihn noch mehr in die Aengste zu bringen, sagte ich ihm, ich wäre gekommen, ihm anzuzeigen, daß 10—12 Offiziere, die auch schon einmal hier gespiesen hätten, in zwei Stunden zum Essen kommen würden; allein es blieb bei seiner Angst. Niemand ging mehr hin, und wir verreisten am folgenden Tag nach Carlotta. Carlotta ist ein sehr schöner und neu erbauter Flecken, in einer sehr angenehmen Gegend, und ist, wie Carolina, von Schweizern und Deutschen angepflanzt und bewohnt.

Den 7. Juni trafen wir in Cordova ein[1]), wo wir vor drei Jahren[2]) beinahe am nämlichen Tag die Stadt mit Sturm weggenommen hatten und zu unserem Erstaunen am höflichsten empfangen wurden. Wir hatten hier einen Rasttag, den uns die französischen Offiziere recht angenehm machten. Morgens als den 9. brachen wir nach Carpio auf. Um 6 Uhr waren wir wieder auf der Brücke von Alcolea, wo wir die Spaniolen den 8. Juni 1808 geschlagen und zerstreut hatten, und erinnerten uns noch sehr wohl, wie glücklich wir hätten sein können, wenn wir nicht unter dem Kommando des Prinzen Murat gestanden wären. Frühe kamen wir in unserem Nachtquartier in Carpio an, dem nämlichen Ort, wo man uns so viele Leute umgebracht hatte. Jetzt aber mußten sich die Einwohner ruhig verhalten, sonst wären die Strafbaren ohne Gnade zusammengehauen oder erschossen worden. Den 11. langten wir glücklich in Andujar an, ohne unterwegs beunruhigt zu werden, wie das erste Mal.

Am folgenden Tag kamen wir nach Baylen, wo wir noch an der Straße im Wald Ueberbleibsel von rothen Röcken fanden. Den 13. marschirten wir nach Carolina. Unterwegs wurden aber sowohl Diejenigen vom dritten Schweizerregiment, als auch alle Diejenigen, welche zur Division Vedel gehört hatten, tüchtig ausgelacht. In einem Wald zwischen Baylen und Carolina machte diese Division am 19. Juli 1808, während sie uns hätte zu Hülfe kommen sollen, einen Halt und beschäftigte sich damit, Ziegen, die da weideten, todt zu schießen und einige Stunden mit Abkochen zuzubringen[3]). In Carolina sagte man uns, daß

---

[1]) Nach Schumacher am 5. Juni; überhaupt stimmen die nachfolgenden Daten über die Ankunftszeit in den einzelnen Etappen in beiden Tagebüchern nicht ganz überein.

[2]) Richtiger: vor zwei Jahren.

[3]) A. von Muralt war als Offizier der Division Vedel Augenzeuge des hier erwähnten Vorfalls, dessen in seinen Aufzeichnungen gedacht wird.

wir durch das défilé der Sierra Morena sehr auf unserer Hut sein müßten, da eine beträchtliche Anzahl Guerillas uns daselbst erwarte; allein wir kamen ohne Schuß durch das ganze défilé; wir sahen hin und wieder solche bewaffnete Haufen stehen, die aber Nichts unternahmen und uns friedlich ziehen ließen.

Durch die Provinzen Mancha und Neu-Kastilien waren beinahe alle Flecken und Dörfer abgebrannt und zerstört; nur bisweilen trafen wir verpalissadirte Blockhäuser auf der Landstraße an, worin Detaschemente waren, welche die Militärposten von einem Ort zum andern eskortiren mußten, damit sie nicht [B. von den bewaffneten Bauern weggenommen wurden. Unterwegs trafen wir täglich auf beträchtliche Haufen feindlicher Kavallerie und Infanterie, welche jedoch außer Schußweite uns auf der B.] Seite folgten, ohne uns jemals anzugreifen[1]).

Bis zum 22., da wir in Toledo einrückten, fiel nichts Neues vor. Bei unserer Ankunft trafen wir ein Bataillon Hessen an, zu welchem unser lieber Hauptmann von Senkenberg gehörte. Dieser brave Offizier wurde a° 1809 auf einer Patrouille gefangen und auf unser Schiff gebracht, wo er immer mit uns Schweizern lebte. Er erzählte seinen Kameraden, wie freundschaftlich wir ihn aufgenommen und behandelt hätten, was sie so sehr freute, daß das ganze hessische Offizierskorps uns ein Mittagessen bereitete, uns dazu einlud und auf's Freundschaftlichste behandelte.

Den 24. rückten wir in Madrid ein, wo wir einquartiert wurden. Den 25. machten wir dem König Joseph unsere Aufwartung, der uns, nachdem wir über eine Stunde auf ihn gewartet hatten, ganz gnädig empfing und einen unserer Offiziere, der noch die kleine Uniform trug, fragte, ob er beim Train sei

---

[1]) Mit diesen Worten schließt Landolt's Brouillon.

(sie war nämlich himmelblau). Nachdem er uns über mehrere Punkte unseres Schicksals befragt hatte, ließ er uns wieder abdefiliren, indem er dem k. Schatzmeister den für uns angenehmen Auftrag ertheilte, einem Jeden von uns 100 Franken als Gratifikation auszuzahlen, was uns sehr willkommen war, indem wir ungeachtet der Einquartierung dennoch bei einem traiteur für unser Geld essen mußten.

Den 26. wurde der Frohnleichnamstag mit einer Prozession gefeiert. Der König Joseph selbst war dabei, von seinem ganzen Generalstab, dem Hof, der Geistlichkeit, den gardes zu Pferd und zu Fuß begleitet. Die Pracht und Kostbarkeit dieser Prozessionen, die nirgends in der Welt so übertrieben werden, wie eben in Madrid, ist nicht zu beschreiben. Was mir aber an der ganzen Ceremonie am besten gefiel, waren die königlichen gardes zu Pferd, die den ersten Familien angehörten, mit den schönsten andalusischen Hengsten beritten und ebenfalls ungeheuer kostbar gekleidet und equipirt waren, freilich aber auch nur zum Paradiren gebraucht wurden und einen schicklichen Ort fanden, um nicht in den Krieg gehen zu müssen.

Den 27. benachrichtigte man uns, daß am Abend ein großes Stiergefecht abgehalten werde, welches seit der Abwesenheit des Königs Ferdinand das erste war[1]). Da ich dieses Nationalfest der Spaniolen noch nie gesehen hatte, entschloß ich mich, mir ebenfalls ein Billet dafür zu verschaffen, und ging mit meinen Kameraden zur bestimmten Zeit in das dazu erbaute Spektakelhaus, das bei unserer Ankunft schon vollgestopft war, und man versicherte mir, daß über 10,000 Menschen gegenwärtig seien. Nachdem wir ziemlich lange hatten warten müssen, erschien endlich Seine Majestät der König Joseph, von den Spaniolen mit dem Spottnamen

---

[1]) Landolt irrt sich, denn auch der Einzug des Königs Joseph in Madrid wurde durch ein Stiergefecht verherrlicht.

«Pepi bouteilla» [1]) benannt, und das unmenschliche Schauspiel fing auf folgende Art an:

Es öffnete sich gegen Norden eine Porte, durch die 12 altspanisch gekleidete Reiter mit langen Stangen, an deren Ende eine kleine Spitze, einen halben Zoll lang, angebracht war, und 20—25 Mann zu Fuß, die mit kurzen Degen versehen waren, auf den Kampfplatz marschirten; hier begehrten sie dann, sich gegen den König wendend, mit einem Fußfall die Erlaubniß zum Kämpfen, was ihnen mit einem gnädigen Wink erlaubt wurde. Die Kämpfer bedankten sich mit einer tiefen Verbeugung und begaben sich auf den Platz. Hierauf kam ein Anderer, der dem Stallknecht feierlich den Schlüssel übergab, um einen schon so lange erwarteten Stier auf den Platz herauszulassen, welchem 2 Reiter und 10 Mann zu Fuß aufwarten sollten. Kaum war die Thüre geöffnet, so kam das wüthende Thier im Galopp dahergesprengt, sah sich nach seinen Feinden um und stürzte sich auf einen Reiter, der ihn aber sehr geschickt mit seiner Lanze, welche er ihm in den Nacken stieß, abwies. Von diesem setzte er an den andern Reiter, der nicht so glücklich war, wie der erste, sondern sammt seinem Pferd über den Haufen geworfen wurde. In dem Augenblick, als der Stier den Ueberwundenen durchbohren wollte, eilten einige Leute zu Fuß herbei, warfen dem Stier einen Mantel über den Kopf, so daß er noch rasender wurde; zugleich steckte man ihm mehrere kleine Pfeilchen in den Leib, welche mit Mordschlägen versehen waren und beim Zerplatzen einen ziemlich starken Knall von sich gaben, wodurch das arme Thier in die größte Wuth getrieben ward. Endlich kam Einer zu Fuß, welchen ich für den Meister dieser Henkerskerle hielt; in der linken Hand hielt er ein rothes Fähnchen, in der rechten einen 2½ bis 3 Fuß langen Degen, und ließ den Stier auf sich zuspringen, der dann sogleich auf

[1]) Pepe botella = „Flaschensepperl“.

das Fähnchen setzte; aber in dem Augenblick, als der Stier das Fähnchen berührte, hatte er schon den Degen im Nacken, so daß er todt zusammenstürzte, worauf der Sieger beklatscht und der Ueberwundene weggeschleppt wurde. Ein Stier riß fünf Pferden nach einander die Bäuche auf, was den Spaniolen männlichen und weiblichen Geschlechts eine solche Herzensfreude machte, daß man die Zufriedenheit in ihren Gesichtern lesen konnte, und die Frauen sahen mit kaltem Blute zu, wie diese armen Pferde mit aufgeschlitztem Bauch, auf ihre Gedärme tretend, noch fechten mußten. So ging diese grausame Lustpartie ununterbrochen fort, bis 13 Stiere und etwa 20 Pferde zu Grunde gerichtet waren. Einige Menschen kamen bei diesem Anlaß mit starken Quetschungen davon, während sonst gewöhnlich einige todt auf dem Platze bleiben. Dieses Nationalfest empörte mich so sehr, daß ich mit dem heiligen Versprechen wegging, niemals mehr diese Grausamkeit mit anzusehen. Wer sie indessen noch nicht gesehen, sondern nur davon gehört hat, muß sich selbst von der gefühllosen und künstlich erfundenen Grausamkeit überzeugen.

Nachdem wir nun 5 Tage in Madrid auf andere Truppen gewartet hatten, brachen wir am 28. wieder nach Valladolid auf, wo wir nach einigen beschwerlichen Märschen den 1. Juli anlangten. Zu unserer großen Freude trafen wir unvermuthet unser erstes Bataillon an. Der Erste, welcher uns vor die Barrieren entgegenkam, war Herr Rüscheler, Herr aide-major Bleuler und die andern Herren Offiziere des Bataillons; allein zu meinem größten Verdruß fand ich Hans Füßli nicht hier[1]), der gerade damals in Tordesillas detaschirt war, mithin an den vielen Freuden, die uns die Herren Offiziere seines Bataillons machten, keinen Antheil nehmen konnte. Während unseres Auf-

[1]) Hans Rüscheler, Salomon Bleuler und Hans Füßli von Zürich, Hauptleute des vierten Schweizerregiments.

enthalts in Valladolid erhielten wir vom Zahlmeister eine hinlängliche Summe Geld, womit wir uns Pferde verschaffen konnten, d. h. wohl verstanden auf Kredit! Den 4. marschirten wir wieder von da nach Burgos ab und wurden von unseren alten und neuen Bekannten auf eine kleine Strecke weit begleitet.

Als wir in Burgos anlangten, fanden wir, daß dessen Schloß in unserer Abwesenheit sehr stark befestigt worden und mit einer sehr zahlreichen Garnison versehen war. Auch in der Stadt selbst waren ziemlich viele Truppen von allen Arten. Den 10. rückten wir in Briviesca ein, wo ich sogleich meinen geistlichen Herrn, damals noch Spitaldirektor, im Spital selbst besuchte; er sagte mir, nachdem ich nach meiner 80jährigen Wirthin gefragt hatte, bei welcher ich a° 1808 so gut und freundschaftlich bewirthet worden war, daß sie gestorben sei. Als dieser ehrliche Mann vernahm, wie wir in unserer Gefangenschaft so übel behandelt worden, und daß wir Alles verloren hätten, sagte er mir äußerst freundschaftlich: «Nun, Herr Hauptmann, werden Sie ohne Zweifel Geld auf die Reise brauchen; wie viel wollen Sie?» Ich dankte ihm höflich dafür, indem ich bis nach Frankreich genug Geld hätte; aber dessen ungeachtet wollte er mir durchaus 50 Louis d'or aufdringen, was ich ihm aus zwei Rücksichten ausschlug: erstens hätte ich nicht gewußt, wie ich ihm das mir anvertraute Geld hätte zurückgeben können, indem alle Straßen unsicher waren, und zweitens wäre es leicht möglich gewesen, noch einmal unterwegs nach Bayonne Alles zu verlieren. Hierauf empfahl ich mich und kehrte in mein Quartier zurück, welches ich dieses Mal bei einem armen Bürger hatte.

Den folgenden Tag, als den 11., traten wir unseren Marsch nach Vittoria an, wo wir den 13. anlangten. Als wir bei unserem Einmarsch in Spanien beinahe einen Monat in Vittoria zubrachten, machte ich mit einem sehr wohlhabenden Bürger, der ein guter Jäger war, Bekanntschaft. An diesen wandte ich

mich nun bei meiner Rückkunft, einen guten Hühnerhund zu kaufen. Sogleich führte er mich zu einem Herrn, der eine sehr schöne Hündin hatte; wie ich sie sah, war der Handel bald abgemacht, und ich nahm sie mit mir in das Quartier. Den nämlichen Abend kam der Jäger zu mir in das Haus und klagte mir, daß ein französischer Soldat ihm seinen besten Windhund gestohlen habe. Da wir den folgenden Morgen um 3 Uhr abmarschirten, befahl ich ihm, sich um 2 Uhr schon bei der Porte einzufinden, wo ich ihn dann erwarten wolle. Schon war die Kolonne vorbeimarschirt, als unter den Nachzüglern ein Bedienter von einem französischen Großmajor den Hund an einem Seil daherführte. Der Jäger rief nun seinen Hund beim Namen, und sogleich sprang er an seinem Herrn auf; hierauf ließ ich ohne Komplimente den Hund seinem Eigenthümer zustellen. Kaum waren wir zwei Stunden von Vittoria entfernt, so kam mein Bedienter und sagte mir, mein Hund, der am Glied von den Franzosen gestoßen worden, habe sich aus dem Halsband losmachen können und sei davongelaufen. Sogleich kehrte ich um und folgte ihm fast eine Stunde, denn ich sah ihn immer auf eine kleine Distanz vor mir herlaufen; allein in dem Augenblick, als ich im Begriff war, ihn zu fangen, sah ich vier bewaffnete Reiter aus dem Holz kommen, die ihren Weg gegen mich nahmen. Da ich diesen Herren keineswegs traute und nicht mehr gefangen sein wollte, ließ ich meinen Hund laufen und ritt, so geschwind ich konnte, zu meinen Kameraden zurück.

Es fiel nichts Bedeutendes mehr vor bis nach Bayonne, wo wir mit vielen Freuden den 19. Juli einrückten und bis zum 23. blieben; darauf marschirten wir nach Rennes ab, wo wir nach 30 Tagen anlangten und gleichfalls von unseren alten und neuen Kameraden äußerst freundschaftlich empfangen wurden. Den 13. August 1810 kam also der Ueberrest unseres Bataillons, das in der Gegend von Cadix gefangen war, 10 Offiziere, 15

Unteroffiziere und Soldaten, an. Noch blieben Herr Oberst Freuler, aide-major Sonnenberg, Herr Hauptmann Buol und mehrere Offiziere bis 1814 in englischer Gefangenschaft in Schottland zurück [1]). Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich, in Rennes angelangt, meinem zurückgelassenen und im Magazin abgegebenen Koffer nachfragte und derselbe offen und ganz geplündert war, denn ich hinterließ in demselben meine chatouille, Kleider und Wäsche, die ich nicht hatte mitnehmen wollen, um sie nicht im Kriege zu verlieren! Es ist leicht zu begreifen, daß ich in diesem Augenblick, wo ich Alles verloren hatte und wieder anschaffen mußte, sehr in Verlegenheit war; indessen erhielt ich später die chatouille mit einem Theil des Inhalts nebst dem leeren Koffer zurück. Die Ursache war, daß man mich zu voreilig todt glaubte und annahm, daß ich nie wieder erscheinen werde und ihn nicht mehr brauche. Auch da mußte ich mich willig darein schicken, um nicht Leute zu kompromittiren, die es mir in derselben Zeit nicht ersetzen konnten und durch Geldesnoth dazu verleitet worden waren.

---

[1]) Ludwig von Sonnenberg von Luzern, Adjutant-Major. Stephan von Buol aus Chur, Freuler und Sonnenberg befanden sich zur Zeit der Rückkehr Landolt's nach einem im Bundesarchiv vorhandenen Rapport in der Kriegsgefangenschaft zu Moreton (Hampstead, Grafschaft Devonshire), Buol in Crediton (in der nämlichen Grafschaft); folglich waren alle drei in England und nicht in Schottland internirt, wo allerdings andere kriegsgefangene Schweizer damals lebten. Auch ist Sonnenberg nicht erst 1814, sondern bereits Ende Juli 1811 aus England nach Frankreich zurückgekehrt (vgl. a. a. O. II, 518).

Bericht des Antistes Heß
über seinen Antheil an den Vorgängen des 29. Januar 1798.

Mitgetheilt von Dr. O. Hunziker.

Unter den Papieren, die aus dem Nachlaß des Antistes Heß[1]) ins zürcherische Staatsarchiv gelangt sind, befindet sich auch ein Bericht desselben über den Besuch, den er zur Ankündigung der soeben beschlossenen Amnestie über die vom Memorial- und Stäfnerhandel Verurtheilten, aus Auftrag des Großen Rathes, im Oetenbach noch am Abend des 29. Januar 1798 gemacht hat. Dieser Bericht, ohne jeden Titel oder Adresse, vielleicht auch nur zu Privatzwecken bestimmt[2]), umfaßt $9^1/_4$ Quartseiten, und trägt eigenhändige Korrekturen und die Unterschrift des Berichterstatters.

Als gegen Ende des Jahres 1797 der Horizont für die alte Eidgenossenschaft sich verdüsterte, bildete im Kanton Zürich das Loos der von jenen Staatsprozessen betroffenen Männer in

---

[1]) J. J. Heß, geb. 1741, Diakon am Fraumünster 1777, Antistes und damit zugleich Pfarrer am Großmünster 1795, gest. 1828.

[2]) Heß las ihn am 2. Februar 1798 seinen geistlichen Collegen vor; siehe „Joh. Casp. Lavaters Bülletins an Häfelin und Stolz" im Zürcher Taschenbuch 1885, p. 221, unterm 3. Februar: „Gestern waren das erste Mal alle Stadtprediger bei Herrn Antistes Heß . . . Antistes las uns seine Besuchgeschichte bei Bodmern und den Staatsgefangenen."

erster Linie den Gegenstand der Klagen und Wünsche des Landvolks. Dieß trat zu voller Klarheit hervor, als in Folge des Beschlusses, den der Rath der Zweihundert am 17. Januar 1798 gefaßt, vier Deputationen die Landschaft bereisten, um die Beschwerden der Bevölkerung entgegenzunehmen. Am gleichen Tage, da die Abgeordneten vor Räth und Burger Bericht erstatteten, den 29. Januar 1788, wurde daher, vornemlich in Folge des entschiedenen Auftretens des Bürgermeisters David v. Wyß, eine vollständige Amnestie beschlossen: „es sollen alle aus Veranlassung der innern Unruhen von a° 1794 und 1795 gefänglich eingezogenen, verwiesenen, flüchtig gewordenen, oder mit Geldbußen, Kriegsanlagen oder auf andere Weise bestraften Personen theils auf freien Fuß gestellt, theils in ihre Heimat zurückgelassen, theils wiederum in den Besitz ihrer Ehre und der bezahlten Bußen, Anlagen oder confiscirten Güter eingesetzt werden. Auch sollen die obere und untere Wacht der Gemeinde Stäfa ihre noch in hiesiger Verwahrung liegenden Waffen zurückerhalten. So wie indeß den betreffenden Angehörigen eine gänzliche Vergessenheit jener unruhigen Vorfälle bewilligt werde, um alle daraus entstandene und für das allgemeine Beste nachtheilige Bitterkeit auszulöschen — ebenso verordnen Hochdieselben[1]) auch bestimmt, daß Niemand gegen irgend einen Amnestirten und gleichmäßig kein Amnestirter gegen irgend Jemand, das Vorgefallene mit Worten oder mit Werken im Mindesten zu ahnden sich unterfangen solle."

Die Loslassung der Gefangenen sollte nach dem Wunsch des Bürgermeisters v. Wyß „auf's Graziöseste" erfolgen. Eine Deputation von sechs Rathsmitgliedern, an ihrer Spitze Rathsherr

---

1) Bürgermeister, Kleine und Große Räthe der Stadt und Republik Zürich.

2) Dr. med. Diethelm Lavater (des Pfarrers J. C. Lavater jüngerer Bruder), geb. 1743, gest. 1826. Vgl. über ihn das Neujahrsblatt des Waisenhauses 1852 (v. Dr. C. Lavater).

Lavater [2]), erhielt die Aufgabe, sie am Morgen des 30. Januar feierlich und ehrenvoll aus dem Verhaft zu entlassen; noch am Abend des 29. sollte Herr Antistes Heß mit den beiden Geistlichen am Oetenbach [1]) ihnen die Wendung ihres Schicksals anzeigen.

Die im Oetenbach vom Stäfnerhandel her in Verhaft befindlichen Männer, denen der Antistes nun die Amnestie anzukündigen hatte, waren [2]):

Seckelmeister Joh. Jakob Bodmer von Stäfa, „Vater Bodmer", geb. 1733, zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, später helvetischer Senator, † 1806 in Goßau.

Seckelmeister Heinrich Fierz von Küsnach, geb. 1738, ebenfalls zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt, † 1798.

Seckelmeister Rudolf Pfenninger von Stäfa, zu zwanzigjährigem Gefängniß verurtheilt.

Kapitän Heinrich Bleuler von Küsnach, zu zehnjährigem Gefängniß verurtheilt.

Hauptmann Heinrich Hüni im Hof-Horgen, zu zehnjährigem Gefängniß verurtheilt.

Stabhalter Jakob Schmid von Horgen, zu zehnjährigem Gefängniß verurtheilt.

Seckelmeister Heß v. Wald, zu vierjährigem Gefängniß verurtheilt.

Lieutenant R. Bodmer von Stäfa, zu dreijährigem Gefängniß verurtheilt.

---

1) Hartmann Kramer, geb. 1773, Diakon am Oetenbach 1794, Pfarrer 1795, später Pfarrer in Gachnang, † 1803. Heinrich Locher, geb. 1773, Diakon am Oetenbach 1796, Pfarrer 1799, † als Pfarrer in Baden 1847 (Wirz, Etat des Zürcher Ministeriums).

2) Ich entnehme das Verzeichniß der „Geschichte der politischen Bewegung im Kanton Zürich vom Jahre 1795", p. 28 ff. In Pfenninger's Selbstbiographie ist auch das Gedicht eines Inhaftirten W. aufgenommen (p. 99); vielleicht liegt hier ein Druckfehler vor.

Maler Aschmann von Thalweil, zu dreijährigem Gefängniß verurtheilt,

und wohl auch:

Chirurg Bodmer von Stäfa, Sohn von „Vater Bodmer", der bis zur Ueberbringung in einen fremden Erdtheil hätte im Zuchthaus aufbewahrt werden sollen.

* * *

Den 29. Jenner Abends nach 5 Uhr kommt Hr. Rathsherr Lavater aus der Räth- und Bürger-Versammlung zu mir mit der Anzeige, UGnHherren hätten einmüthig beschlossen, den sämmtlichen in das Stäfener Geschäft verwickelten Männern eine vollkommene Amnestie angedeihen zu lassen. Hiezu sei eine Commission unter seinem Präsidio niedergesetzt, mit Zuzug des Antistes. Die vorläufige Ankündigung dieser guten Botschaft könne den im Zuchthaus Verhafteten am schicklichsten diesen Abend noch geschehen, es sei nun von mir allein oder im Beisein Herrn Pfarrers und Diakons am Waisenhause. Indem ich mich anschicke, diesen ebenso angenehmen als wichtigen Auftrag sogleich zu vollziehen, schreibt Hr. Rathsherr ein paar Zeilen, auf deren Vorweisung die Verhaftsgemächer geöffnet werden sollten, es sei nun daß ich mit einem oder einigen allein, oder mit allen zugleich würde reden wollen.

Ich ging allein hin, und ließ mir zuerst des Seckelmeisters Bodmer Stube öffnen, mit welchem ich mich solange allein unterreden wolle, bis Herr Pfarrer Kramer und Herr Diacon Locher, denen ich es anzeigen ließ, auch gekommen sein würden. Ich konnte so eine gute Weile mit Bodmern allein sprechen. Beim Eintritt (er kam mit einem Öllämpchen bis an die Thür entgegen) frappirte mich des Mannes würdige Bildung und sehr anständiges Benehmen. Sobald ihm mein Name gesagt worden und wir uns nun allein befanden, erwiederte er nochmals freundlich meinen Eintrittsgruß und schien mit einiger, doch nicht sehr

merkbarer Befremdung zu erwarten, was ich mit ihm zu reden haben würde. Daß er gerade das, was ich ihm anzuzeigen hatte, erwarte, davon war nicht die mindeste Spur zu sehen. Ich sagte: Was mir auch schon von seiner guten Zeitanwendung in der Gefangenschaft erzählt worden, habe mir mehr als einmal Lust gemacht ihn zu besuchen; aber die Umstände haben es bisher nicht erlaubt. Es sei schwer, bei widrigem Schicksal sich gut und friedlich fassen [zu] können (doch werde er das nun immer besser gelernt haben), ebensoschwer aber, oder noch schwerer sei es, bei wiederkehrendem Glück sich ebensogut und christlich [zu] benehmen (zumal wenn unerwartet etwas höchst Angenehmes erfolge) und diese Glücksverwandlung mit Mäßigung, sowie jene mit Gelassenheit, zu ertragen.

Da ich ihn mit gesetztem Ernst zuhören sah, wollte ich nach einer kurzen Pause zur Hauptsache kommen. Er sagte aber noch etwas unterzwischen von der Freude, die mein Besuch ihm mache; da er sich erinnere, mich auch einmal in der Fraumünsterkirche gesehen, und während seines Arrests ein Buch, die Patriarchengeschichte genannt, gelesen zu haben, welches ihm nebst einem andern von Herrn Pfarrer Lavater eine angenehme Lektur gewesen. Ich machte hieraus den Schluß, daß er entweder auch hier seinen gesetzten ruhig-ernsten Charakter zu behaupten sich vorgenommen, oder daß, was ich als Einleitung vorausgeschickt hatte, ihn wirklich noch nichts sogar wichtiges, sein Schicksal betreffend, ahnen lasse. Ich kam also zur Hauptsache: „Lieber Freund! Einen Auftrag hab' ich an Euch, ich dürfte wohl sagen vom allerhöchsten Orte her; denn einer höhern, einer göttlichen Leitung, die ihr, als Christ, kennen und verehren werdet, ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, was Eurethalben verfügt worden ist. Aber auch schon als ein Auftrag von Menschen hätte mir heute kein angenehmerer gemacht werden können; und so wird er auch euch vorkommen. Vor kaum einer halben Stunde kommt

mir ab dem Rathhause eine Botschaft, und ein hochobrigkeitlicher Auftrag, Euch anzuzeigen, was Euer und der übrigen Verhafteten halber in der hohen Rathsversammlung heute einmüthig sei beschlossen worden: Euch und ihnen ist eine gänzliche und vollkommene Amnestie huldreich bewilliget, kraft welcher ihr nicht nur euers Arrests entlassen, sondern mit Ehre und Gut in euren vorigen Zustand zurückversetzt werdet (ich sprach diese Worte langsam und mit Feierlichkeit). Morgen oder sobald als möglich wird euch vor einer zur Vollziehung dessen verordneten Ehrenkommission das Umständlichere hierüber angezeigt werden."

So gefaßt und ruhig er bisher alles angehört hatte, so fing er jetzt mit einmal an zu weinen; doch ohne darum die männlich gesetzte Haltung zu verlieren. Nur ward es ihm jetzt leichter sich in Worten mitzutheilen! Und das so traulich und offen, als man es von einem nicht wortreichen und Alles, was er redet, wohlabwägenden Mann, erwarten konnte. Seine Miene ward merklich heiterer, da sie schon vorher nicht ganz finster gewesen war. Seine Äußerung war freilich nicht eigentlich Danksagung eines Begnadigten. Da ich es aber eine Probe huldreicher landesväterlicher Großmuth nannte, was über ihn verfügt worden sei, so glaubte ich zu bemerken, daß er es auch wirklich selbst dafür ansehe, wenn er schon sich nicht ausdrücklich äußerte. Sehr gut nahm ers auf, als ich nun fortfuhr und ihm folgendes zu bedenken gab: Es komme nun, wenn er als Christ handeln und zugleich der Absicht dieser landesväterlichen Huld und Güte entsprechen wolle, auf 2 Dinge an: einmal darauf, daß er alle Bitterkeit gegen die Landesregierung und gegen Jedermann, die etwa noch in seinem Herzen sein möchte, gänzlich unterdrücke. Dies traue ich ihm zu, und könne nicht anders als es ihm zutrauen, wenn das, was man mir von seiner Liebe zu Gottes Wort gesagt habe, gegründet sei, und die Proben, die

er davon gegeben, ächt und aufrichtig seien. Ja, ich traue ihm noch mehr als nur das zu; etwas was ihm bei Gott und guten Menschen wahre Ehre machen und der rühmlichste Sieg sein werde, den er über sich selbst erhalte; wenn er, nach seiner Heimkehr zu den Seinen, bei jeder Gelegenheit trachten werde, auch seinen Gemeindsgenossen und Mitbürgern immer mehr Achtung und Zutrauen gegen eine wirklich achtungs- und zutrauenswürdige Obrigkeit beizubringen; wenn er Andern hierin noch selbst mit seinem Beispiel vorleuchten werde. Was ich auch damals schon, wie er von den Herren Geistlichen beim Großen Münster besucht worden, mir von seinem Benehmen und Charakter habe erzählen lassen, mache mich glauben, er sei als Mann und als Christ eines so edeln Sieges über sich selbst wirklich fähig. Er schien dies sehr gern zu hören; wie denn überhaupt sein Charakter von Seite der Ehre und des guten Zutrauens, das man zu seiner Seelenstärke habe, besonders rührbar scheint. Bei seinen meist abgebrochenen Äußerungen der Freude kam es noch ein paarmal zu Thränen; am meisten aber freute mich, in keiner einzigen Äußerung etwas zu entdecken, das einen Überrest von Bitterkeit beim Zurückdenken ans Vergangene verrathen hätte; wie er denn auch eigentlich nichts zur Rechtfertigung ehemaliger Schritte sagte; man wollte denn das dafür ansehen, daß er mehr als einmal, mit Affekt sagte: „Frieden und Eintracht hab ich immer geliebet!"

Über diesem Gespräche kommt Herr Pfarrer Kramer ins Zimmer, welchem ich nochmals, in Seckelmeister Bodmers Gegenwart (absichtlich) erzählte, was ich mit ihm geredet und was ich ihm besonders des künftigen Betragens halber für Vorstellungen gemacht habe. Ich faßte es kürzer zusammen, um es Bodmern auf diese Art nochmals einzuprägen. Herr Pfarrer Kramer brachte mir ein Billet von Herrn Pfarrer Lavater, der mir in seines Bruders, Herrn Rathsherrn, Namen einen Wink gab:

„Es sollte wohl auch über die Art und Weise d[es] Heimkehrens etwas Adoucirendes gesagt werden." [Nach-]dem ich dies las, fing Hr. Pfarrer Kramer auch noch s[ehr] zweckmäßig mit Seckelmeister Bodmer zu reden an, erinnerte ihn freundschaftlich an Gespräche, die er während dieser Arrestzeit mit ihm gehalten, an manches Vergnügen, das ihm, Herrn Pfarrer selbst, dieser öftere Umgang und Anlaß ihn kennen zu lernen gemacht habe, fügte dann noch einige passende Erinnerungen in einem Ton und auf eine Art, die wirklich guten Eindruck zu machen schien, bei. Nun wurde das Gespräch immer noch freier und traulicher. Nachdem ich in Rücksicht auf einen schriftlichen Wink noch das Nöthige gesagt und Bodmern auch den leisesten Gedanken, als ob noch etwas Genirendes, Unehrenhaftes in der Art seiner Entlassung und Heimkehr liegen könnte (worüber er doch auch bisher keine Besorgniß oder Unruhe hatte blicken lassen) benommen hatte, so fiel das übrige Gespräch auf das von Herrn Helfer Locher ihm vor wenigen Tagen mitgetheilte obrigkeitliche Proklama[1]). „In diesem" sagte Bodmer, „herrscht ein recht väterlicher Ton: wie ich es immer gewünscht hätte. Es that mir wohl, so etwas zu lesen". — Nun lenkte sich das Gespräch nochmals auf die künftig zu beobachtende Treue und Ergebenheit gegen die Regierung. Ich nahm einen Händedruck, den er mir gab, so auf, als ob er wirklich ein Handgelübd diesfalls habe thun wollen. — Beim Abschied sagte ich ihm: ich verlasse ihn nicht als einen Menschen, den ich nie wieder zu sehen hoffte; es werde mich freuen, die Bekanntschaft mit ihm zu unterhalten; mein Haus soll ihm offen stehen. Das schien ihm Freude zu machen. Und so auch das, als ich ihm noch sagte: In einem Brief, den ich unlängst vom Herrn Pfarrer zu Stäfa empfangen, sei seiner ehmaligen Verdienste um diese Gemeinde, als Seckelmeister, mit Ruhm gedacht. Wirklich ward er jetzt so heiter und

[1]) Vom 17. Januar 1798.

frohen Muths, daß er uns mit den Worten verließ: „Weil ich nun wieder frei bin, so darf und will ich die Herren auch ein wenig begleiten"; da er denn mit seiner Lampe etwa sechs Schritte weit außer das Zimmer ging und uns für unsern Besuch nochmals herzlich dankte.

Folgenden Tags vernahm ich, daß gleich, nachdem wir auch mit den andern Verhafteten das Nöthige geredet hatten, er dieselben auf seine Stube kommen lassen und zu ihnen gesagt habe: „Höret, lieben Freunde, wenn der Vater wieder gut ist, so stünde es den Kindern nicht wohl an, wenn sie Trotz oder Verachtung gegen ihn bezeigten." — Auch vor der Ehrenkommission soll er sich ebenso gut und schön benommen haben.

Aus Bodmers Stube ging ich mit Herrn Pfarrer Kramer in die des Seckelmeisters Fierz von Küsnacht, wohin bald nach uns auch Herr Diakon Locher kam. Auch hier fiel mir zunächst des großen wohlgebildeten Mannes gutes Aussehen, offene Miene, und ungezwungenes anständiges Benehmen auf. Er schien sich über den Besuch, schon als Besuch, zu freuen; und wenn er Herrn Pfarrern allein gesehen hätte, so würde er wohl gar nichts anders als eine gewohnte Aufmunterung und freundliches Gespräch erwartet haben; etwas das diesem Mann wohl stärkeres Bedürfniß als jenem, von dem wir eben kamen, sein mochte. Jener konnte auch eher durch sein gesetztes bedachtsames Horchen in einige Verlegenheit setzen, wie ihm die Sache zu eröffnen sei als dieser. In der Hauptsache nahm mein Vortrag den gleichen Gang wie bei Bodmern. Ich fühlte mich aber durch den für mich wirklich rührend gewesenen Abschied von Bodmern merklich erleichtert, und fühlte, daß ich es mit Männern zu thun habe, die keineswegs zu den rohen und unempfindsamen gehören; auch gefiel mir schon die Zutraulichkeit, womit er uns, besonders den ihm so wohlbekannten Herrn Pfarrer, und dieser ihn, bewillkommte. Sobald er aus dem Vortrag merkte, wo es hinauswolle, war

die Rührung seines Herzens sichtbar; ich schreibe es mehr dieser starken Rührung als einem eigentlichen Vorsatz, seine Unschuld nochmals zu behaupten zu, daß er, unter Thränen, mit sehr herzlichem Tone sagte: er finde sich einmal böser Absichten und Gesinnungen gegen seine Obrigkeit unschuldig. Es mischte sich so wenig Bitteres in diese Äußerung, daß ich sie wirklich nicht so aufnehmen konnte, als ob er sich nochmals hätte beklagen wollen, es sei ihm im eigentlichsten Sinn Unrecht geschehen. Da ich auf den Punkt seines künftigen Verhaltens und wie er durch vorleuchtendes Beispiel der Treue und Ergebenheit an die Regierung, die ihm jetzt diese Probe ihrer huldreichen Gesinnungen und Wohlwollens, ohne alle Rücksicht auf das Vergangene gebe, Vieles wieder werde gut machen können, so versicherte er unter Thränen, und nachher durch einen Händedruck, daß er dies thun und sich als ein treuer Angehöriger lebenslang bezeigen wolle. Ich bemerkte an ihm so wenig als an Bodmern etwas Zweideutiges oder Steifstolzes, das ihn verleitet haben könnte, die Empfindung des Dankes bei sich selbst zu schwächen oder zu unterdrücken. Er legte mir auch über die eigentliche Veranlassung dieser so unerwartet-vollkommnen Amnestie keine Fragen vor, deren Beantwortung in einige Verlegenheit gesetzt haben könnte, sondern überließ sich gänzlich nur dem Eindruck, den die frohe Botschaft selbst auf ihn machen mußte. Herr Pfarrer und Herr Helfer fügten noch einige sehr passende Erinnerungen und Hoffnungsäußerungen seines künftigen Betragens halber bei. Da er sah, wie sehr wir alle drei auch selbst gerührt waren, so wurden seine Äußerungen immer herzlicher und der Abschied noch am allermeisten.

Da die Zeit nicht erlaubte, die übrigen Verhafteten noch jeden absönderlich in seinem Gemach zu besuchen, so begab ich mich mit bemeldten Herren in die Pflegerstube und ließ sie alle versammeln.

Mein erstes Gefühl bei ihrem Anblick war: Schade, daß so Viele meist mit guten und einige auch mit vorzüglichen Fähigkeiten solange Zeit für die Ihrigen und fürs Vaterland unbrauchbar gemacht werden mußten! Doch ließ der Meisten (ihr) gutes Aussehen hoffen, daß sie auch jetzt noch, jeder in seinem Beruf, werden nützlich sein können[1]). Sie hörten ganz still meinen Vortrag an, welchen ich, eben darum, weil jetzt mehrere vor mir standen (von deren Charakter und Gemüthsanlage mir nicht soviel bekannt war, daß ich darauf besondere Rücksicht hätte nehmen können) eine etwas mehrere Feierlichkeit geben zu müssen glaubte. Ich faßte besonders Pfenninger von Stäfa, der zunächst stand (von dem mir Herr Pfarrer neulich auch Gutes geschrieben hatte) ins Aug. Ihm und den Andern wurde vor Allem aus der Gedanke an Gottes Vorsehung ans Herz gelegt; wie der Glaube an sie nicht nur geschickt mache, geduldig zu sein im Unglück, sondern auch (was oft noch schwerer sei) sich bei wiederkehrendem Glück zu mäßigen. Dieser Vorsehung und der Huld und Wohlwollen einer landesväterlichen Regierung haben sie es zu danken, daß heute in großer Rathsversammlung einmüthig über sie erkannt und abgeschlossen sei, was ich den hohen Auftrag habe, ihnen jetzt anzuzeigen. Mit etwas erhabenerer Stimme wurde das Wesentliche der über sie gefällten Sentenz ausgesprochen und Erinnerungen beigefügt, die ihrer jetzigen und künftigen Lage angemessen schienen; in der Hauptsache eben die, die jenen beiden ans Herz gelegt worden. Herr Pfarrer und Herr Helfer redeten auch noch viel Herzliches und Treffendes, das einen guten Eindruck zu machen schien.

Vielleicht wäre es dem Einen und Andern leichter geworden, sich gegen uns zu äußern, wenn er allein gewesen wäre. Doch

[1]) Diese Hoffnung traf bei Seckelmeister Fierz nicht zu. Derselbe starb schon am 29. August 1798, und zwar, wie das Todtenbuch Küsnach beifügt, an einer Nierenkrankheit.

war es auch nicht unschicklich, daß, da ihnen bereits gesagt worden, „wir können uns wol vorstellen, daß es ihnen zu schwer sei, ihre Empfindungen mit Worten auszudrücken, wir wollen sie also gerne dem überlassen, was ihnen, in der Stille des Nachdenkens, ihr eigenes mit Dank gegen Gott und gegen ihre Obrigkeit erfülltes Herz sagen werde", der Maler Äschmann (von Einigen gewissermaßen zum Dank aufgefordert) im Namen Aller das Wort nahm, und gerade auch mit dem Gedanken, den ich in meinem Vortrag vorausgeschickt hatte, anfing: Er erkenne und verehre die göttliche Vorsehung, in diesem ganzen Lauf ihres Schicksals; und wenn er sich schon jetzt, weder für sich noch im Namen der Andern schicklich mit Worten ausdrücken könne, so seien sie doch tiefgerührt über diese Änderung ihres Schicksals und die gütige Gesinnung UGnHherren; sie versprechen auch, die ihnen gegebenen Erinnerungen gewissenhaft zu befolgen.

Nun wurden, da ich zu dem Einen und Andern näher hinzutrat, auch diejenigen traulicher, die bisher sich nicht geäußert hatten. Die Mehrern weinten und boten mir freundlich die Hand. Beim Abschied thaten es Alle. Pfenninger schien es zu freuen, als ich ihm sagte, daß ich von seinem Herrn Pfarrer schon Gutes von ihm gehört habe. Von Keinem ward etwas auch nur Zweideutiges, geschweige denn sonst Unschickliches, in Rücksicht auf das Vergangene, geäußert oder gefraget. Allen ward angezeigt, daß sie das Nähere und Bestimmtere, was auf ihre Heimkehr Beziehung habe, nächstens aus dem Munde der Ehrenkommission vernehmen werden. Es war Keiner, bei dem wenigstens nicht auch Etwas, das auf dankbare Freude und Zusicherung der Treue und des Gehorsams zielte, zur Sprache kam. Auch wurde Herrn Pfarrer und Herrn Helfer für die vielen liebreichen und aufmunternden Besuche gedankt. Der Abschied war für sie und uns beinahe gleich rührend. (sig.) Antistes Heß.

Zürcher Chronik

auf das Jahr 1891.

Zusammengestellt von A. Z.

———

Januar 8. Aus den Verhandlungen des Großen Stadtrathes. Die Herren Dr. Zuppinger, A. Fäsi und Genossen bringen Gegenanträge zur Vereinigungsfrage gegenüber den Anträgen des Stadtrathes im Sinne von Garantieen gegen zu weitgehende Anforderungen an die jetzige Stadt und im Sinne gleichmäßigeren Ueberganges in die neuen Verhältnisse. Der Rath billigt die Postulate betreffend Ausdehnung der Schulpflicht auf das 7. und 8. Schuljahr und Versteuerung des Einkommens. Trotz heftiger Opposition werden die Anträge größtenheits augenommen.

14. Die theologische Fakultät der Universität Zürich ernennt zu Doktoren der Theologie die Herren Wilfried Spinner, Missionar in Tokio, Heinrich Weber, Pfarrer in Höngg und Joh. Georg Usteri, a. Pfarrer in Zürich.

15. In Folge eines Schlaganfalles stirbt Oberst Karl Pestalozzi, Professor am Polytechnikum, der letzte Nachkomme Heinrich Pestalozzi's.

Aus den Verhandlungen des Großen Stadtrathes. Der Antrag der Initianten wird angenommen, wonach das Steuermaximum 6 ⁰/₀₀ nicht übersteigen dürfe, Ebenso erlangen sie in Betreff der bürgerlichen Güter (die bürgerlichen Güter sollen niemals für Zwecke der politischen Gemeinde angegriffen werden dürfen und der Genuß an den bürgerlichen Stiftungen und Fonds mindestens im Umfange des Entwurfes [d. h. auf die Zeit von 25 Jahren] den Bürgern der bisherigen Gemeinden erhalten bleiben) eine erhebliche Mehrheit.

Januar 17. In Zürich stirbt an einem Herzschlag Buchhändler Christian Höhr-Hirzel, ein um die christlichen Anstalten Zürichs sehr verdienter Mann.

19. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Zum Präsidenten des Kantonsrathes pro 1891 wird gewählt Oberst Wirz, zum ersten Vizepräsidenten Redaktor Locher, zum zweiten Dr. Konrad Escher. In der Budgetberathung ergab sich bei den Einnahmen eine Erhöhung, bei den Ausgaben wurde ein Postulat betr. Erhöhung des Einkommens von Staatsbeamten an den Bezirksrath mit 83 gegen 66 Stimmen angenommen. Anstatt Fr. 200,000, die für eine Pflegeanstalt Wülflingen vorgesehen waren, werden Fr. 100,000 für die Thierarzneischule und je Fr. 50,000 für Rheinau und das Absonderungshaus Winterthur verwendet. Der Regierungsrath übermittelt das Flußkorrektionsbudget pro 1891 an den Bundesrath. Dasselbe beträgt Fr. 565,000, wovon Fr. 120,000 für den Ausfluß des Zürichsee's.

20. Der Zürichsee friert bis zur Stadt hinab zu.

24. In Oerlikon werden Versuche mit hochgespannten Drähten für elektrische Zwecke angestellt, die vollkommen gelingen und viel hoffen lassen.

26. Es wird ein Klub von Kantonsrathsmitgliedern zur Wahrung der Interessen der Landschaft in der Vereinigungsfrage gegründet; demselben treten 33 Mitglieder bei.

27. Musikdirektor Dr. Hegar lehnt einen Ruf nach Frankfurt a/M. ab.

29. Zum englischen Pfarrer in Zürich wird gewählt: W. K. Tyndall-Atkinson, Rektor in Southwick.

Aus den Verhandlungen des Großen Stadtrathes. Geilinger und Baumann stellen einen Antrag, die Vereinignng zu verwerfen, ziehen denselben aber auf Bitten mehrerer Redner zurück. Erziehungssekretär Grob bringt das 7. und 8. Schuljahr wieder an die Tagesordnung, erhält aber nur eine Stimme. In Betreff der Nutzungsgüter beschließt der Rath nach einem Antrag von Dr. Ryf, der Verwaltungsrath solle aus Nutzungsberechtigten bestehen.

31. Die Gemeinde Wollishofen richtet an die Mitglieder des Kantonsrathes ein Schreiben, welches gegen die Einverleibung in die Großstadt protestirt.

bruar 1. Gemeindeversammlung. In der Vereinigungsfrage wird die Zustimmung zur Vereinigung unter Stellung nachfolgender Vorbehalte beschlossen:

1. Das bürgerliche Nutzungsgut ist gleichzeitig mit der Vereinigung im Sinne seiner bisherigen Zweckbestimmung als Stiftung der neuen Bürgergemeinde zu konstituiren (dann folgt eine früher [siehe unterm 15. Januar] angeführte Klausel).

2. Das derzeitige Stadtgebiet ist für die Wahlen in den Kantonsrath und für die Stadtverordnetenversammlung, sowie für die Bildung von Schul- und Verwaltungskreisen als ein Kreis zu respektiren.

3. Der Gemeinde soll das Recht zustehen, an Stelle der Ergänzungs- und Singschule die Alltagsschule um zwei Jahre zu verlängern.

4. Der Kanton Zürich verzichtet auf die Rückforderung der an die Gemeinde Außersihl bisher gemachten Leistungen.

5. Für die ökonomischen Bedürfnisse der Gemeinden soll . . . . auch das Einkommen herangezogen werden. Für die direkten Gemeindesteuern soll ein Steuermaximum entsprechend 6 ‰ der Vermögenssteuer festgesetzt werden.

6. Das Budgetrecht wird der Stadt belassen, der Gemeinde ein erweitertes Rekursrecht eingeräumt, von der besondern Staatsaufsicht dagegen abgesehen.

2. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Die Finanzdirektion wird ermächtigt, auf 15. Februar der Direktion der Nordostbahn für Rechnung der Subventionirung der rechtsufrigen Zürichseebahn eine erste Einzahlung von Fr. 350,000 zu leisten. Die Gemeinde Außersihl erhält einen 4. Vorschuß im Betrag von Fr. 20,000. Vom Kantonsrathe werden Nachtragskredite im Betrage von Fr. 265,635 für 1890 verlangt.

Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Beginn der Berathungen der Vereinigung. Wollishofen wird mit einbezogen.

9. Eisfest auf dem See. Eine Steuer zu Gunsten der Armen erträgt Fr. 5550.

In Folge der großen Kälte macht sich Wassermangel bemerkbar.

Februar 10. Außerordentliche Kirchensynode. An Stelle von Pfr. Burkhard wird zum Mitglied des Kirchenrathes Pfr. Ritter gewählt.

20. Großer Brand im Grimmenthurm, der früher zur Stadtmauer gehört und nachher lange Zeit als Pfarrhaus zum Predigern gedient hatte.

26. In Fluntern starb die bekannte Sängerin Frau Albertine Hegar-Volkart, während ihr Gatte, Dr. Friedrich Hegar, in Basel sein Oratorium Manasse dirigirte.

März 2. Es bildet sich ein Verein von Sozialdemokraten zur Bekämpfung des Alkoholgenusses.

3. Prof. Dr. med. Stöhr lehnt einen Ruf nach Gießen ab.

5. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Zum Direktor der Licht- und Wasserwerke wird Stadtingenieur Burkhard-Streuli gewählt.

9. Pfarrer Freuler am Predigern nimmt aus Gesundheitsrücksichten seinen Rücktritt.

13. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. An den christkatholischen Synodalrath der Schweiz werden aus dem katholischen Kirchenfond Fr. 400 an die Kosten für eine vierte Professur an der katholisch-theologischen Fakultät in Bern verabreicht.

Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Ins Handelsgericht wird gewählt Alwin Leuzinger-Scheller in Thalweil. Bezirksrathsschreiber Walder von Glattfelden bringt eine Motion folgenden Inhalts ein: Es soll bei Wahlen in den Kantonsrath die Zahl der schweizerischen Wohnbevölkerung mit Ausschluß der Ausländer maßgebend sein. Der Regierungsrath wird vorerst die Sache prüfen. Die vom Regierungsrathe verlangten Nachtragskredite werden bewilligt. Es wird die Verwendung des Alkoholzehntels berathen. Aus demselben werden folgende Subventionen pro 1890 abgegeben: Fr. 6000 an die Kosten der Naturalverpflegung für arme Durchreisende; Fr. 3000 an die Betriebskosten der Trinkerheilstätte in Ellikon und Fr. 4000 an die Gemeinden für die in den Korrektionsanstalten untergebrachten Alkoholiker.

14. Zum ersten Mal fahren die Dampfboote von Wollishofen nach Zürich.

März 15. Das eidgenössische Pensionsgesetz wird mit 352,467 Nein gegen 91,679 Ja verworfen, im Kanton Zürich mit 48,129 Nein gegen 17,918 Ja.

16. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Prüfung des Rechenschaftsberichtes des Regierungsrathes für 1889. Sodann wird über die Berichte der Direktion des Erziehungswesens und des Innern berathen. Arbeitersekretär Greulich schildert in längerer Rede den Nothstand der Landwirthschaft, und es wird auf den Antrag von Redaktor Ziegler beschlossen, es sei eine Kommission einzusetzen, welche Mittel und Wege zu suchen habe, um den Nothstand der Landwirthschaft zu lindern.

20. Es stirbt Gustav von Schultheß Rechberg, einer der eifrigsten und unerschrockensten Beförderer christlicher Bestrebungen.

April 1. Der Verwaltungsrath der N. O. B. bewilligt Fr. 669,000 für den Ausbau des Bahnhofes in Winterthur.

In Zürich stirbt der Senior der Aerzte, Dr. med. Leonhard von Muralt-Hirzel, im Garten.

Der Regierungsrath kauft die Fischereirechte im Greifensee an.

2. Der Erziehungsrath beschließt, eine Maturitätsprüfung an der kaufmännischen Abtheilung der Industrieschule einzurichten.

8. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Im ersten Quartal hat der Staat in der Stadt Zürich Fr. 75,056. 25 an Erbschaftssteuern erhoben; die Gemeinde-Nachsteuern betragen Fr. 7950. Zum Stadtingenieur wird der bisherige Adjunkt, Hans von Muralt, gewählt; die Stelle eines Stadtingenieur-Adjunkten wird nicht mehr besetzt.

10. Es konstituirt sich eine Belvoirpark-Gesellschaft Zürich mit dem Zwecke, das von Frau Lydia Escher dem Bund geschenkte Gut diesem abzukaufen und zu einem öffentlichen Parke zu gestalten.

12. In Bülach, wie auch andern Orts, fast im ganzen Kanton, konstituirt sich ein Bauernbund, unter dem Vorsitze Landwirth Keller's von Oberglatt. Der Bund bezweckt Wahrung der Interessen des Bauernstandes und Opposition gegen den Sozialismus.

April 13. Der Statthalter und die Bezirksanwälte des Bezirkes Zürich werden sämmtlich wiedergewählt; Otto Lang nur mit geringem Mehr.

Die Kirchgemeinde Neumünster beschließt, vorläufig nur zwei Pfarrstellen definitiv zu besetzen und die dritte einstweilen leer zu lassen. Die Besoldungen werden um je Fr. 1500 erhöht.

20. Sechseläutenfeier bei prachtvollem Wetter. Großer historischer Festzug, Bilder aus der Schweizergeschichte darstellend.

22. Hofprediger Stöcker hält in der Fraumünsterkirche einen Abendgottesdienst mit dem Thema: Die Pflichten der besitzenden Klasse in der sozialen Frage.

23. Aus den Verhandlungen des Großen Stadtrathes. Oberst Wirz stellt den Antrag, es sei in Zürich ein Gewerbemuseum, verbunden mit Kunstgewerbeschule, zu gründen, im Falle, daß Zürich nicht Sitz des eidgenössischen Landesmuseums werde. Der Antrag wird angenommen. Ferner wird der Gemeinde Bürgerrechtsschenkung an Herrn Karl Fierz-Landis beantragt.

26. Mit 60 gegen 39 Stimmen beschließt die Gemeinde Außersihl den Bau eines neuen Sekundarschulhauses mit 15 Schulzimmern und einer Turnhalle. Für die auf Fr. 250,000 bis Fr. 300,000 veranschlagten Kosten soll dem Regierungsrath ein neues Darlehensgesuch eingereicht werden.

Zum zweiten Pfarrer in Neumünster wird mit 1999 Stimmen der freisinnige Dekan Schönholzer von St. Gallen gewählt.

27. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Der Kantonsrath lehnt den Antrag des Regierungsrathes betr. Besoldungszulagen an Beamte und Angestellte des Obergerichtes ab. Zwei Wiedererwägungsanträge betr. das 7. und 8. Schuljahr (Blattmann: Alle Gemeinden sollen das 7. und 8. Schuljahr einführen dürfen) werden mit 108 gegen 71, und (Wolf: Aufhebung der besondern Abstimmung über den Schulartikel) 100 gegen 75 Stimmen verworfen. Redaktor Heß verlangt Streichung des Artikels 104 des Vereinigungsgesetzes, welches der Stadt eine Zinsermäßigung für das Außersihler Darlehen einräumen will für die nächsten 20 Jahre, nach deren Ablauf das Anleihen ratenweise zurückbezahlt werden soll;

April mit 107 gegen 50 Stimmen wird die Streichung angenommen. Das Verfassungsgesetz erhält folgende Form: Die Staatsverfassung erhält folgenden Zusatz: Der Gesetzgebung steht zu, für Gemeinden mit mehr als 10,000 Einwohnern von der Verfassung abweichende Bestimmungen in Hinsicht auf deren Organisation, auch mit Bezug auf das Betreibungsamt, dessen Verwaltung, Oberaufsicht, die Wahl der Beamten und die Abstimmungsart, sowie die Besteuerung aufzustellen; jedoch nur insoweit, als die besondern Verhältnisse das rechtfertigen.

29. Hochschulfeier. Rede des Rektors, Prof. Dr. Schneider, über die Geschichte der Befreiung der Sklaven in Rom. Zu Dr. jur. h. c. werden ernannt Professor Schanz in Würzburg und Privatdozent Pfenninger in Küsnacht.

Mai 1. Landwirth Keller in Oberglatt gibt, ohne den Bauernbund zu Rathe zu ziehen, ein Blatt heraus „Der Bauernbund", politisches Organ der Schweizer Bauern.

10. In München stirbt der berühmte Botaniker Prof. Dr. Karl von Nägeli aus Bendlikon.

11. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Der Regierungsrath theilt mit, daß er zu seinem Präsidenten für Mai 1891 bis 1892 Eschmann, zum Vizepräsidenten Grob gewählt habe. In der Schlußberathung über das Vereinigungsgesetz erfolgt Annahme desselben mit 169 gegen 11 Stimmen.

Aus den Stadtrathsverhandlungen. Dem Großen Stadtrath und der Gemeinde wird beantragt, das Belvoirgut in Enge um Fr. 600,000 zu erwerben.

14. Aus den Verhandlungen des Großen Stadtrathes. Zum Präsidenten des Rathes wird gewählt: Erziehungssekretär Grob, zum Vizepräsidenten Bürke-Albrecht. Der Gemeinde wird der Belvoirvertrag zur Annahme empfohlen und für die Unterhaltungskosten im laufenden Jahr ein Nachtragskredit von Fr. 500 gewährt.

24. Gemeindeversammlung. Die Gemeinde nimmt sämmtliche Vorlagen betr. Errichtung einer neunten Lehrstelle an der Knabensekundarschule, Verordnung über die Familiengräber, Ankauf des Belvoirgutes, Nachtragskredite für Pflästerungen im Quaigebiet und Rückzahlung von Steuern an die schweiz. Rentenanstalt an. Sie schenkt das Bürgerrecht an Karl Fierz-Landis.

Mai 29. An den Neubau der Trinkerheilstätte Ellikon werden von der Regierung Fr. 8000 beigesteuert.

Juni 1. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Dem Feuerbestattungsverein wird für diejenigen Bestattungen, für welche eine Grabstätte auf dem Krematoriumsfriedhofe nicht in Anspruch genommen wird, ein Betrag von Fr. 20—30 zugesichert.

2. An der Universität Zürich studiren im Sommersemester 1891 Theologen 35, Juristen 69, Mediziner 280 und Philosophen 162; zusammen 546, wovon 65 Damen.

6. Ein furchtbares Hagelwetter richtet im Norden des Kantons entsetzlichen Schaden an.

12. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Der Stadtrath will einen Platz für das Baumgartnerdenkmal im Platzspitz überlassen und dasselbe als Eigenthum der Stadt übernehmen. Unter dem Vorbehalt der Genehmigung durch die Gemeindeversammlung werden die nicht für das Postgebäude in Anspruch genommenen Bauplätze der Abtheilung II des Stadthausquartiers um den Preis von Fr. 60,000 an Herrn Architekt Ernst verkauft.

12. Prof. Meili kommt in seinem Gutachten über die Einbeziehung Wollishofens zur Stadt zu dem Schlusse, daß die Gemeinde gegen ihren Willen zur Vereinigung nicht dürfe gezwungen werden.

14. Die schreckliche Eisenbahn-Katastrophe bei Mönchenstein erweckt in Zürich allgemeine Theilnahme.

15. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. In Anbetracht des Hagelschadens vom 6. Juni nimmt der Rath einstimmig die Motion Lutz an, welche Lieferung des Samens für die verhagelten Felder auf Staatskosten, anderweitige Hülfeleistung und Anregung einer obligatorischen Hagelversicherung beim Bundesrath bezweckt. Der Schaden, der durch das Wetter entstanden ist, beläuft sich auf Fr. 2,123,243.

Im Alter von 83 Jahren stirbt C. Escher-Züblin, seit 1865 Conservator der Sammlungen der Antiquarischen Gesellschaft.

18. Nachdem der Ständerath schon längst für Zürich als Sitz des eidgenössischen Landesmuseums gestimmt hatte, erlangt unsere Stadt nun auch im Nationalrathe nach

Juni vielen Abstimmungen 74 gegen 53 Stimmen und wird also Sitz des Landesmuseums.

26. Der Regierungsrath wählt an Stelle des verstorbenen Strafhausdirektors Wegmann Dr. Curti, alt Landammann in St. Gallen, zu dessen Nachfolger.

Aus den Stadtrathsverhandlungen. An Stelle des zurücktretenden Prof. Spöndli wird zum Waisenarzt gewählt Dr. med. Wilhelm Schultheß.

Die Versammlung der Nordostbahn-Aktionäre beschließt, von dem Fr. 4,773,424 betragenden Reingewinn des letzten Jahres Fr. 4,030,000 zu einer 6 % Dividende der Prioritäts- und Stammaktien, Fr. 120,000 als außerordentlichen Zuschuß an die Pensions- und Hülfskasse der Angestellten und das übrige als Saldo auf neue Rechnung zu verwenden.

27. In Zürich stirbt Ständerath Pfenninger.

30. Eine vom Zentralausschuß der Grütli- und Arbeitervereine veranstaltete Volksversammlung im Alten Schützenhaus spricht nach einem Vortrage Seidels die größte Entrüstung aus über die Nachlässigkeit des Eisenbahndepartements in Sachen der Katastrophe von Mönchenstein.

30. Im Saale des Kantonsrathes beginnen die eidgenössischen Assisen zur Behandlung der Tessiner Septemberaffaire. Vorsitzender ist Bundesrichter Olgiati.

Juli 2. Aus den Verhandlungen des Großen Stadtrathes. Das neue Mädchensekundarschulhaus auf dem Hirschengraben soll nach dem Plan Lotterschmied von München, etwas abgeändert durch Architekt Alexander Koch von Zürich, von dem letztern erbaut werden. Die Kosten belaufen sich auf Fr. 1,400,000. Der Kaufvertrag zwischen dem Stadtrath Zürich und Herrn Architekt Ernst betr. das Areal II des Stadthausquartiers wird gutgeheißen und der Gemeinde zur Annahme empfohlen. Nach längerer Debatte beschließt der Rath mit 27 gegen 9 Stimmen, der neuen Tonhalle den Bauplatz am Alpenquai zuzuweisen, wobei das Anerbieten der Gemeinde Enge den endlichen Ausschlag gab, Zufahrtsstraßen erstellen und Fr. 100,000 beisteuern zu wollen.

3. Ein Wolkenbruch richtet in Hottingen großen Schaden an.

Juli 5. Der Bundesbeschluß betreffend Revision der Bundesverfassung im Sinne der Einführung der Volksinitiative wurde mit 181,888 Ja gegen 120,372 Nein angenommen; im Kanton Zürich mit 26,918 gegen 22,727 Nein; das Einführungsgesetz betr. Schuldbetreibung und Konkurs (kantonal) erlangte 32,230 Ja gegen 18,698 Nein.

Zum Pfarrer am Predigern wird gewählt: Rudolf Gsell von Chur, Pfarrer in Basel (freis.).

9. Das wegen der Katastrophe von Mönchenstein s. Zt. verschobene Jugendfest zur Erinnerung an die Stiftung des Schweizerbundes wird abgehalten. Feier im St. Peter. Nachmittags Spiele.

12. Gemeindeversammlung. Die Vorlagen über das neue Schulhaus und den Verkauf des Stadthausquartier-Areals werden einstimmig angenommen. Nach längerer Diskussion wurde mit 595 gegen 181 Stimmen beschlossen, der Vorlage des Stadtrathes betr. Bauplatz für die neue Tonhalle beizustimmen.

14. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Im zweiten Quartal wurden an Erbschafts- Fr. 16,045 und an Nachsteuern Fr. 3492 bezogen.

Die eidgenössischen Assisen endigen mit Freisprechung der Angeklagten, mit einziger Ausnahme des Mörders Castioni.

17. Das Quaiunternehmen kostet nach einem neuen Bericht der Quaibaudirektion Fr. 7,957,000.

25. Die beiden Hochschulen halten ihre Bundesfeier in der Augustinerkirche ab. Die Festrede hält Professor Georg von Wyß.

26. Die Abgeordnetenversammlung des zürcherischen landwirthschaftlichen Vereins begrüßt die Bauernbewegung, will aber den Bauernführer Keller seine Wege ziehen lassen. Im Fernern genehmigt sie verschiedene Postulate zu Gunsten der Kantone, der Entlastung der Gemeinden und zur Hebung des Nothstandes in der Landwirthschaft.

August 1. Bei ordentlichem Wetter wurde Abends 5 Uhr die Bundesfeier der Stadt Zürich abgehalten. Auf dem Münsterhof hielt Pfarrer Bion eine patriotische Rede, welche von den Liedern „Rufst du, mein Vaterland" und „O mein Heimatland" eingerahmt war. Nachher fanden auf dem

Bauschänzli turnerische Produktionen statt, abwechselnd mit musikalischen Vorträgen. Um 9 Uhr flammten in der ganzen Schweiz Höhenfeuer auf, nachdem schon um 7 Uhr Geläute in allen Kirchen des Vaterlandes das anbrechende Jahrhundert der Schweiz verkündet hatte. Am 2. wurde um 9 Uhr in den hübsch dekorirten Kirchen ein Festgottesdienst abgehalten.

7. 62 Vereine verlangen in einer Petition an den Kantonsrath eine Revision des Hausiergesetzes, welche strengere Vorschriften gegen ausländische Hausierer bezwecken soll.

9. Das Verfassungsgesetz betr. besondere Bestimmungen für Gemeinden mit mehr als 10,000 Einwohnern wurde mit 36,019 gegen 25,197 Stimmen angenommen, das Gesetz betr. die Zutheilung der Gemeinden Außersihl, Enge, Fluntern, Hirslanden, Hottingen, Oberstraß, Riesbach, Unterstraß, Wiedikon, Wipkingen und Wollishofen an die Stadt Zürich mit 37,843 gegen 24,904 Stimmen ebenfalls angenommen, der Schulartikel mit 32,081 gegen 27,408 Stimmen verworfen, der Artikel über das Fischereikonkordat mit 40,786 gegen 13,229 Stimmen angenommen.

Zum Ständerath wurde gewählt an Stelle des verstorbenen Advokat Pfenninger Regierungsrath Dr. Stößel mit 20,639 Stimmen.

Die Vereinigung wurde in Außersihl und Oberstraß durch Illumination gefeiert.

13. Prof. Meili ist vom Gemeinderath Wollishofen mit Abfassung und Einreichung einer Rekursschrift gegen die zwangsweise durchzuführende Vereinigung mit Großzürich beauftragt worden.

16. Die Kirchgemeinde Enge beschließt die Ausführung des von Prof. Bluntschli ausgearbeiteten Planes einer Kirche auf der Bürgliterrasse im Frührenaissancestil.

17. Bei der Gründungsfeier der Stadt Bern wird der Dichter des Festspiels, Pfarrer Dr. Weber in Höngg, mit dem bernischen Bürgerrechte beschenkt. Leider wirft die schreckliche Eisenbahnkatastrophe von Zollikofen einen dunkeln Schatten auf die festlichen Tage und versetzt das Vaterland wiederum in Trauer.

Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Die Abstimmungen vom 9. August werden genehmigt. A. Schwarzenbach in Thalweil richtet folgende Interpellation

August an den Regierungsrath: Was gedenkt der Regierungsrath des Kantons Zürich für die Eisenbahn Thalweil-Zug zu thun, die durch die Forderungen des Schweizerischen Eisenbahndepartements gefährdet erscheint?

28. Die Zürcherische Staatsrechnung pro 1890 schließt mit einem Einnahmeüberschuß von Fr. 708,645.

Die Zürcherischen Grütlivereine verlangen in einer Petition an den Kantonsrath Uebernahme des gesammten Schulwesens durch den Staat.

Zum Obergerichtsschreiber wird Dr. Schoch gewählt.

Aus den Stadtrathsverhandlungen. Dem Großen Stadtrath und der Gemeindeversammlung werden folgende Beschlussesanträge vorgelegt: Der Nachtragskredit für die Quaiunternehmung im Betrage von Fr. 1,350,000, wovon auf die Stadt Fr. 973,350 entfallen, wird bewilligt. Die Arbeiten sollen, wenn möglich, im Laufe des Jahres 1891 fertig werden. Der Vertrag Zürichs mit Enge und Riesbach betr. Erstellung der Quaianlagen wird erstreckt bis zum Beginn der neuen Stadtgemeinde.

September 1. Bundesfeier der Kantonsschule auf dem Rütli.

3. Zu außerordentlichen Professoren werden ernannt die Privatdozenten Dr. jur. Schollenberger und Dr. phil. Pick, Vetter und Stoll.

4. Die altberühmte Firma Escher Wyß & Cie. verlegt einen Theil ihrer großen Werkstätten von der Neumühle in das Hard Außersihl.

13. Die Gemeinde Wollishofen verwarf mit 35 gegen 33 Stimmen den Antrag des Gemeinderathes, sich in das Unabänderliche zu fügen, und beschloß, an das Bundesgericht zu appelliren.

14. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Nationalrath Scheuchzer in Bülach bringt als Initiativbegehren die Motion Schlatter wieder an die Tagesordnung, nach der bei Gemeindewahlen von Geistlichen und Lehrern das asolute Mehr der Annehmenden, nicht mehr der Stimmberechtigten gelten soll. Der Rath beschließt, es sei das Initiativbegehren als Motion anzusehen und in dieselbe sofort einzutreten. Einstimmig wurde dieselbe verworfen. Es erfolgte ferner Behandlung des proportionalen Wahlverfahrens. Zwei Motionen waren eingereicht: diejenige Karl Bürkli's, welcher sich mit einer Art limitirtem Votum

September begnügt, dem auch die Mängel der übrigen Systeme der Minderheitsvertretungen anhaften. Die andere stammte von dem inzwischen verstorbenen Präsidenten Stuber und empfahl das System Hagenbach. Nach langer Diskussion wurde aber mit 85 gegen 49 Stimmen beschlossen, auf die Vorlage nicht einzutreten.

14. Feier des Knabenschießens nach alter Weise.

14. 15. Jahresversammlung der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft in Zürich unter dem Vorsitz von Prof. Georg von Wyß. Bei diesem Anlaß wurde eine Ausstellung historischer Dokumente des Zürcher Staatsarchives veranstaltet.

18. Zum außerordentlichen Professor wird Dr. jur. Pfenninger in Küsnacht ernannt.

25. Otto Lang und Robert Seidel rekurriren Namens der zürcherischen Grütli- und Arbeitervereine gegen die Verfügung des Stadtrathes, wonach in den Verfassungsrath von Neu-Zürich (Abgeordnetenversammlung) nur Leute gewählt werden dürfen, welche in der Wahlgemeinde wohnhaft sind.

27. Zum Betreibungsbeamten der Stadt wird gewählt Stadtammann Schurter.

28. Der Erzschwindler Gustav Dürrich verduftet, nachdem er Jahre lang in ganz Europa schwindelhafte Geschäfte betrieben und falsche Werthtitel in die Schweiz eingeführt hatte.

Der Regierungsrath beschloß, dem Rekurs Seidel-Lang (25. Sept.) Folge zu geben, um die Wahlen der Abgeordneten nicht verschieben zu müssen.

29. Zum Präsidenten des 21er Ausschusses der neuen Tonhalle wird a. Pfarrer Frick gewählt.

30. Feierliche Schlußsteinlegung und Einweihung des neuen Stadttheaters. Schlüsselübergabe der Architekten Helmer und Fellner an den Verwaltungsrath, Rede des Theaterpräsidenten Kißling. Die Aufführung der Jubelouvertüre beschloß die Feier. Abends 5 Uhr wurde eine Ouvertüre von Beethoven gespielt, hierauf ein Prolog von C. F. Meyer vorgetragen und endlich das Festspiel von C. Spitteler gegeben.

Oktober 4. In Uster wird eine große landwirthschaftliche Ausstellung eröffnet.

Oktober 4. Im 3. Quartal 1891 nahm die Stadt Zürich an Erbschaftssteuern Fr. 10,008 ein.

Feierliche Uebernahme des Schlosses Dübelstein durch die Stadt. In langem Zuge marschirten das Waldmannkomite, die Kämbelzunft, eine Abordnung des Stadtrathes und viele andere Korporationen über den Zürichberg zu dem Schlosse Waldmanns, wo Konsul Angst dem Stadtpräsidenten die Schenkungsurkunde übergab. Major Stutz versprach im Namen der Gemeinde Dübendorf treue Hut des Denkmals.

6. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Da die Frequenz des Kartoffelmarktes immer mehr sinkt, wird derselbe mit Ende November aufgehoben und die Halle abgebrochen. Beim Großen Stadtrathe werden Nachtragskredite im Betrage von Fr. 36,540 nachgesucht.

Eine auf dem Schlosse zu Uster tagende Versammlung zürcherischer Mitglieder der Bundesversammlung und Vertreter der Presse zur Besprechung der zur Abstimmung kommenden Vorlagen beschließt Agitation, besonders in den Lokalblättern, für das Banknotenmonopol und Zolltarif.

12. Durch eine Vereinbarung zwischen Staat und Kirchenpflege Fraumünster wird die Beschaffung einer Amtswohnung des Geistlichen gegen eine Loskaufssumme von Fr. 48,000 für alle Zeit der Kirchgemeinde überbunden.

15. Aus den Verhandlungen des Großen Stadtrathes. Der Nachtragskredit für die Quaiunternehmung wird bewilligt. Die Arbeiten für das Landesmuseum sollen nächstes Frühjahr beginnen. Als bauleitender Architekt ist Herr Gull in Enge in Aussicht genommen. Der Jahresbeitrag an die permanente Schulausstellung wird auf Fr. 2000 erhöht und ein Nachtrag von Fr. 500 für 1891 bewilligt. Die sofortige Erstellung eines Theils des linksseitigen Limmatquai's beim alten Schützenhaus wird genehmigt.

18. Der Banknotenartikel wurde mit 230,108 Ja gegen 157,853 Nein (im Kanton Zürich mit 49,237 Ja gegen 9769 Nein) und der Zolltarif mit 218,636 Ja gegen 159,072 Nein (im Kanton Zürich 43,459 gegen 16,346 Stimmen) angenommen.

Oktober 18. Die nun doch verschobenen Wahlen der Abgeordnetenversammlung ergaben folgendes Resultat: Es wurden gwählt 118 Abgeordnete, wovon 8 Konservative, 56 Liberale, 43 Demokraten und 11 Vertreter der Arbeiterpartei.

Im III. Wahlkreis wurde zum Nationalrath gewählt der Kandidat der Demokraten, Kündig, mit 9338 Stimmen, während der von den Bauern portirte Hauptmann Bertschinger 4519 und Seidel 1981 Stimmen machte.

23. Eröffnung einer Glasgemäldeausstellung im Börsensaal, u. a. die vom Bund in Konstanz aus der Vincent'schen Sammlung gekauften Stücke enthaltend.

24. Die Gemeindeversammlung genehmigte die Stadtrathsbeschlüsse betr. die Quaibauten (Defizit und Vertrag).

Musikdirektor Dr. Attenhofer feiert sein 25jähriges Dirigentenjubiläum.

28. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Am innern Theile des Seequai's und am Bahnhof werden Einrichtungen für die elektrische Beleuchtung getroffen.

31. Professor H. Schweizer-Sidler feierte sein 50jähriges Dozentenjubiläum.

November 4. Der Regierungsrath spendet den Brandbeschädigten von Meiringen Fr. 3000.

Aus den Stadtrathsverhandlungen. Das städtische Waisenhaus anerbietet die Aufnahme von 12 bis 15 Kindern von Brandbeschädigten in Meiringen für die Dauer des Winters. Zu Gunsten der Hagelbeschädigten des Kantons Zürich und der Brandbeschädigten von Meiringen (Bern), Rebstein (St. Gallen), Ladir und Sclamisott (Graubünden) wird am 12. November eine allgemeine Liebessteuer von Haus zu Haus erhoben.

10. Versammlung der Kirchensynode. Es wird beschlossen, betr. das Verhältniß von Taufe und Konfirmation an dem Beschluß von 1889 (s. Taschenbuch von 1890, pag. 279 f.) festzuhalten. Ein Antrag des Synodalvereins, in dieser Angelegenheit einen Erlaß an das Volk auszugeben, wurde abgelehnt. Ferner wurde beschlossen, die Herstellung eines neuen Kirchengesetzes an die Hand zu nehmen und zu diesem Behufe den Kirchenrath durch eine achtgliedrige Kommission zu erweitern. An Stelle des verstorbenen Dekan Marthaler in Rümlang wurde zum Dekan des Kapitels Dielsdorf erwählt Pfarrer Bretscher in Buchs.

November 12. Die Liebesgabensammlung für die Wetter- und Brandbeschädigten ergab die schöne Summe von Fr. 32,822.

14. Der Zusammenbruch der Kreditbank Winterthur, verschuldet durch leichtsinnige Spekulationen des Direktors Manz und die Nachlässigkeit des Verwaltungsrathes, erregt allgemeine Entrüstung und zieht Schädigung vieler Institute und gänzliche Verarmung vieler kleiner Leute mit sich.

15. Einweihung des Wilhelm Baumgartner-Denkmals im Platzspitz.

16. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Die Petition der Frau Dr. jur. Kempin um Zulassung weiblicher Anwälte vor die Schranken des Gerichtes wird einer fünfgliedrigen Kommission zugewiesen. Robert Strehler nimmt seine Entlassung aus dem Handelsgericht; Oberrichter Goßweiler aus dem Obergericht. Pfarrer Wolff reicht eine Motion betr. Gründung einer Wittwen- und Waisenstiftung für Staatsbeamte und -Angestellte ein, wobei entweder eine schon bestehende Anstalt mit der neuen vereinigt oder den Betreffenden der Eintritt in eine besondere Anstalt erleichtert werden soll. Die Motion wird erheblich erklärt und geht an den Regierungsrath. Für die Hagelbeschädigten werden Fr. 250,000, für die Frostbeschädigten Fr. 100,000 bewilligt. Das Initiativbegehren betr. Zutheilung der Gemeinde Veltheim an Winterthur wird zu näherer Prüfung dem Regierungsrath überwiesen.

Aus den Stadtrathsverhandlungen. Von den Liebesgaben werden rund Fr. 27,000 den Wetter- und Fr. 12,000 den Brandbeschädigten zugewiesen.

21. Der Rekurs der Gemeinde Wollishofen gegen die Vereinigung mit Groß-Zürich mittelst Zwang wurde vom Bundesgericht einstimmig abgewiesen.

23. Von der Künstlergesellschaft geht die Anregung der Restauration des Kaufhauses aus.

27. Das österreichische Konsulat in Zürich wird zum Generalkonsulat erhoben.

30. Aus den Regierungsrathsverhandlungen. Der Bundesrath wird um einen Beitrag an die den Hagelversicherten aus der Staatskasse ausgerichteten Subventionen von Fr. 10,921. 63 angegangen.

ezember 4. Aus den Stadtrathsverhandlungen. Die Voranschläge für das Jahr 1892 (Betriebsrechnung) ergeben Einnahmen von Fr. 2,422,350, Ausgaben von Fr. 2,533,150, somit Fr. 110,800 Defizit; das bürgerliche Nutzungsgut sieht einen Vorschlag von Fr. 11,170, das bürgerliche Armengut einen Rückschlag von Fr. 26,500 vor.

6. Der Ankauf der Zentralbahn durch den Bund wird mit 288,956 Nein gegen 130,507 Ja verworfen; im Kanton Zürich mit 49,936 Nein gegen 13,905 Ja.

Es werden in die Abgeordnetenversammlung Prof. E. Zschokke, in den Großen Stadtrath R. Hirzel-Burkhard und Dr. Hanhart gewählt.

8. Ueber den Direktor der Kreditbank Winterthur, Manz, wird der Konkurs verhängt.

In Pfäffikon stirbt Dr. Suter, alt Regierungspräsident.

10. Aus den Verhandlungen des Großen Stadtrathes. Es werden die Rechnungen für die politische und bürgerliche Gemeinde (inklusive Wasserversorgung) entgegengenommen, einige Nachtragskredite bewilligt und das Büdget für 1892 festgestellt.

11. Stadtschreiber Dr. Usteri legt der Abgeordnetenversammlung einen Entwurf für die neue Gemeindeordnung vor. Derselbe behandelt sämmtliche Verwaltungszweige, mit Ausnahme das Schulwesens; Pläne für dessen Neugestaltung werden von Dr. Stadler, Dr. J. Stößel und Bausekretär Hch. Wyß vorgelegt.

Die neue Tonhallegesellschaft stellt das Programm für den Neubau am Alpenquai auf. Es sind vorgesehen 2 Sääle für 1400 und 600 Personen u. s. w. Die zur Verfügung stehende Bausumme beträgt Fr. 1,150,000.

14. Die Leihkasse Uster geräth in eine schwere finanzielle Krisis in Folge unsinniger Spekulationen ihres Verwalters.

Konstituirende Sitzung der Abgeordnetenversammlung. Zum Präsidenten wird mit 61 gegen 52 Stimmen Erziehungssekretär Grob gewählt, zum I. Vizepräsidenten Oberst Meister, zum II. Fritschi-Zinggeler. Zur Vorberathung einer Gemeindeordnung wird eine XXIer Kommission gewählt, bestehend aus 10 Liberalen, 10 Demokraten, 1 Arbeiter. Präsident ist Stadtschreiber Usteri.

Im Wintersemester studiren an hiesiger Universität: 45 Theologen, 69 Juristen, 245 Mediziner, 184 Philosophen. Zusammen 543, wovon 67 Damen.

Dezember 16. Durchstich des großen Zürchertunnels der rechtsufrigen Seebahn.

21. Frau Dr. jur. Emilie Kempin erhält die venia legendi für römisches, englisches und amerikanisches Recht.

27. Die Gemeindeversammlung genehmigte sämmtliche Anträge des Großen Stadtrathes und die Rechnungen pro 1890.

28. Aus den Kantonsrathsverhandlungen. Bankpräsident Dr. C. Escher berichtet über die Verluste der Kantonalbank, welche Fr. 700,000 bis 800,000 betragen, aber durch den Ertrag des laufenden Jahres und Gewinnreserve gedeckt werden können, so daß der Reservefond verschont bleibt. Zum Oberrichter wird Dr. Wächter gewählt, zum Handelsrichter Pestalozzi-Junghans. Ueber die Petition der Frau Dr. Kempin wird zur Tagesordnung geschritten und die Motion Bertschinger betr. Einschränkung des Börsenspiels, Sicherstellung des Bankinstituten anvertrauten Gutes, staatliche Aufsicht dieser Institute, Verbot des Börsenspiels für sämmtliche Angestellte und Banken, welche öffentliche Güter zu verwalten haben, erheblich erklärt.

30. Zum ordentlichen Professor an der medizinischen Fakultät wird an Stelle des zurücktretenden Prof. Klebs gewählt Dr. Hugo Ribbert, bisher außerordentlicher Professor in Bonn.

Statistische Mittheilungen.

Aus den Berichten städtischer Organe.

Aus dem Geschäftsbericht des Stadtrathes über die Gemeindeverwaltung der Stadt Zürich im Jahr 1891.

1. Waisenamt. Ende 1891 bestanden 626 ordentliche Vormundschaften über 1128 Personen, davon 455, also mehr als 3/4, wegen Minderjährigkeit. Von den 626 Vormundschaften sind 217 ohne Vermögen, in

19 Fällen war dasselbe noch nicht festgestellt; die übrigen 390 Vormundschaften repräsentirten ein Vermögen von Fr. 18,489,370 und Spargüter im Betrage von Fr. 501,939.

Die Schirmlade enthielt 11,373 Werthtitel im Nominalwerthe von Fr. 18,693,162.

Die im Jahr 1891 bestimmten Vogtgebühren belaufen sich auf Fr. 38,523.

2. Finanzwesen. Der Kassaumsatz der Hauptkasse der städtischen Zentralverwaltung zeigte einen Eingang im Betrag von Fr. 16,921,053. 14, einen Ausgang von Fr. 16,708,029. 18, somit Saldo Fr. 213,023. 96.

Im Mai ging die zweite Ausloosung der zur Rückzahlung gelangenden 300 Obligationen des 25-Millionenanleihens vor sich, durch welche die Obligationenschuld auf Fr. 24,500,000 reduzirt ist.

3. Steuerwesen. Die Staatssteuer ergab rein Fr. 1,235,105. 60, die Gemeindesteuer Fr. 1,492,585. 75.

4. Polizeiwesen. Das Polizeikorps bestand aus 56 Mann; Verwarnungen wegen Polizeiübertretungen gingen 703 ein; ferner 5079 Rapporte; 1986 Bußen wurden verfällt.

Die durch Zufrieren des See's entstandenen Ausgaben beliefen sich auf Fr. 3974. 98.

Für 686 Hunde wurde eine Abgabe von Fr. 8184 bezahlt, wovon Fr. 3044. 20 der Stadt zufielen.

Die Badeanstalten wiesen Fr. 8689. 50 Einnahmen und Fr. 6467. 65 Ausgaben auf.

Tanzbelustigungen und Freinächte brachten eine Einnahme von Fr. 2991. 40 ein.

Es wurden 371 Wirthschaftspatente begehrt. In den Gasthöfen logirten 150,231 Fremde.

Von 908 Milchproben blieben 274 hinter den Anforderungen des kantonalen Regulativs zurück.

Wegen Gewichtsmangel wurden 378 Laib Brot konfiszirt.

13 Wirthe wurden wegen unreiner Bierschläuche und Hahnen gebüßt.

Das städtische Laboratorium zeigte ein Defizit von Fr. 6143. 50.

Die Gesundheitskommission war diesmal nicht genöthigt, besondere Maßregeln zu ergreifen.

Die Reineinnahmen des Marktverkehrs betrugen Fr. 20,511. 70.

Von 94 dem Fabrikgesetz unterstellten Fabriken wurden 17 wegen Uebertretung desselben verzeigt.

Es wurden 3 Konzessionen für Dienstbotenplazirungsbureaux ertheilt, für das Jahr 1892 28 neu bewilligt und erneuert, 3 abgewiesen.

Die Versicherungssumme der Brandassekuranz beträgt Fr. 150,629,300. die reine Vermehrung 1891 Fr. 4,699,300. Fr. 50,415 Vergütungen wurden ausbezahlt.

Niederlassungen wurden 9090 bewilligt und 8622 aufgehoben.

Das Zivilstandsamt verzeichnete 308 Verehelichungen, 537 Geburten (wovon 40 uneheliche), 425 Todesfälle und 35 Ehescheidungen.

Zur Rekrutirung des Jahrgangs 1872 stellten sich 280 Mann, von denen 154 tauglich erklärt, 32 auf ein Jahr, 5 auf 2 Jahre zurückgestellt und 84 untauglich erklärt wurden.

Von 3066 Militärpflichtigen zahlten 2496 Pflichtige Fr. 66,571. 11 Steuer.

Das I. Aufgebot der Feuerwehr mußte 2 Mal in Thätigkeit treten, das Polizeipiquet rückte 13 Mal aus, das Landspritzenkorps 5 Mal.

5. Licht- und Wasserwerke. Im Berichtsjahr wurde die Verwaltung der Licht- und Wasserwerke organisirt und im „Papierhof" auf der Bahnhofbrücke plazirt.

Die Rechnung über das Gaswerk zeigt einen Aktivsaldo von Fr. 176,840. 36. Es wurden 27 Laternen angebracht.

Friedhofwesen. Die Rechnung zeigt ein Defizit von Fr 13,004. 30. Es kamen 39 Feuerbestattungen vor. Die Begräbnißvereine haben nun zu bestimmten Preisen die Begräbnisse zu übernehmen und zwar der eine für die große und der andere für die kleine Stadt, gemäß dem am 1. Januar 1891 in Kraft getretenen Bestattungsgesetz.

7. Das Friedensrichteramt erledigte 2500 Streitigkeiten und wies 1449 an die Gerichte.

8. Durch das Stadtammannamt wurden 10,227 Rechtsbote, 3631 Pfandscheine, 277 Nachpfändungen, 1168 Warnungen vor dem Konkurse und 1083 Durchführungsanzeigen ausgefertigt.

Bürgerliche Verwaltung.

Es fanden statt 359 Bürgerrechtsaufnahmen und zwar: 1. Unentgeltliche. a) Schenkung. 1 an eine Familie von 6 Personen. b) In Folge zehnjähriger Niederlassung 218. 2. Gegen Einkauf 135.

Die Zuwendungen an die bürgerlichen Güter und Stiftungen betrugen Fr. 29,850.

Das Waldareal bleibt sich gleich; der Reingewinn beträgt Fr. 98,517,47.

Das Armengut hat ein Vermögen von Fr. 905,477. 67. Unterstützt wurden mit Fr. 74,231. 01 339 Personen.

Das Waisenhaus zählte 76 interne und 41 externe Zöglinge, das Pfrundhaus 12 Pfründer und 62 Pfründerinnen, 18 im Krankensaal befindliche und 2 Externe. Die Einnahmen betrugen Fr. 64,486. 23, die Ausgaben Fr. 49,996. 38. Das Bürgerasyl hatte 45 Pensionäre.

Aus dem Geschäftsbericht der Stadtschulpflege Zürich pro 1890/91.

Frequenz. Am Ende des Schuljahres verhielt sich die Schülerzahl folgendermaßen:

1. Stadtschule. a) Primarschulen. Elementarschule: Knaben 526. Mädchen 562. Realschule: Knaben 515, Mädchen 595. Ergänzungsschule: Knaben 62, Mädchen 139. Singschule: Knaben 105, Mädchen 161.

b) Sekundarschule: Knaben 297, Mädchen 352.

Freiwillige Arbeitsschule an der Ergänzungsschule: Mädchen 21.

c) Höhere Töchterschule: Schülerinnen 45; Lehrerinnenseminar: 78. Im Berichtsjahr bestanden 7 Schülerinnen aus der IV. Klasse des Seminars die staatliche Lehrerprüfung und 2 die Maturitätsprüfung für Mediziner.

2. Privatschulen. Knaben 253, Mädchen 372.

Die Gesammtzahl aller Schüler beträgt also: Knaben 1505, Mädchen 1809, davon Privatschüler: Knaben 111 und Mädchen 142 (da die übrigen nicht in der Stadt wohnen).

Die Einnahmen mit Fr. 487,753. 30 übersteigen das Büdget um Fr. 26,253. 30.

Die Ausgaben mit Fr. 484,802. 78 übersteigen das Büdget um Fr. 7702. 78.

Stand der Schulhausbauunternehmungen am 31. Dezember 1889: Restirende Schuld Fr. 1,133,085. 87.

Aus dem Bericht des Regierungsrathes pro 1890.

1. Militär. Truppenbestand am 1. Januar 1891:

A. Auszug. Infanterie: 366 Offiziere, 1184 Unteroffiziere, 9580 Soldaten, zusammen 11,130 Mann. Kavallerie: 32 Offiziere, 48 Unteroffiziere, 276 Soldaten, zusammen 356 Mann. Artillerie: 115 Offiziere, 181 Unteroffiziere, 1864 Soldaten, zusammen 2160 Mann. Genie: 28 Offiziere, 29 Unteroffiziere, 542 Soldaten, zusammen 599 Mann. Sanität: 30 Offiziere, 18 Unteroffiziere, 149 Soldaten, zusammen 197 Mann. Verwaltung: 7 Offiziere, 9 Unteroffiziere, 115 Soldaten, zusammen 131 Mann. Der Auszug zählte demnach 578 Offiziere, 1469 Unteroffiziere, 12,256 Soldaten, zusammen 14,573 Mann.

B. Landwehr: 272 Offiziere, 1399 Unteroffiziere, 7526 Soldaten, zusammen 9197 Mann.

Zusammen zählten die Truppen des Kantons Zürich 23,770 Mann. Landsturmpflichtig waren 35,353 Mann.

Im Herbst 1890 stellten sich 3245 Rekruten zur sanitarischen Untersuchung, von denen 1565 diensttauglich erklärt, 434 auf ein Jahr dispensirt, 148 auf zwei Jahre dispensirt und 1098 untauglich erklärt wurden.

Der Kanton Zürich hatte an Militärpflichtersatzsteuern eine Rein-Einnahme von Fr. 166,670. 81.

2. Gefängnißwesen. Stand am 31. Dezember 1890: In Ketten befindlich 2; im Zuchthaus 109 Männer, 15 Weiber; im Arbeitshaus 93 Männer, 12 Weiber; im Gefängniß Niemand. Summa der Sträflinge 231. Dazu kommen 249 Gefangene (Inquisiten und Polizeiverhaftete).

3. Steuerwesen. Das Steuerkapital des Kantons war im Jahr 1890 Fr. 902,438,700. Von 97,021 Steuerpflichtigen zahlten 14,457 nur Vermögens-, 41,041 nur Einkommens-, 37,689 Vermögens- und Einkommens- und 3834 nur Aktivbürgersteuer. Von einem steuerpflichtigen Vermögen von Fr. 17,180,800 wurden 214 Nachsteuern im Betrage von Fr. 250,870. 90 erhoben.

Der Reinertrag der Wirthschaftssteuern betrug Fr. 312,093. 33, der Stempelabgabe Fr. 43,661. 70, der Hundesteuer Fr. 97,500 für 8393 Hunde.

Im Jahr 1890 wurden 3013 Wirthschafspatente gelöst.

4. Erziehungswesen. Die Hochschule war im Sommersemester 1890 von 45 Theologen, 51 Juristen, 300 Medizinern und 153 Philosophen, zusammen 549 Studirenden besucht, wozu noch 51 Auditoren kommen; im Wintersemester 1890/91 betrug die Zahl 37 Theologen, 63 Juristen, 273 Mediziner, 165 Philosophen, zusammen 538 Studirende und 97 Auditoren.

Die Thierarzneischule war im Sommersemester von 32, im Wintersemester von 38 Schülern besucht.

Das Gymnasium eröffnete den Schulkurs 1890/91 mit 364 Schülern, die Industrieschule mit 171 Schülern.

Im Lehrerseminar in Küsnacht wurden 153 Zöglinge herangebildet, von diesen unterzogen sich 32 der Staatsprüfung, 31 mit dem gewünschten Erfolg.

Das Technikum in Winterthur war von 375 Schülern besucht.

An der Hochschule wurden Fr. 16,720 Stipendien ausbezahlt, am Seminar in Küsnacht Fr. 34,300.

Alltagsschüler zählte der Kanton Zürich 39,200, Ergänzungsschüler 10,589, Singschüler 16,234, Sekundarschüler 5903.

Das Total der Ausgaben für das Erziehungswesen im Jahr 1890 betrug Fr. 2,495,959. 15.

5. Sanitätswesen. Im Kantonsspital Zürich wurden im Jahr 1890 2800 Personen aufgenommen, wovon 1736 Kantons-, 711 Schweizerbürger und 639 Ausländer mit zusammen 104,065 Verpflegungstagen;

im Kantonsspital Winterthur 862 Aufnahmen mit 40,361 Verpflegungstagen.

6. Armenwesen. Die Gemeinden erhielten an die Armenausgaben pro 1889 Staatsbeiträge von Fr. 147,438. Verschiedene Anstalten erhielten zusammen Fr. 18,550 Staatsbeiträge.

Ende 1890 waren 680 Fabriken im Kanton dem eidgenössischen Fabrikgesetz unterstellt.

Künstlerische und Unterrichtsanstalten.

17. Jahresbericht des Pestalozzianums, umfassend das Jahr 1891. Jahresrechnung: Einnahmen Fr. 13,383. 14, Ausgaben Fr. 17,770. 35. Passivsaldo Fr. 4387. 21.

Die 13. Jahresrechnung des Pestalozzistübchens zeigt Fr. 1200.50 Einnahmen, Fr. 334. 89 Ausgaben, somit einen Aktivsaldo von Fr. 865. 61. Geschenke gingen ein von Behörden, Vereinen und Anstalten 242, von Buchhandlungen, Fabrikanten 178 und von Privaten 177, zusammen 597.

Die Museumsgesellschaft zählte 662 Mitglieder. Eingeführte Gäste zählte die Gesellschaft nur 460. Die Bibliothek hat sich, wie voriges Jahr, um 674 Bände vermehrt. Die Zahl der Zeitungen beträgt 147 (85 schweizerische, 62 ausländische), die der Zeitschriften 498. Die 58. Rechnung schließt mit einem Aktivsaldo von Fr. 6216. 81.

Gemeinnützige und wohlthätige Anstalten und Bestrebungen.

16. Bericht über die Ferienkolonien. Im Sommer 1891 waren auf 5 Stationen (Gupf bei Rehetobel, Löwen in Speicher, Birt bei Speicher, zum ersten Mal Steg bei Fischenthal im Kanton Zürich, und endlich in dem eigens angekauften Hause Schwäbrig) 260 Kinder versorgt. Die Rechnung weist einen Aktivsaldo von Fr. 3303. 03 auf.

Die 24. Rechnung über die Pestalozzistiftung bei Schlieren ergibt einen Vorschlag von Fr. 6860. 67.

Die Hülfsgesellschaft zählte 56 Mitglieder. Die 86. Rechnung der Sparkasse der Stadt Zürich zeigt Ende 1890 18,968 Einleger mit Fr. 8,419,576. 45 Guthaben und einem Reservefond von Fr. 1,129,982. 45. Die 92. Rechnung über die Verwaltung des Hülfsgesellschaftsfonds schließt mit einem Vorschlag von Fr. 1226. 35 bei einem Aktivsaldo von Fr. 122,074. 27.

Die Bernhard Stocker'sche Dienstbotenstiftung prämirte 20 Dienstboten mit je Fr. 20. Einnahmen Fr. 22,747. 30, Ausgaben Fr. 806. 50.

Die allgemeine Krankenkasse zählte im Oktober 1891 1384 Mitglieder. Von den beiden Vereinsärzten wurden 1361 Erkrankungen behandelt. Die 35. Rechnung zeigt einen Vorschlag von Fr. 1754. 55.

Die 15. Rechnung des zürcherischen Hülfsvereins für Geisteskranke, der im Februar 1891 324 Mitglieder zählte, ergab eine Einnahme von Fr. 39,202. 19, eine Ausgabe von Fr. 3882. 53. Saldo Fr. 35,319. 66. Vorschlag Fr. 1511. 46.

Die Trinkerheilstätte Ellikon a. d. Thur beherbergte am 31. Dezember 1891 21 männliche und 3 weibliche Pfleglinge. Saldo Fr. 20,034. 12.

Die 49. Rechnung der Gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Zürich schließt bei Fr. 3671. 72 Einnahme und Fr. 3536. 45 Ausgabe mit einem Aktivsaldo im Betrag von Fr. 135. 27.

Die 9. Rechnung der Anstalt Regensberg zeigt ein Vermögen von Fr. 24,131. 71. Die Anstalt bewohnten 68 Kinder.

Werke der evangelischen Gesellschaft pro 1890/91:

1. Leihbibliothek. Passivsaldo Fr 41. 25.

2. Der Lesesaal war anfänglich von ca. 300 Knaben sonntäglich besucht, in Folge des Eises sank die Zahl auf 120. Die Rechnung weist einen Aktivsaldo von Fr. 18. 30 auf.

3. Die Bibelverbreitung erzielte ein kleines Wachsthum in der Zahl der Abnehmer: Verkauft, theilweise verschenkt wurden 1386 Bibeln, 88 neue Testamente, 1557 Testamente mit Psalmen und 54 Psalmen. Das Vermögen beträgt Fr. 8158. 18.

4. Schriftenverbreitung. Hauptsächlich noch in Folge der Einführung des Gesangbuches für die deutsche reformirte Schweiz erreichte das Depot einen Kassaumsatz von Fr. 112,090. 86. Der kleine Verlag wurde um 2 Schriften vermehrt.

5. Die gottesdienstlichen Verrichtungen in der neuen St. Annakapelle nahmen ihren gewohnten Fortgang; der Pfarrfond vermehrte sich um Fr. 1139. 83.

6. Von den Vereinshäusern wurde die Herberge zur Heimat von 19,682 Durchreisenden benutzt; per Nacht beherbergte sie durchschnittlich 53,9 Reisende. Ca. 700 Stellen wurden vermittelt. Das Gasthaus zum Widder weist 5490 Schlafnächte auf gegen 7230 im Vorjahr. Die Kaffeestube hat eine durchschnittliche tägliche Einnahme von Fr. 81. 60.

7. In die Kranken- und Diakonissenanstalt Neumünster traten 10 neue Diakonissen ein, dagegen erklärten 7 ihren Austritt und 1 starb. Die Anstalt zählt nun 87 eingesegnete, 20 Probe- und 10 Vorprobeschwestern. Es wurden 424 Pfleglinge behandelt. Die Ein-

nahmen betrugen Fr. 123,268. 57; die Ausgaben Fr. 104,559. 45; der Saldo Fr. 18,709. 12.

8. Armenverein. Es sind 512 Bittgesuche eingegangen, davon 424 von früher Unterstützten. 75 wurden theils wegen zu schnell erfolgter Wiederholung der Bitte, theils wegen Unwürdigkeit abgewiesen. Einnahmen Fr. 11,749. 91. Ausgaben Fr. 8911. 38, wovon Fr 6657. 63 für Unterstützungen.

9. Stadt- und Landmission. Die 28. Rechnung ergibt Fr. 91,041. 42 Einnahme, Fr. 17,436. 20 Ausgabe.

10. Die Kommission für Sonntagsheiligung spürt vor allem den Tod des Herrn von Schultheß. Saldo Fr. 53.

11. Die Zahl der Gratislesezirkel vergrößerte sich um 20; Saldo Fr. 743. 35.

12. Hauptkasse. Einnahmen Fr. 30,221. 64. Ausgaben Fr. 17,021. 83. Saldo Fr. 13,199. 91. Vorschlag Fr. 1042. 68.

Die Kinderbewahranstalten der Stadt Zürich umfaßten 6 Anstalten mit 432 Kindern und 12 Lehrerinnen. Die Einnahmen betrugen Fr. 95,664. 19, die Ausgaben Fr. 10,993. 76. 3 Legate beliefen sich auf Fr. 1800.

Die zürcherische Anstalt für Blinde und Taubstumme beherbergte im Jahr 1890/91 11 Blinde und 45 Taubstumme. Einnahmen Fr. 137,651. 23, Ausgaben Fr. 33,145. 33. Vorschlag Fr. 7130. 17.

Der zürcherische Missionsverein hat eine Einnahme von Fr. 34,089. 35 und eine Ausgabe von Fr. 34,055. 10 zu verzeichnen. Die Spezialsammlung für zürcherische Missionare erreichte Fr. 4459. 41 Einnahmen, von denen Fr. 4400 abgesendet wurden.

Protestantisch-kirchlicher Hülfsverein. Einnahmen Fr. 29,075. 59, Ausgaben Fr. 17,210. 10. Die zürcherische Sektion protegirt namentlich die evangelischen Kirchgemeinden Brunnen-Erstfeld, Baar-Zug und Siebnen i. d. March.

Die Anstalt für Epileptische hatte im Jahr 1991 50 männliche, 81 weibliche, zusammen 131 Pfleglinge. Geheilt und gebessert konnten 19 entlassen werden. Die Rechnung schließt mit einem Passiv-Saldo von Fr. 195,772. 25.

Die Rettungsanstalt Friedheim beherbergte in den Berichtsjahren 1889/91 durchschnittlich 22 Knaben und 10 Mädchen. Das Vermögen betrug am 30. April 1891 Fr. 78,305. 12.

Konzerte.

Januar	6.	V. Kammermusikaufführung der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung von Frl. Emilie Aeschlimann.
	15.	Extra-Konzert des Tonhalle-Orchesters zum Benefiz von Herrn Kapellmeister Kempter.
	20.	Aufführung des Gemischten Chores: Achilleus von Bruch. Solisten: Herr Max Pichler, Frl. Hermine Spies, Herr Professor Meschaërt, Frau Luise Wirz-Knispel, Herr Walther Blom.
	27.	V. Abonnements-Konzert der allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung von Herrn C. Troyon aus Lausanne und Robert Heckmann aus Köln.
Februar	3.	Konzert zu Gunsten der Hülfs- und Pensionskasse des Tonhalleorchesters unter Mitwirkung des Herrn Eugen d'Albert und des Männerchors Zürich.
	10.	VI. Abonnements-Konzert der allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung von Frl. Frieda Buchler und Herrn Paul Taffanel.
	17.	Benefiz-Konzert und 25jähriges Dienstjubiläum des Herrn Konzertmeister Oskar Kahl unter Mitwirkung von Frl. Fanny Reinisch.
	22.	Konzert zu Gunsten der Gewerbeschule in Zürich im kleinen Tonhallesaal, von Herrn Dr. Willibald Nagel unter Mitwirkung von Frau Prof. von Tetmajer-Kindermann, Herrn Steinbrecher und Kempter.
	24.	VII. Abonnements-Konzert der allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung von Frl. Carlotta Desvignes und Herrn Emil Vögeli.
März	10.	VIII. Abonnements-Konzert der allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung von Frl. Emma Hiller und Herrn César Thomson.
	15.	Im Großmünster: Konzert des Vereins für klassische Kirchenmusik zum Benefiz des Herrn Paul Hindermann.
	17.	Extra-Konzert der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung von Frau Sophie Menter.
	23.	VI. Kammermusik-Aufführung der Tonhallegesellschaft.

März 27. Charfreitagsaufführung des Gemischten Chores: I. Davidde penitente; II. Requiem, beide komponirt von Mozart. Solisten: Frau Luise Wirz-Knispel, Frl. Emma Süßtrunk, Frau Elisabeth Exter aus München, Herr Emanuel Sandreuter aus Basel, Herr Emil Hegar aus Basel, Herr Johannes Luz.

Mai 2. I. Jubiläumskonzert zur Feier des 50jährigen Bestandes des Sängervereins Harmonie Zürich. Solistin: Frau Herzog-Welti aus Berlin.

3. II. Konzert. Faust von Berlioz unter Mitwirkung der Frau Welti-Herzog sowie des Herrn Hromada aus Stuttgart, Wulff aus Frankfurt a/M., Burgmeier aus Aarau.

Juni 14. Im Börsensaal: Konzert des Männerchors Zürich.

Oktober 25. Benefizkonzert des Herrn Musikdirektor Dr. C. Attenhofer zu Ehren seiner 25jährigen Wirksamkeit als Dirigent, unter Mitwirkung von Frl. Emma Hiller aus Stuttgart, Herrn Robert Kaufmann aus Basel, Herrn J. Burgmeier aus Aarau.

November 1. In der Fraumünsterkirche: Hülfskonzert für Meiringen gegeben vom Männerchor Zürich.

3. I. Abonnements-Konzert der allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung von Frl. Elisabeth Leisinger aus Berlin.

8. In der Großmünsterkirche: Konzert für die Brandbeschädigten, von Paul Hindermann.

10. I. Kammermusikaufführung der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung des Vereins für klassische Kirchenmusik.

17. II. Abonnements-Konzert der allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung von Frau Sohie Menter.

24. Aufführung des Gemischten Chores. Josua, Oratorium von Händel. Solisten: Herr Georg Lederer von Zürich, Herr Anton Sistermans von Frankfurt a/M., Frl. Cäcilie Kloppenburg von Frankfurt a/M., Frl. Pia von Sicherer aus München, Herr H. Jakob, Herr Dr. C. Attenhofer und Herr Armin Knecht.

Dezember 1. III. Abonnements-Konzert der allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung von Herrn Carl Hulir aus Weimar.

6. Konzert des Sängervereins Harmonie Zürich unter Mitwirkung von Frl. Minna Göttlich von Zürich und Herrn Alfons Brun.

Dezember 8. II. Kammermusikaufführung der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung von Frl. Fanny Abdorf.

15. IV. Abonnements-Konzert der allg. Musikgesellschaft unter Mitwirkung von Frl. Pauline Mailhac aus Karlsruhe und Herrn Robert Freund. Zur Feier des hundertjährigen Todestages Mozarts (5. Dezember 1791) sind sämmtliche Stücke des Programmes von diesem Komponisten.

22. III. Kammermusikaufführung der Tonhallegesellschaft unter Mitwirkung von Herrn C. L. Werner aus Baden-Baden.

Uebersicht

der von Oktober 1891 bis Oktober 1892 erschienenen

Beiträge und Materialien zur Geschichte von Stadt und Kanton Zürich.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Bericht über die Reise (des Sängervereins Harmonie) zur Feier des 50. Stiftungsfestes der Liederhalle Karlsruhe, verbunden mit dem Gesangswettstreit für Vereine deutscher Zunge.

Bernoulli, Aug. Eine zürcherische Chronik der Schwaben- und Mailänderkriege. 1499—1516. [Anzgr. f. schweiz. Gesch. 1891, Nr. 6.]

— — Ueber Zürcher Annalen d. XIV. Jahrh. [Anzgr. f. schweiz. Gesch. 1891, Nr. 6.]

Blösch, E. Eine neue Quelle z. Geschichte d. Berner Disputation. [Theol. Zeitschr. a. d. Schweiz. 1891, 3./4. Hft.]

Brandstetter, J. L. Repertorium über die in Zeit- und Sammelschriften der Jahre 1812—1890 enthaltenen Aufsätze und Mittheilungen schweizergeschichtlichen Inhaltes, herausg. von der allg. geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, bearb. v. J. L. Br. Basel 1892.

Brunner, Kd. Die Zunft der Schärer u. ihre hervorragenden Vertreter unter den schweiz. Wundärzten d. 16. Jahrh. Zürich 1891.

B(ruppacher), H. Dr. Kultur- und kirchengeschichtliche Notizen aus einem Dorf vor den Thoren Neu-Zürichs (Zollikon). [Evang. Wochenblatt 1892, Nr. 30 u. 31.]

Dändliker, Prof. Die Anfänge d. Kts. Zürich. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 124.)

Fazy, H. L'alliance de 1584 entre Berne, Zurich et Genève. [Bulletin de l'institut national genèvois s. 31.]; auch separat. Genève 1892.

Fiedler, Karl. Die naturforschende Gesellschaft in Zürich während der letzten zwölf Jahre. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 115/119.]

Furrer, C. Das kirchliche Leben d. Stadt Zürich im 13. Jahrh. [Theol. Zeitschr. a. d. Schweiz 1891, 3./4. Hft.]

Heer, G. St. Felix u. Regula in Spanien. [Jahrbuch d. histor. Vereins d. Kts. Glarus. 27. Hft. Glarus. 1892.]

Huch, R. Die Neutralität d. Eidgenossenschaft, besond. d. Orte Zürich u. Bern während d. span. Erbfolgekrieges. Zürich 1892.

Landau, Elis. Aus den Raths- u. Gerichtsbüchern von Zürich. [Zeitschr. f. Gesch. der Juden. IV, 281 ff.]

Liebenau, Th. v. Stimmungsbilder a. d. zweiten Villmerger-krieg: Encomium Hr. Abgesandten Äschers von Zürich; von Hr. Stattschreiber Holzhalb vndt von Hr. Landtschreiber Edelbach übersetzt. [Anzgr. f. schweiz. Gesch. 1891, Nr. 4.]

Meister, U., Oberst. Zwei militärisch-politische Gutachten von Hs. Conr. Escher v. d. Linth aus dem J. 1800 u. 1801 über „Helvetiens Grenzen gegen Italien" und „Bemerkungen über die nördlichen Grenzen Helvetiens". [N. Z.-Z. 1892, Nr. 70.]

Messikommer, H. Alt-Zürcherische Sitten u. Gebräuche. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 201/202.]

Meyer von Knonau, G. Die Schweizer im Bild einer polit. Streitschrift des 15. Jahrh.: Felix Hemmerlins Dialogus. [Jahrbuch des S. A. C. 26, p. 341/51.]

Mutter, die, der N. Z.-Z. in ihrem ersten Lebensjahre. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 359.]

Näf, A. Die Gemeinde Rüschlikon u. ihre Umgebung; n. gesch. Quellen geschild. Horgen 1891.

Richard, J. W. The theology of Zwingli. [The Luth. Quart. 21, 153—171.]

Schneider, H. Der Antheil Berns an den Friedensverhandlungen während des alten Zürichkrieges u. am Zustandekommen des endgültigen Friedens. [Archiv d. histor. Vereins d. Kts. Bern. 13. Bd., 2. Hft.]; auch separat: Bern 1892.

Schweizer, Paul. Geschichte der schweiz. Neutralität. I. Frauenfeld 1892.

Taschenbuch, Zürcher, a. d. J. 1892. Zürich 1892.

Tobler, A. Beitrag zur appenzell. Geschichte d. J. 1732/33. (J. J. Bodmers Memorial.) [Appenzell. Jahrbücher. 3. F., 4. Hft. 1891.]

Ulrich-Gysi. Eine Zürcher Familienchronik. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 36.]

Urkundenbuch d. Stadt u. Landschaft Zürich. Hg. v. einer Kommission d. antiquar. Gesellschaft in Zürich, bearb. v. J. Escher u. P. Schweizer. 2. Bd. 2. Hälfte. Zürich 1892.

Willi, Dom. Album Wettingense od. Verzeichniß der Mitglieder des Stiftes Wettingen-Mehrerau, 1227—1891. Limburg a. d. L. 1891.

Wyß, F. v. Abhandlungen zur Gesch. des schweiz. öffentlichen Rechts. Zürich 1892.

Politik, Volkswirthschaft.

Aeberli, Ed. Bericht über die Bedeutung u. den gegenwärtigen Bestand der Knabenarbeitsschulen insbesondere im Kt. Zürich. Zürich 1892.

Daszynska, Sophie. Die Bevölkerung von Zürich im 17. Jahrh. Bern 1892.

Flury, A. Kirche u. Schule nach A. Comenius u. H. Pestalozzi. [Theol. Zeitschr. a. d. Schweiz 1891, 3./4. Hft.]

Jahrbuch, Zürcher, f. Gemeinnützigkeit. 1890. Zürich 1891.

Kunz, H. Das zürch. u. eidg. Aktivbürgerrecht. Staatsrechtl. Studie. Zürich 1892.

Orelli, A. v. Die evangelisch-reformirte Landeskirche d. Kts. Zürich u. ihre Stellung zum Staate. Zürich 1891.

O(relli), A. v. Die Gemeinde Wollishofen u. d. Zwang bei der Vereinigungsfrage. [Zürch. Freitagsztg. 1891, Nr. 44.]

Kunstgeschichte, Alterthümer.

Angst, H. Der Zwinglibecher in Zürich. [Anzgr. f. schweiz. Alterthumskunde. 1892, Nr. 2 u. 3.]

A(ngst), H(einrich). Ist das Zürcher Zeughaus 1799 von den Franzosen thatsächlich geplündert worden? [N. Z.-Z. 1891, Nr. 300, 309, 320, 324.]

Engel, A., et Serrure, R. Traité de numismatique du moyen-âge. I. (darin Zürich). Paris 1891.

Gimmi, W. Das Konrad Geßner-Denkmal in Zürich [N. Z.-Z. 1892, Nr. 49.]

— — Das De Candolle-Denkmal in Zürich. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 52.]

— — Das Salomon Geßner-Denkmal in Zürich. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 54/56.]

— — Denkmal in Nänikon. [Basler Nachrichten 1891, Nr. 327.]

— — Zwinglistein bei Kappel. [Ebenda Nr. 326.]

— — Geßner-Denkmal am Klönsee. [Ebenda Nr. 330.]
Oken-Denkmal auf dem Pfannenstiel. [Ebenda Nr. 347.]

Hunziker, J. Das Waldmannhaus zu Blickenstorf bei Zug. [Anzgr. f. schweiz. Alterthumskunde. 1892, Nr. 4.]

Messikommer, H. Altes und Neues von der Ruine „Werdegg". [N. Z.-Z. 1892, Nr. 17.]

— — Nachgrabungen auf der Ruine Werdegg bei Hittnau. [Anzgr. f. schweiz. Alterthumskunde 1892, Nr. 1.]

Messikommer, J. Ein interessanter römischer Fund bei Ottenhausen. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 40.]

— — Die erratischen Blöcke im Zürcher Oberlande. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 45.]

— — Eine neue römische Niederlassung. [Anzgr. f. schweiz. Alterthumskunde. 1892, Nr. 2.]

Nagel, W. Eine musikgeschichtliche Urkunde d. 16. Jahrh. in d. Simmler'schen Sammlung d. Zürcher Stadtbibliothek. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 330.]

Zeller-Werdmüller, Hrch. Die Kapelle auf der Kiburg. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 242].

— — Das „Wasserhaus im Rohr" bei Rümlang. [Anzgr. f. schweiz. Alterthumskunde. 1892, Nr. 4.]

Topographie.

Adreßbuch d. Stadt Zürich einschl. d. bisher. Ausgemeinden f. 1892. Zürich 1892.

Ganz, J. Der Grundriß d. evang.-reform. Kirchenbaues mit besond. Berücksichtig. d. f. eine evangel.-reform. Kirche in Enge eingereichten Pläne. [Theol. Zeitschr. a. d. Schweiz 1891, 3./4. Hft.]

Gyger, Hs. Kd. H. K. G's Züricher Kantonskarte. 1667; (mit Text v. H. Zeller-Werdmüller). (Facs.-Reprodukt.) Zürich 1891.

Heer, J. C. [illegible] [Zürch. Freitagszeitung 1891. Nr. [illegible]]

Zürich [illegible] Verzeichnis der Bürger der [illegible] Zürich [illegible] 1892. Zürich 1892.

[illegible] Karte des [illegible] Zürich. [Vierteljahrsschr. d. naturforsch. Gesellsch. Zürich [illegible] Nr. 457.]

Ziegler, J. M. Karte des Kantons Zürich. Maßstab 1/125000, revidierte Ausgabe von 1892. Zürich 1892.

Literatur und Literaturgeschichte.

Bächtold, J. Geschichte d. deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld 1892.

Corrodi, A. [illegible] Zürich 1892.

[illegible] Zürich 1892.

— — [illegible] 2. A. Zürich 1892.

[illegible] Dichter. [Schweiz. Reformblätter 25. Nr. 12 ff.]

Frey, Lina. Conr. Ferd. Meyers Gedichte u. Novellen. Leipzig 1892.

Heer, J. C. Im Ballon: Fahrten des Kapitän Spelterini. Zürich 1892.

— — Die zürcherische Dialektdichtung. Ein Literaturbild. Zürich 1892.

Huch, Ricarda. Evoë, dramatisches Spiel. Berlin 1892.

Kalender, Züricher, a. d. J. 1892. Zürich 1892.

Maienfisch, Ernst Rob. Drei Erzählungen. Zürich 1891.

Meyer, Conr. Ferd. Angela Borgia. Leipzig 1892.

— — Zur Weihe eines neuen Schulhauses (in Kilchberg) [Schweiz. Rundschau 1892, Nr. 2.]

Meyer von Knonau, L. Das Fabelbuch M. v. K's, in Auswahl herausg. u. eingeleitet von Fr. Prosch. [Progr. des Staatsgymnasiums im 4. Bezirk Wien.]

Mittheilungen d. antiquar. Gesellschaft in Zürich. XXIII, 3: Die ältesten Hymnensammlungen von Rheinau, von J. Werner. Leipzig 1892.

Odinga, Th. Ein Idyll Rudolf Gwalthers über Zwinglis Tod. [Theol. Zeitschr. a. d. Schweiz, VIII, p. 54.]

(Pestalozzi, O.) Zürcherischer Regentenspiegel aus vergangener Zeit. [Zürch. Freitagsztg. 1892, Nr. 6.]

Pestalozziblätter, herausg. von der Kommission des Pestalozzistübchens in Zürich. Jg. 1892. Zürich.

Rahm, J. J. J de Berge. Lustspiel in Zürcherdialekt. [Helvetia, 15. Jg., 9.—11. Hft.]

Spitteler, Karl. Gustav, ein Idyll. Zürich 1892.

— — Récits et légendes. Trad. de l'allm. Neuch. 1892.

— — Literarische Gleichnisse. Zürich 1892.

Stutz, J. Die Luftschlösser. Lustspiel in Zürcher Mundart. Neue Ausg. St. Gallen 1891. [Schweizer Volksbühne Nr. 2.]

Weber, L. M. Hans Waldmann, Trauerspiel. Zürich 1892.

Wieland, C. M. Geschichte der Gelehrtheit. Hg. v. L. Hirzel. Frauenfeld 1891. [Bibliothek ält. Schriftwerke d. deutschen Schweiz. 2. Ser., 3. Hft.]

Biographie, Nekrologe.

Aufzeichnungen eines Offiziers der Schweizergarde in Paris; Aug. und Sept. 1792. [Zürcher Post 1891, Nr. 274, 277/78.]

Brahm, Otto. Karl Stauffer-Bern; s. Leben, s. Briefe, s. Gedichte. Stuttgart 1892.

Brenning, Emil. Gottf. Keller nach s. Leben u. Dichten. Bremen 1892. [Vgl.: Was einer über G. K. zu schreiben im Stande ist. Von X. Y. Z. N. Z.-Z. 1892, Nr. 28/29.]

Chatelanat, P. Le professeur Oswald Heer. Lausanne 1892.

Elissen, O. A. Fr. Alb. Lange, eine Lebensbeschreibung. Leipzig 1892.

Ernst, A. W. Heinrich Leutholds; ein Dichterporträt. Mit ungedruckten Briefen u. einem Bildniß Leutholds v. F. v. Lenbach. Hamburg 1891.

Festschrift z. Feier d. 50jähr. Doktor-Jubiläums; K. W. v. Nägeli in München u. A. v. Kölliker in Würzburg gewidmet v. d. Universität, d. eidg. Polytechnikum, d. Thierarzneischule in Zürich. Zürich 1891.

Finsler, G. J. C. Lavater. [Illustr. Zeitung 1891, 15. Nov.]

— — Kant u. Lavater. [Kirchenblatt für die ref. Schweiz, VI, Nr. 30.]

Frey, Ad. Erinnerungen an Gottfried Keller. Leipzig 1892.

Funk, H. Herders Briefe an Lavater. [Allg. Zeitung 1891, Beilage zu Nr. 264.]

(Geßner, Salomon.) — Aus dem Briefwechsel zw. G. und Ramler, mitgetheilt von Karl Schüddekopf. S.-A. Berlin 1891.

Götzinger, E. Altes u. Neues; gesammelte Aufsätze. St. Gallen 1891. (Darin: Vadian u. Zwingli als Humanisten).

Habel, E. C. F. Meyer. [Westermanns Monatshefte 1891, Hft. 419.]

Heer, J. C. Johanna Spyri. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 303/304.]

Herzog, E. Robert Kälin, 1833—1863 kathol. Pfarrer in Zürich. Vortrag. Solothurn 1891.

(Hirzel, Salomon.) Nachlese a. d. Briefwechsel zw. d. Brüd. Grimm u. S. H. Von M. Lexer. [Zeitschr. f. dtsch. Alterth. 35. Bd. (Anzeiger 17. Bd.).]

Horner, (Joh. Kasp.) — Aus den Manuskripten von Hofrath Horner. (Von R. Wolf.) [Vjschr. d. naturforsch. Gesellsch. Zürich. 36. Jg., 3./4. Hft., Ntz. S. 393.]

Isler, Alex. Prof. Dr. Salomon Vögelin, Nationalrath. Winterthur 1891.

Keller, Gottfr. Ein Brief G. K's. [Zürcher Post 1892, Nr. 1.]

Kohüt, A. J. C. Lavater. [Handels=Courier 1891, Nr. 273/274.]

(Landolt, Joh. Hch.) Aus dem Reisetagebuch eines jungen Zürichers i. d. J. 1782—84; herausg. v. Ernst Dümmler. Halle 1892. [Njbl., herausg. v. d. histor. Kommission d. Prov. Sachsen., 16.]

— — Ebenso. [Göthe=Jahrbuch, XIII, 122 ff.]

(Lavater, J. C.) — Briefe Herders an Lavater. Mitgetheilt v. Heinrich Funk. [Allgem. Ztg. 1891, Beil.=Nr. 264/265.]

— — Ein poetischer Nachruf Lavaters an Salomon Geßner. [Schweiz. Rundschau 1892, Nr. 3.]

— — Ein Stück Lavater; aus seinen Briefen an Isaak Iselin während der Jahre 1768 u. 1769, mitgetheilt von Sem.=Dir. J. Keller. [Kirchenblatt 1892, Nr. 36—42.]

Omont, H. Une lettre de Conrad Gessner (1543) à David Chytraeus. [Zentralblatt f. Bibliothekwesen, VIII, p. 122.]

Pellikan, Konrad. Die Hauschronik K. P's von Rufach. Ein Lebensbild aus der Reformationszeit. Deutsch von Theod. Vulpinus. Straßburg 1892.

Pestalozzi, H. Denkschreiben an einen Täufling. [N. Z.=Z. 1890, Nr. 73.]

(Stapfer, Ph. A.) Aus Ph. A. St's Briefwechsel. Herausg. v. R. Luginbühl. 2 Bde. Basel 1891. [Quellen z. Schweizer=Gesch. 11. u. 12. Bd.]

(Stauffer, Karl.) Briefe von K. St. Von A(lbert). F(leiner). [N. Z.=Z. 1892, Nr. 153.]

Stern, Alfr. Paul Usteri über K. E. Oelsner, 1799. [Deutsche Zeitschrift f. Geschichtswissenschaft, V, 374.]

Waldmann, F. Karamsin in Zürich 1789. [N. Z.=Z. 1892, Nr. 137/140 u. 173/179.]

Wiget, Th. Pestalozzi u. Herbart. Leipziger Dissertation, I, 1891.

Wyß, B. Heinrich Keller, der Züricher Bildhauer u. Dichter. Frauenfeld 1891.

Berlepsch, H. E. v.; von A(dolf) St(äbli). [Schweiz. Rundschau 1892, Nr. 2.]

Bodmer, Kaspar (Bogota). [N. Z.-Z. 1892, Nr. 238.]

Brunner, Friedrich. [Vjschr. d. naturforsch. Gesellsch. Zürich., 37. Jg., 1. Hft., Ntz. 456.]

Fritzsche, Otto Fridolin. — Zu O. F. F's achtzigstem Geburtstag. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 267.]

Biographie, Allgemeine deutsche. 33. Bd. Leipzig 1891. Darin: Schweizer, Gottfried (Günther); Schweizer, Johann Jakob (Franz Brümmer); Sealsfield, Charles (Franz Brümmer); Semper, Gottfried (H[ans] S(emper].)

Portrait-Gallerie, Schweizerische. 35./45. Hft. Zürich 1891/92. Darin: Albert Heim, Peter Emil Huber, Heinrich Karl Pestalozzi, Joh. Jakob Trachsler, Heinrich Weber, Ludwig Forrer, Heinrich Angst, Johann Rudolf Rahn, Ernst Gladbach, Hans Kaspar Honegger, Karl Stauffer, J. J. Weilenmann, Ulrich Meister, Eduard Schär, Jean Nötzli, Adolf Tobler, Joh. Heinrich Bühler-Honegger, Richard Kißling.

---

† Biermer, Anton, Prof. Dr. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 187.]

† Conradin, Fr. Von F. R. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 241.]; Von W. B. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 243.]; [Zürch. Freitagsztg. 1892, Nr. 35.]

† Corrodi, Sal. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 196.]; [Zürch. Freitagsztg. 1892, Nr. 28.]

† Eberhard, August. [Landbote 1891, Nr. 267.]

† Fierz-Landis, Karl. — [N. Z.-Z. 1892, Nr. 86.]; [Zürch. Freitagsztg. Nr. 14.]; [Allg. Schweizer-Ztg. Nr. 79.]; — Am Grabe von K. F.-L. [N. Z.-Z. Nr. 89.] — (Beerdigung.) [N. Z.-Z. Nr. 90.] — Angst H.: K. F.-L. [Zürcher Post 1892, Nr. 79.] — Schultheß-Rechberg, Gust. v. Worte der Erinnerung an K. F.-L. Zürich 1892. — (Hardmeyer-Jenny, J. J.) Blätter der Erinnerung an K. F.-L. Zürich 1892.

† Hauser-Späth, Adolf. Von V(iktor) St(utzer). [N. Z.-Z. 1892, Nr. 33.]; Von H. A. [Zürcher Post 1892, Nr. 28.]

† (Henle, Jakob.) Der Anatom H. in Zürich. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 108.]

† Kägi, Joh. Heinr. (Rektor.) [Landbote 1892, Nr. 153]; [Z.-Z. 1892, Nr. 179.]

† Kramer, a. Dekan; von Pfarrer Heß in Fällanden. [Ev. Wochenbl. Nr. 17.]

† Meiß, Hans. Von R(ahn). [Anzg. f. schweiz. Alterthumskunde 1892, Nr. 1.]

† Meyer, J. C. — K(oller) T(raugott), Statthalter J. C. M. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 12.]

† Müller, Joh. Heinr. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 348.]

† Nabholz-Baur, Adolf. [Zürch. Freitagsztg. 1891, Nr. 43.]

† Orelli, Albert Aloys v. Von S(chneider). [N. Z.-Z. 1892, Nr. 33.]; [Zürch. Freitagsztg. Nr. 6.]; [Allg. Schweizer-Ztg. Nr. 31.]; Zürcher, E., † Prof. Dr. A. v. O. [Zeitschr. f. schweiz. Strafrecht 1892, 1. u. 2. Hft.]; [Ev. Wochenbl. Nr. 6 (L. Pestalozzi).]

† Pestalozzi, Heinr., Major. [Zürch. Freitagsztg. 1892, Nr. 10.]; [Ev. Wochenbl. Nr. 9 (L. Pestalozzi).]

† Regel, Eduard von. [Zürch. Freitagsztg. 1892, Nr. 19.]
† Rüegg, A. (z. Florhof, Wädensweil). [N. Z.-Z. 1892, Nr. 273.]
† Suter, Eduard. — L(udwig) T(obler), † Dr. Ed. Suter. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 362/363.]
† Vogel-Hotz, Arnold. [N. Z.-Z. 1891, Nr. 334.]; [Zürch. Freitagsztg. 1891, Nr. 49.]
† Werdmüller, J. C., Prof. Von L. Schröter. [N. Z.-Z. 1892, Nr. 284.]

Neujahrsblätter auf 1892.

Antiquarische Gesellschaft. Heinrich Bullingers Beschreibung des Klosters Kappel und sein heutiger Bestand. Von M. Hottinger, H. Zeller-Werdmüller u. J. R. Rahn.
Feuerwerker-Gesellschaft, Nr. 87. U. Meister: Militärisch-politische Beiträge zur Geschichte des Untergangs der XIIIörtigen Eidgenossenschaft. (Fortsetzung und Schluß.)
Hülfsgesellschaft, Nr. 92. A. Weber: Die öffentlichen und privaten Wohlthätigkeitsanstalten des Kts. Zug.
Künstlergesellschaft, Nr. 52. François Bocion (von R. Pestalozzi-Wiser); Otto Frölicher (von Pfr. Gamper).
Musikgesellschaft, Nr. 79. O. Lüning: Friedr. Chopin.
Naturforschende Gesellschaft, Nr. 94. Arn. Lang: Geschichte der Mammutfunde; ein Stück Geschichte der Paläontologie nebst einem Bericht über den schweiz. Mammutfund in Niederwenigen 1890/91.
Stadtbibliothek. Das Reichsland Uri in den Jahren 1218—1309 (von G. von Wyß).
Waisenhaus, Nr. 55. Joh. Konr. Meyer-Hoffmeister, med. Dr. (von H. von Wyß).

Hülfsgesellschaft Winterthur. J. Morf: Aus der Geschichte der Taubstummenbildung.

Stadtbibliothek Winterthur. Aus dem Briefwechsel zwischen Ulr. Hegner u. J. G. Müller. I.

Druck von [illegible] & Co. in [illegible].



